

Pia Gerhards

Nachbarschaftsbeziehungen älterer Menschen
Subjektive Konzepte und Hilfefpotenziale

Eine Untersuchung organisierter und nichtorganisierter Nachbarschaft

Vom Fachbereich Raum und Umweltplanung der Technischen Universität Kaiserslautern zur Verleihung des akademischen Grades "Doctor rerum politicarum" (Dr. rer. pol)) genehmigte Dissertation.

Promotionskommission:

Vorsitz:

Prof. Dr. Holger Schmidt

Betreuer und Berichterstatter:

Prof. Dr. Annette Spellerberg

Prof. Dr. Christine Hannemann

Tag der mündlichen Prüfung: 20. April 2017

Dekan des Fachbereichs: Prof. Dr. Sascha Michael Henninger

Inhalt

1	Einleitung: Nachbarschaft als „Ressource“ für und von ältere(n) Menschen?	1
1.1	Problemstellung: Unklarheit über subjektive Sichtweisen älterer Menschen auf Nachbarschaft	3
1.2	Ziele und Fragestellungen	5
1.3	Methode	7
1.4	Aufbau der Arbeit	8
2	Der Nachbarschaftsbegriff in der Fachdiskussion	9
2.1	Erscheinungsformen von Nachbarschaftsbeziehungen	14
2.2	Gegenseitige Unterstützung in Nachbarschaftsbeziehungen	17
2.3	Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe in der modernen Gesellschaft.....	21
2.4	Wandel von Nachbarschaftsbeziehungen.....	24
3	Nachbarschaft als soziologisches Konzept	26
3.1	Grundlegung durch die „Klassiker“ der Soziologie.....	26
3.1.1	Nachbarschaft bei Ferdinand Tönnies.....	27
3.1.2	Nachbarschaft bei Georg Simmel	31
3.1.3	Nachbarschaft bei Max Weber.....	36
3.1.4	Zusammenfassung der Aussagen der Klassiker zu Nachbarschaft.....	40
3.2	Weitere theoretische Konzepte zu Nachbarschaft	41
3.2.1	Nachbarschaftsbeziehungen als sozialer Austausch	41
3.2.2	Nachbarschaftsbeziehungen als Gemeinschaft.....	45
3.2.3	Nachbarschaftsbeziehungen als Form des bürgerschaftlichen Engagements	48
3.2.4	Zusammenfassung der weiteren theoretischen Konzepte	51
4	Organisierte Formen von Nachbarschaftsbeziehungen	53
4.1.1	Siedlergemeinschaften	53
4.1.2	Gemeinschaftliche Wohnprojekte	55
5	Ältere Menschen als Akteure in der Nachbarschaft – theoretische Konzepte	59

5.1	Abgrenzung der Lebensphase Alter	59
5.1.1	Konzepte des Alters.....	59
5.1.2	Strukturwandel der Alters	64
5.2	Ältere und ihre sozialen Netze	67
5.2.1	„Klassische“ Ansätze: Aktivitäts- und Disengagementthese	68
5.2.2	Erweiterte Ansätze: Sozioemotionale Selektivitätstheorie, sozialer Konvoi und Austauschtheorie.....	70
5.3	Die Bedeutung von Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe für ältere Menschen.....	73
5.3.1	Veränderte Lebensumstände und Bedürfnisse im Alter	75
5.3.2	Ältere Menschen und Nachbarschaft.....	77
5.3.3	Nachbarn als Netzwerkpartner älterer Menschen.....	78
6	Ältere Menschen als Akteure in der Nachbarschaft – Ergebnisse aus deutschlandweiten Bevölkerungs-Surveys	80
6.1	Ältere und Nachbarschaft im Deutschen Alterssurvey	81
6.2	Ältere und Nachbarschaft im Sozioökonomischen Panel	88
6.3	Ältere und Nachbarschaft im Deutschen Freiwilligensurvey	91
6.4	Zusammenfassung der Ergebnisse aus den Bevölkerungs-Surveys	94
7	Eigene empirische Untersuchung: Erhebungs- und Analyseverfahren der qualitativen Studie ...	97
7.1	Fragestellungen	97
7.2	Beschreibung des Forschungsverständnisses	99
7.3	Anwendung des Forschungsverständnisses.....	102
7.4	Die angewendete Methode: Leitfadenterviews.....	103
7.5	Vorgehensweise der Datenerhebung.....	107
7.6	Erläuterung der Auswertungsmethode.....	110
7.6.1	Analyse der einzelnen Fälle	111
7.6.2	Fallübergreifende Analyse.....	114

8	Subjektive Konzepte von Nachbarschaft bei älteren Menschen - Ergebnisse qualitativer Interviews.....	117
8.1	Kurzcharakterisierung der Befragten	117
8.2	Subjektive Konzepte von Nachbarschaft.....	121
8.2.1	Die Ebenen von Nachbarschaft	121
8.2.1.1	Ebene der Funktionalität	122
8.2.1.2	Ebene der Emotionalität.....	125
8.2.1.3	Ebene der „Rahmung“	128
8.2.1.4	Fiktive Ebene	129
8.2.2	Vielfältigkeit von Nachbarschaft: „Den Nachbarn“ gibt es nicht	131
8.2.3	Nachbarschaft in Abgrenzung zu Verwandtschaft und Freundschaft.....	134
8.2.3.1	Verwandtschaft	134
8.2.3.2	Freundschaft.....	135
8.3	Nachbarschaft im Alltag, Alltag in der Nachbarschaft – Beziehungen und Interaktionen..	137
8.3.1	Beziehungsformen.....	137
8.3.2	Kommunikation in Nachbarschaftsbeziehungen – Smalltalk, Regeln, „Nöte und Sorgen“.....	148
8.3.3	Begründungen und Bedingungen der Kontaktintensität	149
8.3.3.1	Individuelle Nachbarschaftsbeziehungen – hohe Intensität.....	150
8.3.3.2	Individuelle Nachbarschaftsbeziehungen – geringe Intensität	155
8.3.3.3	Kollektive Nachbarschaftsbeziehungen	156
8.3.4	Selbst- und Fremdwahrnehmung innerhalb der Nachbarschaft.....	157
8.3.4.1	Selbstwahrnehmung der Befragten	157
8.3.4.2	Wahrnehmung anderer Bewohner	158
8.3.5	Normen und Verhaltenserwartungen	161
8.3.6	Grenzen in den Beziehungen zueinander.....	163
8.3.7	Konflikte, Störendes und darauf bezogene Lösungsstrategien.....	165

8.3.8	Orte des nachbarschaftlichen Kontakts – privat, halböffentlich, öffentlich	169
8.4	Nachbarschaftshilfe – Realitäten und Potenziale.....	178
8.4.1	Motive der Hilfeleistung.....	178
8.4.2	Relevanz von Hilfe durch Nachbarn im Vergleich zu anderen Personen	180
8.4.3	Reziprozität der Leistungen.....	181
8.4.4	Leistungsarten	184
8.4.4.1	Realisierte Leistungen	184
8.4.4.2	Hypothetische Leistungen	188
8.4.5	Voraussetzungen und Entstehungsbedingungen von Nachbarschaftshilfe.....	189
8.4.6	Hinderungsgründe und Grenzen der Nachbarschaftshilfe.....	192
8.4.6.1	Auf Seiten der Leistenden	192
8.4.6.2	Auf Seiten der Empfänger	196
9	Typologie der alltäglichen Nachbarschaftsbeziehungen älterer Menschen	199
9.1	Potenziale von Nachbarschaft: Leicht zu verrichtende Tätigkeiten und Alltägliches im Vordergrund.....	199
9.2	Nachbarschafts(hilfe)typen	202
9.2.1	Die nachbarschaftlich Eingebundenen	202
9.2.2	Die freundlich Distanzierten.....	204
9.2.3	Die Erwartungsvollen	205
9.3	„Normale“ vs. „organisierte“ Nachbarschaften	207
10	Fazit und Diskussion der Ergebnisse.....	210
11	Ausblick.....	216
12	Literaturverzeichnis	220
13	Anhang.....	245

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Nachbarschaft bei Ferdinand Tönnies	30
Abb. 2: Nachbarschaft bei Georg Simmel	35
Abb. 3: Nachbarschaft bei Max Weber	39
Abb. 4: Die drei untersuchten Wohnkontexte	108

Tabellenverzeichnis

Tab. 1: Junge vs. alte Alte	63
Tab. 2: Zentrale Theorien zur Verringerung sozialer Netze im Alter	68
Tab. 3: Enge des Kontakts zu Nachbarn (DEAS)	82
Tab. 4: Bestimmungsfaktoren der Enge des Kontakts zu Nachbarn bei Personen ab 60 Jahre.....	83
Tab. 5: Stellenwert von Nachbarn im persönlichen Netzwerk.....	87
Tab. 6: Enge des Kontakts zu Nachbarn (SOEP)	89
Tab. 7: Häufigkeit von Nachbarschaftsbesuchen	90
Tab. 8: Mindestens eine Person aus der Nachbarschaft als bedeutsame Person	91
Tab. 9: Hilfe von Nachbarn möglich	92
Tab. 10: Hilfe für Nachbarn	93
Tab. 11: Pflege für Nachbarn.....	93
Tab. 12: Frageleitfaden.....	106
Tab. 13: Nachbarschafts(hilfe)typen	203
Tab. 14: Bestimmungsfaktoren der Enge des Kontakts zu Nachbarn bei allen Altersgruppen.....	245

Abstract

Im Kontext des demographischen Wandels, insbesondere des steigenden Anteils älterer Menschen, verweisen Politik und Wissenschaft auf die Zivilgesellschaft, um Versorgungsdefizite auszugleichen. Die Nachbarschaft nimmt dabei eine zentrale Rolle ein. Nachbarschaftliche Beziehungen erscheinen als ideale Instanzen, um Unterstützungsbedarfe Älterer aufzufangen, aber auch als Kontexte, in denen das Engagement von „jungen Alten“ genutzt werden kann. Bislang ist allerdings unklar, wie Beziehungen zu Nachbarn von Älteren interpretiert werden und damit, welche Potenziale für Unterstützung vorliegen.

In der vorliegenden Arbeit wird mittels qualitativer Befragungen das subjektive Verständnis von Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe bei älteren Menschen untersucht, die zur Gruppe der „jungen Alten“ gezählt werden können, d.h. noch ein aktives und unabhängiges Leben führen. Die Konzepte, die es herauszuarbeiten gilt, werden den durch die Befragten berichteten Interaktionen und Formen des Kontakts gegenübergestellt. Dabei werden drei unterschiedliche Wohnkontexte berücksichtigt: Erstens Nachbarschaftsbeziehungen in städtischen Wohnlagen; zweitens in Einfamilienhaussiedlungen, in denen sog. Siedlergemeinschaften bestehen, in denen sich die Bewohnerinnen und Bewohner als Vereine zusammengeschlossen haben; drittens in gemeinschaftlichen Wohnprojekten, bei denen das nachbarschaftliche Miteinander einen Teil des Selbstverständnisses ausmacht.

Es wird der Frage nachgegangen, wie sich die subjektive Interpretationen und Argumentationen älterer Menschen in Wohnkontexten mit unterschiedlichen Formen der Organisation des Zusammenlebens in Bezug auf Nachbarschaftsbeziehungen und die darin stattfindenden Hilfeleistungen darstellen. Die Arbeit soll so zu einem besseren Verständnis von Nachbarschaft älterer Menschen beitragen. Schließlich soll damit ein Beitrag geleistet werden zur Klärung der Frage, ob und unter welchen Bedingungen Nachbarschaft „belastbar“ ist und somit Nachbarschaftshilfe ein Konzept darstellen kann, dass tragfähige Strukturen für gegenseitige Unterstützung bietet. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass Nachbarschaftsbeziehungen ein durchaus hohes Potenzial aufweisen können in Bezug auf kleine, alltagsunterstützende Leistungen. Dauerhafte und intensivere Formen der Unterstützung sind dagegen selten und bedürfen besonderer, individueller und/ oder struktureller Rahmenbedingungen.

1 Einleitung: Nachbarschaft als „Ressource“ für und von ältere(n) Menschen?

Die Diskussion um die soziale Bedeutung von Nachbarschaft hat einen ambivalenten Charakter, worauf u.a. Hamm (2000: 174) hinweist. Auf der einen Seite wird konstatiert, dass in der modernen Gesellschaft „Nachbarschaft“ als soziale Beziehung nicht (mehr) existiere. Hier schwingen nostalgische und sozialromantische Gedanken mit über einen in der Vergangenheit vermeintlich vorherrschenden „besseren“ Zustand der Gesellschaft, in der Solidarität und Zusammenhalt zwischen Menschen selbstverständlich und allgegenwärtig gewesen seien.¹ Auf der anderen Seite wird in Nachbarschaftsbeziehungen große Hoffnung gesetzt, Defizite auf politischer und wirtschaftlicher Ebene auszugleichen, etwa wenn öffentliche Infrastrukturen oder privat-kommerzielle Dienstleistungen nicht ausreichend oder kostengünstig zur Verfügung gestellt werden können.

In Deutschland gab es vor allen in den 1960er und 1970er Jahren intensive wissenschaftliche Forschungen zu Nachbarschaft und Nachbarschaftsbeziehungen (vgl. z.B. Atteslander 1960; Klages 1968 [1958]; Vierecke 1972; Hamm 1973). Heute werden Nachbarschaftsbeziehungen thematisiert als Mittel zur Lösung ganz unterschiedlicher sozialen Herausforderungen wie Überalterung, Vereinsamung, Armut, Gewalt, sozialer Ausgrenzung oder gesellschaftlicher Spaltung (vgl. Reutlinger et al. 2015: 11). Es existieren zahlreiche kommunale Projekte sowie Bundesprogramme, die durch investive (physisch-materielle Gestaltung von Infrastruktur) und nicht-investive (auf die sozialen Zusammenhänge zielende) Maßnahmen zu einer intensiven Gestaltung von Nachbarschaftsbeziehungen beizutragen versuchen (vgl. Brüscheiler et al. 2015: 229). „[I]nnerhalb politisch initiiertes Förder- und Aktivierungsprogramme [wird] versucht, nachbarschaftliche Hilfe- und Unterstützungssysteme aufzubauen, nachräumliche Netzwerke zu stärken oder allgemeiner den sozialen Zusammenhalt resp. Kitt unter den Bewohnerinnen und Bewohnern bestimmter Gebiete zu generieren.“ (Reutlinger et al. 2015: 11)

¹ Die Frage, ob dies tatsächlich jemals der Fall gewesen ist, wird dabei meist nicht hinterfragt (vgl. Hüllemann et al. 2015: 25).

Insbesondere auch im Zusammenhang mit den durch den demografischen und sozialen Wandel wachsenden Problemen der Versorgung älterer Menschen wird immer wieder über die Leistungsfähigkeit von nachbarschaftlichen Netzwerken diskutiert (vgl. z.B. Günther 2005; Dörner 2007; Bäcker et al. 2008; Scholl/Konzet 2010). Angesichts leerer öffentlicher Kassen und gleichzeitig stark ansteigenden Kosten im Bereich der Pflege, die durch die demographische Situation in Deutschland aktuell und zukünftig entstehen, verweisen Politik und Wissenschaft hier auf die „Zivilgesellschaft“ oder „Bürgergesellschaft“ als alternative Versorgungs- und Hilfeinstanz. Die Nachbarschaft nimmt dabei eine bedeutende Rolle ein (vgl. z.B. Dörner 2007; Günther 2005; Meyer/Budowski 1993), unter anderem da in Zukunft – z.B. Aufgrund von demografischen und sozialen Tendenzen, wie etwa zunehmender Individualisierung, sowie Erfordernisse des Arbeitsmarktes und der Mobilität – mit einem Rückgang familiärer Hilfefpotenziale zu rechnen ist (vgl. Netzwerk: Soziales neu gestalten 2008: 30; Wasel/Schiele 2009).

In vielen sozialpolitischen Veröffentlichungen wird auf die vermeintlichen Potenziale der Nachbarschaftshilfe hingewiesen, insbesondere *von* älteren Menschen (den sogenannten „jungen Alten“) sowie auch *für* ältere Menschen (die hilfe- und pflegebedürftig sind) (vgl. z.B. BMFSFJ 2001: 39; BMFSFJ 2002: 210). Nachbarschaften erscheinen demnach einerseits als ideale Instanzen, um den Unterstützungsbedarf der wachsenden Zahl älterer und hochaltriger Menschen aufzufangen – andererseits gleichzeitig aber auch als Kontexte, in denen das seit einiger Zeit verstärkt geforderte Engagement der „jungen Alten“ genutzt werden kann. Daher werden Möglichkeiten der lokalen Förderung nachbarschaftlicher Zusammenhänge auch von der Stadtpolitik, Stadtplanung und Stadtentwicklung angestrebt (vgl. Rohr-Zänker/Müller 1998).

Entsprechend der wünschenswerten Vorteile von „guten“ Nachbarschaftsbeziehungen wird im Sozialgesetzbuch Nachbarn eine besondere Rolle bei der Versorgung pflegebedürftiger

Menschen zugesprochen.² Dabei bleibt unklar – und dies ist vom Gesetzgeber vermutlich auch so beabsichtigt – welche Konzepte von Nachbarschaft zugrunde gelegt werden und was die beschriebene bzw. gewünschte Hilfe unter Nachbarn beinhaltet. Es scheint in politischen Texten gelegentlich eine romantisierende Vorstellung von Nachbarschaftsbeziehungen vorzuherrschen, in der von grundsätzlich mit Sympathie verbundenen Beziehungen ausgegangen wird. Nachbarschaft wird einseitig positiv gesehen und andere, in diesem Zusammenhang unerwünschte Aspekte werden ausgeklammert, wie beispielsweise Streitigkeiten oder eine zu starke gegenseitige Kontrolle, die mit Nachbarschaft einhergehen kann (vgl. Beck/Sopp 1997: 10; Wurzbacher 1954: 135ff.). Doch wird im wissenschaftlichen Diskurs auch darauf hingewiesen, dass die Leistungsfähigkeit von Nachbarschaft nicht überschätzt und als Allheilmittel für gesellschaftliche Missstände missverstanden werden sollte (vgl. Hamm 2000: 176; siehe auch Reutlinger et al. 2015: 15ff.).

1.1 Problemstellung: Unklarheit über subjektive Sichtweisen älterer Menschen auf Nachbarschaft

Trotz der hohen zivilgesellschaftlichen Bedeutung, die der sozialen Nachbarschaft beigemessen wird, nehmen Beziehungen zu Nachbarn in empirischen Studien zu Unterstützungsbeziehungen und -netzwerken älterer Menschen häufig nur wenig Raum ein. Dies zeigt sich bei einer Durchsicht der bestehenden Untersuchungen. Werden sie berücksichtigt, dann bleibt häufig ungeprüft, welche Konzepte von Nachbarschaft zugrunde gelegt werden, wie sich Nachbarschaften von älteren Menschen ausgestalten und was die beschriebene bzw. gewünschte und die tatsächlich vorhandene Hilfe unter Nachbarn beinhaltet.

Was ältere Personen unter dem Begriff Nachbarschaft verstehen, wurde bislang nicht systematisch wissenschaftlich erforscht. Untersuchungen zum Engagement in der Nachbarschaft

² Dort heißt es in § 3 SGB XI: „Die Pflegeversicherung soll mit ihren Leistungen vorrangig die häusliche Pflege und die Pflegebereitschaft der Angehörigen und Nachbarn unterstützen, damit die Pflegebedürftigen möglichst lange in ihrer häuslichen Umgebung bleiben können.“

gehen in der Regel von einem einheitlichen Nachbarschaftsbegriff der Befragten aus. In quantitativen Befragungen werden Item-Batterien oder Beispiele vorgegeben, anhand derer die Befragten ihre Nachbarschaftsbeziehungen beurteilen sollen, so dass bestimmte Konzepte von Nachbarschaft implizit immer wieder unreflektiert verwendet werden. Dies betrifft vor allem Fragen zur Kontakthäufigkeit und zur Einschätzung von Verhältnissen. Zudem werden Unterstützungsleistungen durch Nachbarn häufig nur unzureichend abgegrenzt zu solchen von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten. Auch werden die geleisteten Tätigkeiten zumeist nicht differenziert erfasst (vgl. z.B. BMFSFJ 2009: 95). Es ist anzunehmen, dass aus diesen Gründen einerseits bedeutende Aspekte der Nachbarschaft nicht ausreichend betrachtet werden, wie etwa emotionale Unterstützung oder auch konflikthafte Verhältnisse. Andererseits besteht die Gefahr, dass Tätigkeiten der Nachbarschaftshilfe zugerechnet werden, die für die Befragten nicht relevant sind oder die sie selbst nicht der Nachbarschaftshilfe zurechnen würden. Beispielsweise ist bisher nicht geklärt, inwieweit dauerhafte Unterstützungsbeziehungen überhaupt als nachbarschaftliche Verhältnisse betrachtet werden. In repräsentativen Umfragen kommt selten eine Auswahl von möglichen Assoziationen zum Einsatz, wie z.B. Freunde, Verwandte, Bekannte (Ausnahme: Emnid 2004, zitiert nach Günther 2009: 446). In diese Richtung weist auch die Untersuchung von Mewes (2010: 124), der anhand von Surveydaten feststellt, dass zwar viele persönliche Beziehungen innerhalb des Kontextes der Nachbarschaft entstehen, aber nicht unter diesem Begriff benannt werden.

Bisherige Untersuchungen, die subjektive Sichtweisen von Nachbarschaft berücksichtigen, fokussieren entweder auf bestimmte regionale Kontexte (vgl. z.B. Hainz 1999 zum dörflichen Leben) oder spezielle Formen von Nachbarschaften, wie z.B. institutionalisierte Nachbarkreise (vgl. Honvehlmann 1990). Eine vergleichende Perspektive von verschiedenen Wohnkontexten wird darin nicht eingenommen, so dass kaum deutlich wird, ob gegenseitige Unterstützung diesbezüglich variiert oder sich ähnelt. Darüber hinaus werden in diesen Studien alle Altersgruppen betrachtet, sie sind für eine genauere Darstellung von Nachbarschaftskonzepten im höheren Lebensalter nicht differenziert genug. Auch die Perspektive der gegenseitigen Unterstützung, was sowohl die Rolle der Älteren als Hilfeleister und -empfänger beinhaltet, wird in diesen Studien meist nur am Rande behandelt.

Bei diesen Forschungsdefiziten im Bereich der subjektiven Konzepte von Nachbarschaftsbeziehungen setzt die vorliegende Untersuchung an. Es wird in unterschiedlichen Wohnkontexten, die sich hinsichtlich der Organisation des Zusammenlebens unterscheiden, auf individueller Ebene untersucht, welches Verständnis von Nachbarschaft bei älteren Menschen vorliegt. So kann herausgearbeitet werden, welche Bedeutung unterschiedliche Deutungsmuster für gegenseitige Hilfeleistungen haben, um so Potenziale von Nachbarschaftsbeziehungen aufzudecken.

1.2 Ziele und Fragestellungen

Anschließend an die beschriebenen gegensätzlichen Sichtweisen und unklaren Befunde stellt sich die Frage, welche Rolle Nachbarn und Nachbarschaftsbeziehungen in der heutigen Gesellschaft spielen und welche Formen von Hilfe und Unterstützung im Rahmen von Nachbarschaft leistbar sind. Zudem ist fraglich, welche Formen von Hilfe überhaupt gewünscht werden, und zwar sowohl in Bezug auf diejenigen, die Hilfe erbringen, als auch in Bezug auf die Empfänger von Hilfsleistungen. Die vorliegende Arbeit soll mit dem Fokus auf die Gruppe ältere Menschen, genauer der „jungen Alten“, hierzu Erkenntnisse erbringen.

Ziel der Arbeit ist es, das Ausmaß des Hilfefpotenzials von Nachbarschaften in Bezug auf die Zielgruppe der „jungen Alten“ aufzuzeigen, indem subjektive Konzepte (Bedeutungen) und damit verbundene Nachbarschaftsaktivitäten (Handeln) empirisch untersucht werden. Das Hauptaugenmerk liegt dabei darauf, die Vielfalt der Gestaltungsarten von Nachbarschaften offenzulegen. Dadurch soll ermöglicht werden, diese Art der sozialen Beziehung und ihre Bedeutung im höheren Lebensalter genauer darzustellen und die Diskussion über Hilfe- und Unterstützungsnetzwerke im Alter um die Erkenntnisse auf dieser Basis zu ergänzen.

Der Arbeit liegen dementsprechend die folgenden drei zentralen Fragestellungen zugrunde³; diese sollen schlussendlich dazu beitragen zu klären, welches Potenzial die alltäglichen Nachbarschaftsbeziehungen von Älteren für gegenseitige Hilfeleistungen aufweisen:

³ Auf die Fragestellungen wird in Abschnitt 7.1 nochmals genauer eingegangen.

- a) Wie stellen sich subjektive Konzepte von Nachbarschaftsbeziehungen bei der untersuchten Zielgruppe dar?
- b) Welche Arten von Beziehungen und Interaktionen werden mit Nachbarschaft verbunden?
- c) Wie sind die Vorstellungen von gegenseitiger Hilfe zwischen Nachbarn?

Zudem wird quer zu diesen Fragestellungen geklärt, ob und ggf. wie wohnstrukturelle bzw. organisationale Bedingungen Einfluss nehmen auf das Verständnis und die Relevanz nachbarschaftlicher Verhältnisse und Handlungen. Hier ist von Interesse, wie sich subjektive Interpretationen und Argumentationen von Nachbarschaft und den darin stattfindenden Hilfeleistungen in Wohnkontexten mit unterschiedlichen Formen der Organisation nachbarschaftlicher Beziehungen darstellen und ob sich entlang dieser Bezugslinien deutliche Unterschiede herausarbeiten lassen (städtisches Wohnen, Wohnprojekte, Siedlergemeinschaften). Diesbezüglich wird angenommen, dass sich die nachbarschaftlichen Beziehungen vor dem Hintergrund des Organisationsgrades des Zusammenlebens voneinander unterscheiden könnten. Dies wird jedoch nicht als deterministische Bedingung betrachtet, da auch intrakontextuelle Unterschiede (also Unterschiede zwischen Bewohnern des gleichen Wohnkontextes) vermutet werden, die möglicherweise die zwischen den einzelnen Wohnkontexten bestehenden Unterschiede überlagern.

Bei den Untersuchungen standen jeweils die Einzelperspektiven der befragten Personen auf das Zusammenleben mit den Menschen in der direkten Wohnumgebung im Mittelpunkt, so dass es sich nicht um eine umfassende Beschreibung und Analyse der einzelnen wohnstrukturellen Bedingungen handelt, sondern um ausgewählte Fallbeispiele und deren Hintergrundbedingungen.

Zudem können und sollen nicht die gesamte Einbindung von Individuen in ein soziales Netzwerk und die damit einhergehenden Strukturen der sozialen Unterstützung erfasst werden, wie es etwa in der Netzwerkforschung der Fall ist (vgl. z.B. Jansen 2006). Der Fokus liegt in der vorliegenden Arbeit auf der Betrachtung des einzelnen Beziehungstypus Nachbarschaft. Aus einer akteurszentrierten, mikroperspektivischen Sichtweise heraus wird nur dieser Aspekt von Unterstützungsnetzwerken betrachtet. Die diesbezüglichen Wahrnehmungen und Konzepte der Befragten stehen im Vordergrund. Relationale Aspekte dieser zu anderen sozi-

alen Beziehungen sind eine nur am Rande behandelte Thematik. Dennoch können Konzepte aus der Netzwerktheorie auch im hier betrachteten Kontext Hinweise zur Systematisierung erbringen. Die kleinste in der Netzwerkforschung untersuchte Analyseeinheit ist die Dyade, die eine Beziehung zwischen zwei Personen beschreibt (vgl. ebd.: 60f.). Nachbarschaftsbeziehungen können aus dieser Perspektive oder aus der Perspektive des Kollektivs aller Personen in einer bestimmten Wohnumgebung betrachtet werden. In den für diese Arbeit durchgeführten Interviews werden beide Aspekte thematisiert, also sowohl die beschriebenen Beziehungen zwischen der Befragten und einzelnen Nachbarn sowie zwischen den Befragten und der Nachbarschaft insgesamt. Allerdings wurden die Interviews jeweils nur mit einem einzelnen Individuum oder mit einem zusammenlebenden Paar durchgeführt, nicht mit den entsprechenden nachbarschaftlichen Netzwerkpartnern, so dass immer ausschließlich die individuelle Perspektive und Wahrnehmung betrachtet wird.

1.3 Methode

Grundlage der methodischen Herangehensweise der empirischen Studie im Rahmen dieser Arbeit ist ein interpretativer und interaktionistischer Ansatz. Soziales Handeln älterer Menschen wird untersucht, indem an Interpretationen des einzelnen Akteurs angesetzt wurde. Angewendet wird dazu ein qualitatives Vorgehen mit leitfadengestützten Interviews (siehe Abschnitt 7.4). Es wurden 15 Interviews mit insgesamt 19 Personen geführt.

Um beide Seiten von Unterstützungsbeziehungen älterer Menschen – das Leisten und den Empfang von Hilfe – betrachten zu können, wurden Personen ab 60 Jahre in die Untersuchung einbezogen, die nicht mehr erwerbstätig sind und selbstständig in Privathaushalten leben. Der Fokus liegt somit auf Personen, die körperlich und in ihrer Lebensweise relativ mobil sind.

Beispielhaft wurden drei verschiedene Kontexte des Wohnens betrachtet: 1. Einfamilienhaussiedlungen, deren Bewohner sich in sogenannten „Siedlergemeinschaften“ zusammengeschlossen haben, 2. gemeinschaftliche Wohnprojekte, in denen die sozialen Beziehungen der Bewohner einen wichtigen Aspekt des Alltags darstellen und 3. „normale“ städtische

Wohnlagen, in denen keine speziellen Bedingungen zur Förderung von Nachbarschaftsbeziehungen bestehen. Diese Wohnkontexte stehen als Fälle für eine Vielfalt von Zusammenhängen zwischen Wohnnachbarn, die sich in Deutschland vorfinden lassen.

1.4 Aufbau der Arbeit

Im Folgenden wird in Kapitel 2 zunächst ein Überblick gegeben, was unter Nachbarschaft verstanden wird und mit welcher Bedeutung der Begriff in der vorliegenden Arbeit verwendet wird. Hier werden auch Hintergrundinformationen zu den in die Untersuchung einbezogenen Wohnkontexten gegeben. In Kapitel 3 werden theoretische Ansätze im Zusammenhang mit Nachbarschaft vorgestellt, die einen Hintergrund bilden können für die Einordnung der später darzustellenden Ergebnisse dieser Arbeit. Kapitel 4 enthält eine Beschreibung von organisierten Formen von Nachbarschaft, die später in der empirischen Untersuchung im Rahmen dieser Arbeit aufgegriffen werden. Anschließend wird in Kapitel 5 auf die Lebensphase „Alter“ und ihre unterschiedlichen Bestimmungsfaktoren eingegangen, um die untersuchte Personengruppe einordnen zu können. In Kapitel 6 werden Ergebnisse quantitativer Untersuchungen wiedergegeben, die Einblicke geben in den Stand der empirischen Forschung zum Thema Nachbarschaft. Das Vorgehen der empirischen Untersuchung der vorliegenden Arbeit wird in Kapitel 7 beschrieben. In Kapitel 8 werden die Ergebnisse der durchgeführten Studie in Bezug auf die drei oben genannten Fragestellungen und damit verbundene Aussagen der Befragten erläutert. In Kapitel 9 werden die zentralen Erkenntnisse noch einmal zusammenfassend dargestellt. Schließlich wird in Kapitel 10 ein Fazit gezogen und die Ergebnisse werden diskutiert, bevor in Kapitel 11 ein Ausblick gegeben wird.

2 Der Nachbarschaftsbegriff in der Fachdiskussion

Nachbarschaft ist ein den meisten Menschen vertrauter Begriff, unter dem sich fast jeder etwas vorstellen kann, in der Regel auch eigene Erfahrungen gemacht hat und Anekdoten aus eigenen Erlebnissen wiedergeben kann. Gleichzeitig ist Nachbarschaft aber auch ein sehr komplexes Phänomen, das durch eine Reihe von sozialen, räumlichen und organisatorischen Elementen beeinflusst wird und für das je nach Betrachtungsweise andere Faktoren ausschlaggebend sind.

In der Fachliteratur herrschen unterschiedliche Definitionsansätze und Herangehensweisen an den Begriff Nachbarschaft vor, die jeweils andere Sichtweisen auf Nachbarschaft in den Fokus setzen. Zum einen wird der Begriff durch die räumliche Dimension definiert. Als grundlegend wird dabei angesehen, dass Nachbarschaft zuallererst ein zumindest theoretisch abgrenzbares Gebiet innerhalb einer Stadt oder einem Ort sei, also eine räumliche Einheit, die bestimmte Komponenten beinhaltet, wie infrastrukturelle Gegebenheiten, Einrichtungen und Wohngebäude (vgl. z.B. Schnur 2008). In diesem Fall wird der Begriff Nachbarschaft gleichbedeutend verwendet mit Begriffen wie etwa „Quartier“, „Stadtteil“ oder einer abgrenzbaren „Wohngegend“. Der Fokus der Betrachtung liegt hierbei nicht auf den Personen, die innerhalb eines Gebietes leben. Sie nutzen dieses Gebiet und sind dadurch nur ein Aspekt unter anderen, der eine Nachbarschaft definiert (vgl. z.B. Galster 2001: 2112). Dieser Verständnisweise entspricht auch das englischsprachige Konzept von „neighbourhood“ (vgl. z.B. Müller 2008: 10). Blokland (2003: 213) definiert: „Quite simply, a neighbourhood is a geographically circumscribed, built environment that people use practically and symbolically.“. Nachbarschaft wird in dieser Sichtweise zunächst betrachtet als geographische Nähe von Gebäuden, Wohnungen und den darin lebenden Personen; es werden physische Komponenten in den Vordergrund gestellt. Der Begriff beschreibt damit also, bezogen auf die Menschen vor Ort, zunächst einmal die Tatsache des nahen Beieinander-Wohnens in einem räumlichen Gebiet. Im deutschen Sprachgebrauch wird unter Nachbarschaft in diesem Sinne im Gegensatz zum Englischen meist ein kleineres Gebiet verstanden, dessen genaue Ausdehnung für verschiedene Personen und Orte sehr unterschiedlich sein kann und in der Regel nicht klar definiert ist (vgl. Müller 2008: 10).

Im Unterschied dazu wird auch von Nachbarschaft als (gebietsbezogener) Gemeinschaft („place-community“) gesprochen, wenn das Verhalten der Menschen in diesem Gebiet, ihre Beziehungen zueinander und ihre Wahrnehmung des Gebietes stärker in die Betrachtung einbezogen werden (vgl. Davies/Herbert 1993, zit. nach: Meegan/Mitchell 2001: 2172). Mit solchen Sichtweisen sind häufig normative Vorstellungen verbunden, die Nachbarschaftsbeziehungen im Sinne von „sozialem Kapital“ oder „Kohäsion“ als einen wichtigen Aspekt der städtischen Entwicklung, sowohl in gesellschaftlicher als auch ökonomischer Hinsicht, ansehen. Der Begriff Nachbarschaft beinhaltet zunächst keine Wertung, er wird aber in der letztgenannten Verständnisweise auch als Bezeichnung von „positiven Beziehungen“ zwischen Menschen benutzt. Nachbarschaft grenzt sich dann ab von Anonymität (das reine „Nebeneinanderwohnen“ würde in dieser Deutungsweise nicht als Nachbarschaft bezeichnet). Diese Sichtweise schließt aber die Möglichkeit ein, dass keinerlei Interaktionen zwischen den Bewohnern eines Gebietes stattfinden und völlige Anonymität herrscht, also der Grad der Gemeinschaft gleich Null ist.⁴ Diese Lesart des Begriffs kann auch weitere Nuancen der Wertung beinhalten. Insbesondere wenn beschreibende Adjektive hinzugefügt werden, wie etwa „gute“ oder „intakte“ Nachbarschaft. So wird aus einem zunächst objektiven, einen Zustand beschreibenden Begriff ein normatives Konzept.

Eine weitere Lesart von Nachbarschaft setzt den Fokus noch stärker auf soziale und netzwerkbezogene Faktoren, was zum einen organisationale Überlegungen in den Vordergrund stellen kann, etwa die Ausprägung gemeinsamer Interessen und deren formelle oder informelle Vertretung nach außen, zum anderen sich auf die individuellen oder kollektiven sozialen Beziehungen zueinander beziehen kann. Nachbarschaft wird dabei verstanden als das „Gefüge sozialer Beziehungen von Bewohnerinnen und Bewohnern einer Region [...], die in überschaubarer Nähe leben und in gewissem Umfang an gleichen Einrichtungen partizipieren“ (Richter/Wächter 2009: 22, dort nach Kawachi/Berkmann 2003). Damit können zum

⁴ Vierecke (1972: 15) schreibt: „Zwischen der räumlichen Nähe und der nachbarlichen Beziehung besteht jedoch nur ein kausales Verhältnis (d.h. Nachbarschaft kann nur aufgrund der Nähe entstehen) und keine Wechselwirkung in der Weise, daß alle räumlich miteinander verbundenen Menschen auch in Nachbarschaftsbeziehungen zueinander stehen.“

einen kollektive Beziehungsstrukturen zwischen mehreren Personen, zum anderen bilaterale Beziehungen zwischen jeweils zwei Personen gemeint sein. Dies wird aktuell unter den Stichworten „neue Nachbarschaft“, „Gemeinschaften“ oder „Netzwerke“ vor allem auch in der Quartiersplanung diskutiert (siehe z.B. Schader Stiftung 2006; Montag Stiftung Urbane Räume: „Projekt Neue Nachbarschaft“). Es wird nach Wegen und Konzepten gesucht, wie – insbesondere auch ältere – Menschen in Städten und Landgemeinden gut und sicher an ihren Wohnorten leben können. Ein Bestandteil dessen ist sehr häufig die Integration in den Wohnort durch Netzwerke zwischen den Bewohnern.

Grundsätzlich davon zu unterscheidende Sichtweisen auf Nachbarschaft sind solche, die nicht am Gebiet ansetzen, sondern die Beziehungen und die Kontakte der Personen zueinander, die in räumlicher Nähe zueinander wohnen, in den Vordergrund stellen. Hierunter sind Herangehensweisen zu fassen, die Nachbarschaft vor allem als soziales Phänomen, als eine spezifische Art von Beziehung zwischen Individuen betrachten, die verglichen werden kann mit anderen Beziehungsformen, wie etwa Verwandtschaft oder Freundschaft. Hier wird als Nachbarschaft angesehen, was sich zwischen Personen abspielt, ihre Kommunikation und Interaktionen miteinander. Die Beziehungen gehen dabei anders als bspw. in Freundschaften oder Familien von den Wohnungen der einzelnen Personen aus, nicht von den Personen selbst. Die Individuen sind somit prinzipiell auswechselbar, die Position des Nachbarn wird ihnen aufgrund der gegebenen (Wohn-)Bedingungen zugeschrieben. Nachbarschaftlichen Beziehungen liegt daher zunächst keine Sympathie oder anderswie geartete Emotionalität zugrunde. Wie die Rolle des Nachbarn ausgefüllt wird, ist gestaltbar und kann prinzipiell vielfältige Formen annehmen, von freundschaftlichen Beziehungen über starke Distanzierung bis hin zu konflikthaften Kontakten (vgl. Hamm 2000: 174). Nachbarschaft wird aus diesem Blickwinkel von jedem Einzelnen individuell hergestellt und ist abhängig von seinen Präferenzen (vgl. dazu Brüscheiler et al. 2015: 237ff.)

Für die Beziehungsform Nachbarschaft ist zwar räumliche Nähe im Kontext des Wohnens Voraussetzung (vgl. z.B. Siebel 2009: 1). So sieht Pfennig (1995) den „sozialen Kontext“ Nachbarschaft als räumlich platziertes Handlungsfeld an (wie bspw. auch den der Arbeitskollegen), im Gegensatz zu Bekannten und Freunden, die sie als auswahlorientierte Handlungsfelder bezeichnet; letztere sind gekennzeichnet durch die Freiwilligkeit, mit der Interaktio-

nen eingegangen und auch beendet werden, wohingegen Interaktionen mit Nachbarn und Arbeitskollegen eher formal, funktional oder normativ vorgegeben sind (vgl. Pfennig 1995: 72; Hollstein 2001: 127). Dennoch bedingt die räumliche Nähe die Beziehung zu Nachbarn nicht ausschließlich. Denn räumliche Nähe allein erzeugt noch keine gegenseitige Kenntnis oder Kontakt miteinander (vgl. z.B. Günther 2009: 45). Engere Interaktionsbeziehungen wie regelmäßige Hilfe oder gegenseitige Besuche kommen häufiger zustande, wenn weitere Gemeinsamkeiten, insbesondere ähnliche Lebensstile, vorliegen (vgl. Pfeil 1959; Siebel 2009: 8). Somit sind in sozial homogenen Nachbarschaften die Chancen für Austausch und Hilfe höher als in heterogenen Nachbarschaften. Allein durch räumliche Nähe entsteht keine gemeinschaftliche Verbundenheit, es sind emotional orientierte Beziehungen dazu notwendig (vgl. Blokland 2003: 73ff.).

Ähnlich komplex wie der Begriff „Nachbarschaft“ ist auch der Begriff „Nachbar“. Er bezeichnet in seiner einfachsten Form üblicherweise eine Person, die in der Wohnumgebung einer oder mehrerer anderer Personen lebt. Es müssen dabei keine persönlichen Kontakte zueinander bestehen, die Personen können einander unbekannt sein, sie müssen aber zumindest auf theoretischer Ebene von der Existenz des jeweils anderen wissen. Es können aber auch persönliche Kontakte bestehen, die von sehr unterschiedlicher Intensität, Frequenz und Emotionalität sein können. Der Begriff „Nachbar“ beinhaltet hierzu keine genaueren Deutungen. Allerdings ist auch er häufig normativ aufgeladen, bspw. wenn er in sozialpolitischen Zusammenhängen verwendet wird. Häufig wird hier ein „guter“, z.B. hilfsbereiter Nachbar einem desinteressierten, auf die eigene Privatheit und Distanzhaltung orientierten gegenübergestellt.

Insbesondere sind es auch netzwerktheoretisch orientierte Ansätze, die Nachbarschaft als eine Beziehungsart betrachten und Nachbarn als (potenzielle) Akteure darin (vgl. z.B. Hollstein 2001). Diese Betrachtungsweise unterscheidet sich auch dadurch von der räumlich orientierten, dass sie einzelne Individuen in den Fokus der Betrachtung stellt. Von diesen ausgehend interessiert dort, welche Interaktionen und Beziehungsformen zu welchen anderen Personen im Wohnumfeld bestehen und wie diese wahrgenommen werden.

Folgt man diesem Ansatz, sind nochmals eine Reihe von unterschiedlichen Sichtweisen auf Nachbarschaft möglich. So kann Nachbarschaft als das „Ganze“ des Netzwerkes innerhalb

bestimmter räumlicher Grenzen betrachtet werden oder als eine Bezeichnung für die individuelle Beziehung zwischen zwei Personen. Hollstein (2001: 115) sieht die Beziehung zwischen Nachbarn typischerweise in Form einer Dyade gegeben, also zwischen zwei Nachbarn. Hamm (1973: 18) dagegen definiert Nachbarschaft als „eine soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren“. So aufgefasst ist die Interaktion von Individuen Voraussetzung für Nachbarschaft. In der Definition von Hamm wird allerdings eine Komponente hinzugefügt, deren grundsätzliche Existenz fraglich ist: Der Begriff der Gruppe enthält eine Reihe von Implikationen, die im Hinblick auf den sozialen oder Beziehungsaspekt von Nachbarschaft kritisch zu sehen sind.⁵ Hamm selbst schränkt diese Sichtweise ein, wenn er in einer späteren Publikation zu bedenken gibt, dass sich „strukturell gesehen, nachbarliche Beziehungen in sich überschneidenden Kreisen fortsetzen“ (Hamm 1982: 144).

In der vorliegenden Arbeit wird Nachbarschaft als eine Art von Beziehung verstanden, die Interaktion zwischen mindestens zwei Personen beinhaltet, die nah beieinander wohnen. Es ist dabei zunächst nicht eindeutig, was diese Nachbarschaft im sozialen Sinne ausmacht oder was sie eben nicht ausmacht. Wie sie sich in verschiedenen Kontexten ausgestalten, welche Arten von Interaktionen erfolgen und wo diese stattfinden, ob ggf. Elemente von Gruppen darin enthalten sind, ist Gegenstand der Untersuchung. Alle weiteren – z.B. räumlichen, baulichen, organisatorischen – Aspekte können eine Rolle dabei spielen, wie sich die Wahrnehmung des Einzelnen bezüglich dieser Interaktionen und ihre individuelle Relevanz gestaltet.

⁵ Die Beschreibung von Nachbarschaften als soziale Gruppe weist einige Schwierigkeiten auf, da Nachbarschaften eine Reihe von gruppenspezifische Voraussetzungen nicht erfüllen. So weisen sie meist keine klare Abgrenzung eines „Innen“ von einem „Außen“ auf, die Grenzen sind stattdessen fließend. Auch fehlen in Nachbarschaften oft wesentliche Merkmale, wie die Dauerhaftigkeit der Beziehungen und bewusste Selektion der Mitglieder (vgl. z.B. Klages 1968 [1958]: 108f.; zu Begriff und Inhalt der sozialen Gruppe siehe z.B. Homans 1972). Auch gemeinsame Zielsetzungen und ein Gruppenbewusstsein fehlen in vielen Fällen. Böhnisch merkt an „Ohne Zweifel treten [...] „Wir-Gefühle“ auf, werden freigesetzt, wenn gemeinsame Interessen aktiviert werden. Sie gehören aber nicht so ohne weiteres zur Grundform nachbarschaftlicher Beziehungen.“ (Böhnisch 2015: 157) Laut Roth bildet Nachbarschaft eine „intermediäre soziale Kategorie“ (Roth 2001: 11) zwischen dem Vertrauten und dem Fremden.

Sie werden aber nicht als allein konstituierend für eine Nachbarschaftsbeziehung angesehen. Ein weiterer Aspekt ist die Abgrenzung von anderen Arten zwischenmenschlicher Beziehungen – bspw. Freundschaft, Verwandtschaft – die ebenfalls in (wohn-)räumlicher Nähe einer Person gegeben sein können.

2.1 Erscheinungsformen von Nachbarschaftsbeziehungen

Nachbarschaftsbeziehungen stellen eine Sonderform sozialer Beziehungen dar, die Unterstützungspotenzial bieten können. Weber beschreibt soziale Beziehungen als „ein seinem Sinngehalt nach aufeinander und gegenseitig eingestelltes und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer“ (Weber 1922: 13). Das soziale Netzwerk einer Person besteht dann aus allen ihren sozialen Beziehungen (vgl. Diewald 1991). Über soziale Beziehungen werden Normen vermittelt, die ein soziales Miteinander wiederum erst ermöglichen (vgl. Hollstein 2002: 19).

In der sozialwissenschaftlichen Forschung zum Thema Nachbarschaft der letzten Jahrzehnte wurden einige Versuche der theoretischen Einordnung und Präzisierung von unterschiedlichen Arten von Nachbarschaftsbeziehungen vorgenommen.

Granovetter (1973) unterscheidet starke und schwache soziale Beziehungen. Kennzeichen starker Beziehungen sind ein hoher Zeitaufwand, starke emotionale Verbundenheit, gegenseitige Nähe sowie Vertrauen und gegenseitige Hilfeleistungen. Diese Intensität weisen schwache Beziehungen nicht auf. Sie sind in Gelegenheitskontakten gegeben, etwa zwischen Bekannten, Arbeitskollegen oder Nachbarn (vgl. Granovetter 1973: 1361).

Nach Mann (1954) kann unterschieden werden zwischen „manifesten“ und „latenten“ Nachbarschaftsbeziehungen. Manifeste sind sichtbare soziale Beziehungen zwischen Nachbarn, wie gegenseitige Besuche und gemeinsame Freizeitaktivitäten. Latente Beziehungen bestehen dagegen in positiven Einstellungen gegenüber Nachbarn, die sich bei Bedarf in konkreten Handlungen äußern, insbesondere in Notfällen. Latente Nachbarschaftsbeziehungen können als Grundlage der Solidarität zwischen Personen in einer Wohnumgebung angesehen werden und haben somit nach Mann (1954: 168) möglicherweise eine höhere Bedeutung als manifeste Beziehungen zu Nachbarn.

Atteslander (1960: 419) grenzt in Anlehnung an Heberle (1959) die „normative“ von der „emotiven“ Nachbarschaft ab. Die normative Nachbarschaft ist demnach geprägt durch ein Gefühl gegenseitiger Verpflichtung und soziale Normen. Durch die vorhandene räumliche Nähe entsteht ein Bedürfnis nach Distanz. Dagegen beruht die emotive Nachbarschaft auf Freiwilligkeit, die räumliche Nähe ist hier von geringerer Bedeutung, es treten Gemeinsamkeiten, etwa von Schicht oder Lebensstil in den Vordergrund.

Klages (1968 [1958]: 127f.) unterscheidet drei Typen des Nachbarschaftsverhaltens: zereemonielles Verhalten, Solidarverhalten und individuelles Verhalten. Das zereemonielle Verhalten zeigt sich beispielsweise im gegenseitigen Grüßen. Es ist durch Konventionen bestimmt, unverbindlich und auf Distanzerhaltung ausgerichtet. Es wird in der Regel generalisiert angewandt, d.h. es werden nur geringe Selektionen von Personen vorgenommen, Voraussetzung ist lediglich ein Bewusstsein über die Zugehörigkeit einer Person zur Wohnnachbarschaft. Das Solidarverhalten umfasst z.B. Hilfe im Bedarfsfall. Es wird meist beschränkt auf einen bestimmten Zweck und auf einen kleineren Kreis ausgewählter Personen. Auch hier spielt die Schaffung von Distanz zu den Personen in der Wohnumgebung eine wichtige Rolle. Das individuelle Verhalten zwischen Nachbarn beinhaltet spezifische Handlungsweisen, die sich je nach Ausprägung der Bekanntschaft unterscheiden. Diese Art des Verhaltens ist im Gegensatz zu den anderen beiden nicht auf Distanz, sondern vielmehr auf die Schaffung sozialer Nähe ausgerichtet.

Laut Vierecke (1972: 47f.) existieren vier Formen von Nachbarschaft: der potenzielle Nachbar, der Nachbar der faktischen Nähe, der Nachbar des kommunikativen Bezugs und der qualifizierte Nachbar. Zunächst sind für den einzelnen Bewohner alle Personen, die in der näheren Umgebung seines Hauses/ seiner Wohnung leben, „potentielle Nachbarn“. Mit diesen besteht keine Interaktion, möglicherweise ist nicht einmal die Existenz der anderen bekannt. Der „Nachbar der faktischen Nähe“ ist dagegen als „In-der-Nähe-Wohnender“ bekannt, aber auch mit diesem finden keine Interaktionen statt, es muss keine soziale Beziehung bestehen. Dies ist dagegen bei dem „Nachbar des kommunikativen Bezugs“ der Fall. Hier bestehen mindestens Grußbeziehungen untereinander, aber auch negative oder konflikthafte Kontakte sind möglich. Mit dem „qualifizierten Nachbarn“ finden zielgerichtete Interaktionen statt, es besteht ein Vertrauensverhältnis, so dass eine intensivere Kommuni-

kation und Interaktion möglich wird, wie etwa gegenseitige Hilfe in Notlagen. Dieser Typ kann auch Freundschaftsverhältnisse einschließen.

Anhand der Ergebnisse einer ethnografischen Studie in einem Stadtteil Rotterdams grenzt Blokland (2003) in Anlehnung an Webers Typen des sozialen Handelns vier Dimensionen nachbarschaftlicher Beziehungen voneinander ab: 1. Sozialer Austausch: Es handelt sich um instrumentell-rationale, zweckorientierte Interaktionen, die sich eher auf Rollen (z.B. Verkäufer, Arzt) oder abstrakte Akteure (z.B. Bürokratie) beziehen als auf Individuen. 2. Wertorientierte Verbindungen: Dies sind wertrationale Beziehungen, die an Geselligkeit orientiert sind. Interaktion ist hier jedoch nicht notwendig, der „Andere“ muss nicht konkret sein, es kann sich bspw. um eine Kirchengemeinde oder eine politische Organisation handeln. 3. Gefühlsbezogene Verbindungen: Sie sind emotionaler Art, werden bestimmt durch Sympathie und Vertrauen gegenüber einzelnen, nicht austauschbaren Individuen sowie durch gemeinsame Interessen. Es bestehen langanhaltende Interaktionen. 4. Wechselverhältnisse: Hier findet kein soziales Handeln in Webers Sinn statt, direkte Interaktionen fehlen oder können zufällig sein. Es handelt sich um abstrakte und unvermeidliche Verbindungen zu fremden Personen deren Handeln dennoch das eigene Leben beeinflusst (z.B. Regierung, Gesamtgesellschaft, Fußballfans, Jugendbanden im Stadtteil).

Mit Bourdieu lassen sich die Ressourcen, die aus sozialen Beziehungen, wie z.B. Nachbarschaften, erwachsen, als Kapitalform eines Individuums betrachten. „Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens und Anerkennens verbunden sind; oder anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen.“ (Bourdieu 1983: 190f.). Auch aus der Sicht Colemans (1988: 98; 1991: 392) liegt das soziale Kapital in den Beziehungen, die zwischen Personen bestehen. Aus der Sicht von Bourdieu (wie auch für Coleman und Putnam) ist dafür das dauerhafte Bestehen dieser Beziehungen im Sinne einer Gruppenzugehörigkeit Voraussetzung (vgl. Hennig 2010: 180). Dies erscheint jedoch – wie bereits oben angemerkt – in Nachbarschaftsbeziehungen nicht generell der Fall zu sein, da Nachbarschaften, anders als Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen stärker vom Ort abhängig sind.

Zu unterscheiden sind zwei Sichtweisen auf das Konzept des Sozialkapitals, die Bourdieu (wie auch Coleman) nicht deutlich voneinander abgrenzt (vgl. Hennig 2010: 179). So kann es zum einen als individuelles Gut betrachtet werden, wie dies etwa Bourdieu tut: „Soziales Kapital wird dabei ähnlich betrachtet wie Humankapital, da angenommen wird, dass die Investitionen, die die Individuen mit der Erwartung an eine Gegenleistung tätigen, einen Nutzen oder Vorteil für die Individuen schaffen. Fasst man die individuellen Erträge jedoch zusammen, nutzen sie auch der Gemeinschaft. Dennoch liegt der Schwerpunkt der Analyse beim Sozialkapital als individuellem Gut darauf, wie erstens Individuen in soziale Beziehungen investieren und wie zweitens Individuen, die in soziale Beziehungen eingebetteten Ressourcen nutzen, um eine Gegenleistung zu erzielen bzw. einen Nutzen daraus zu ziehen.“ (ebd.: 178)

Zum anderen stellt Sozialkapital ein Kollektivgut dar, das in Gruppen entwickelt und erhalten wird. Putnam benennt drei Elemente, die für diese Form des sozialen Kapitals zentral sind: 1. Netzwerke zivilgesellschaftlichen Engagements, in denen Interaktionen und Kooperation stattfinden (wie z.B. Vereinen), 2. die Norm generalisierter Reziprozität und 3. soziales Vertrauen. Netzwerke zivilgesellschaftliches Engagement stützen demnach Reziprozitätsnormen und begünstigen die Entstehung von gegenseitigem Vertrauen (vgl. Putnam 1995: 67; Putnam 2000: 19ff.).

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Ansätze, die in den letzten Jahrzehnten in Bezug auf Nachbarschaft entwickelt wurden, unterschiedliche Aspekte hervorheben, die zu einer Differenzierung unterschiedlicher Formen von nachbarschaftlichen Beziehungen führen. Zumeist stehen die „Enge“ und Regelmäßigkeit der Interaktionen im Vordergrund sowie das daraus erwachsende Potenzial, als individuelle Unterstützungsressource genutzt werden zu können.

2.2 Gegenseitige Unterstützung in Nachbarschaftsbeziehungen

Häufig wird davon ausgegangen, dass Inhalte sozialer Beziehungen gleichgesetzt werden können mit sozialer Unterstützung. Dies ist allerdings zu kurz gegriffen. Soziale Unterstützung setzt zwar das Bestehen einer Beziehung voraus, es wird aber nicht in jeder sozialen Beziehung auch Unterstützung geleistet (vgl. Diaz-Bone 1997: 109; Wellman 1981: 179).

Dennoch fehlt bislang eine einheitliche Definition dessen, was soziale Unterstützung umfasst (vgl. Kahn/Antonucci 1980: 267). Existierende Definitionsversuche enthalten meist einen austauschtheoretischen Bezug. Shumaker und Brownell (1984: 13) definieren: „Social support is an exchange of resource between at least two individuals perceived by the provider or the recipient to be intended to enhance the wellbeing of the recipient.“ Der Schwerpunkt liegt hier auf der intendierten Verbesserung des Wohlbefindens des Unterstützungsempfängers durch einen Austausch von Ressourcen. Kahn et al. (1987: 146) schließen zudem die positive Wirkung dieser Transaktionen in ihre Definition sozialer Unterstützung ein. Hieran wird auch bereits die Bedeutung von Reziprozität für soziale Unterstützung und die Aufrechterhaltung von Beziehungen deutlich.

Das Reziprozitätskonzept bietet eine Erklärung dafür, warum und wann Unterstützungsleistungen erfolgen. Es geht von der Annahme aus, dass Menschen aufgrund einer entsprechenden universellen Norm von anderen Personen erhaltene Leistungen zurückgeben möchten bzw. dazu verpflichtet sind, sie zurückzugeben (vgl. Gouldner 1960). Auch Simmel sieht den reziproken Tausch als Grundlage sozialer Beziehungen an, wenn es sagt, dass es „keine soziale Balance und Zusammenhalt“ gebe ohne „das Hin- und Hergehen von Leistung und Gegenleistung“ (Simmel 1992 [1908]: 661).

Die Form der Reziprozität hängt unter anderem ab von der Art der Beziehung, die die beteiligten Personen zueinander haben sowie vom empfundenen Wert der erhaltenen Leistung (vgl. Gouldner 1960: 171). So können unterschiedliche Formen von Reziprozität voneinander abgegrenzt werden. Es wird unterschieden zwischen unverzüglicher, verzögerter und generalisierter Reziprozität (vgl. Wentowski 1981). Die unverzügliche Reziprozität beinhaltet eine zeitlich kurzfristige Gegenleistung, die in ihrem Wert der erhaltenen Leistung entspricht. Es handelt sich um gelegentliche Tauschbeziehungen, wie sie etwa zwischen Nachbarn oder Bekannten typisch sind. Bei der verzögerten Reziprozität dagegen kann zwischen der Leistung und einer Gegenleistung eine größere Zeitspanne liegen. Diese Art der Reziprozität beruht auf dem Vertrauen, dass eine Gegenleistung erfolgen wird. Verzögerte Reziprozität steht häufig am Anfang von neuen Beziehungen, denn eine Beziehung kann dadurch intensiviert werden, dass statt einer direkten Gegenleistung diese erst mit zeitlicher Verzögerung erfolgt (vgl. ebd.: 604). Generalisierte Reziprozität liegt vor, wenn eine Gegenleistung nicht

oder nicht als genaues Äquivalent der erhaltenen Leistung erwidert werden muss. Der Ausgleich der Leistungen vollzieht sich hier über einen sehr langen Zeitraum. Im Vordergrund steht die Beziehung zwischen den Tauschpartnern sowie situative Bedürfnisse und Ressourcen, nicht der Gegenstand des Austauschs. Auch hier spielt das Vertrauen zwischen den Akteuren eine zentrale Rolle (vgl. Hollstein 2005: 195f.). Denn Voraussetzung für reziprokes Handeln ist die Existenz von Vertrauen zwischen den Tauschpartnern, dass eine Gegenleistung erfolgen wird. Anders herum betrachtet begünstigen Tauschbeziehungen die Entstehung von Vertrauen zwischen Individuen (vgl. Granovetter 1985: 491; Coleman 1991: 132). Diese Sichtweise spielt eine zentrale Rolle innerhalb des bereits erwähnten Sozialkapital-Konzeptes (vgl. Frings 2010: 51; Putnam 2000: 134).

Hillebrand (2009) unterscheidet exklusive Tauschbeziehungen im Modus der Wechselseitigkeit von Tauschbeziehungen im Modus der Gegenseitigkeit. Erstere finden sich in Freundschafts-, Liebes- und Verwandtschaftsbeziehungen, letztere in unverbindlichen und nur gelegentlich geselligen Beziehungen, wie etwa solchen zu Nachbarn, Kollegen und Bekannten. „Das gegenseitige Geben, Nehmen und Erwidern geschieht hier als gegenseitige Unterstützung in bestimmten Situationen, die typischerweise als relativ leicht zu bewältigende Alltäglichkeiten symbolisiert werden. Gemeint ist etwa der Austausch von Lebensmitteln zwischen Nachbarn, wenn beispielsweise das Mehl für den Kuchen oder die Milch für das Frühstück ausgegangen sind. In diesen Zusammenhängen erscheint das Geben als Leihgabe, die, wenn es die Situation verlangt, zu einem relativ unbestimmten Zeitpunkt zurückgegeben wird.“ (Hillebrand 2009: 156) Dabei können sich solche unverbindlichen Beziehungen unter bestimmten Bedingungen in exklusive Tauschbeziehungen wandeln, die Übergänge zwischen beiden sind oft fließend (vgl. ebd.).

Soziale Beziehungen werden als Quelle von Unterstützung, Wohlbefinden und dem Erhalt von Gesundheit und Fähigkeiten angesehen. Dazu sind soziale Beziehungen, die Unterstützungen darstellen, mit bestimmten Funktionen und Inhalten ausgestattet (vgl. z.B. Kahn/Antonucci 1980; Antonucci 2001; siehe auch Diewald 1991: 71). Es können verschiedene Dimensionen von Unterstützungen unterschieden werden. Nach Kahn/Antonucci (1980) sind dies:

- instrumentelle Unterstützungsleistungen („aid“, z.B. materielle Unterstützung oder Dienstleistungen, Information, Geselligkeit, Alltagsinteraktion),
- emotionale Hilfen („affect“, z.B. Vermittlung von Geborgenheit oder Zuneigung) und
- kognitive Unterstützung („affirmation“, z.B. Vermittlung von Zugehörigkeitsbewusstsein, Bewusstsein über eine generelle Unterstützungsbereitschaft einer Person).

Einige Autoren sehen den Aspekt der Geselligkeit, Kommunikation und Alltagsinteraktion als eigene Dimension an (so etwa Barrera/Ainley 1983; Cohen/Wills 1985: 313; Knipscheer 1991: 5).⁶ Siebel (2009: 10) bezeichnet es als „Achtung der Person, Vertrauen und Liebe“.⁷ Wellman/Wortley (1990) unterscheiden in ihrer Studie fünf Dimensionen nachbarschaftlicher Hilfeleistungen: emotionale Hilfeleistung, kleine und große Dienstleistungen, nachbarliche Geselligkeit und finanzielle Hilfeleistung.⁸

soziale Unterstützung kann aber auch negative Auswirkungen haben. „Zu diesen negativen Auswirkungen des Unterstützungsprozesses gehören die Kosten sozialer Unterstützung (et-

⁶ Cohen/Wills (1985: 313) schreiben dazu: „Social companionship is spending time with others in leisure and recreational activities. This may reduce stress by fulfilling a need or affiliation and contact with others, by helping to distract persons from worrying about problems, or by facilitating positive affective moods.“

⁷ Für weitere Typologien sozialer Unterstützung siehe z.B. van der Poel 1993: 52; Hollstein 2002: 12ff.; Hollstein 2001: 32ff.

⁸ Diaz-Bone (1997: 116) weist mit Bezug auf Cohen/Wills (1985) und Cohens/Syme (1985) darauf hin, dass bei unterstützenden sozialen Beziehungen unterschieden werden kann zwischen sozialer Unterstützung als alltäglicher Unterstützung (direct effect) und sozialer Unterstützung in Bedarfs- und Krisenfällen (buffering effect). Diese beiden Unterstützungsformen gehen einher mit unterschiedlichen Wirkungsweisen sozialer Unterstützung. So kann alltägliche Unterstützung durch die Wahrnehmung einer Erwartbarkeit von Hilfeleistungen zu einer Steigerung des Wohlbefindens führen. Sie kann aber auch einen integrativen Effekt sowie positive Auswirkungen auf Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen haben. Soziale Unterstützung in Bedarfs- und Krisenfällen hat wiederum zwei Wirkungsweisen: Es kann zum einen ein Bewältigungsverhalten der Krise gegenüber entwickelt werden (coping) – ein Lerneffekt, zum anderen kann die soziale Unterstützung dazu führen, dass negative Folgen der Krise neutralisiert oder kompensiert werden (vgl. auch Hollstein 2001: 21 ff.). Da es sich bei Nachbarschaftshilfe in der Regel um kleinere und alltägliche Hilfeleistungen handelt, ist hier vermutlich der letztgenannte Aspekt von geringerer Bedeutung als in anderen Beziehungsformen.

wa in Form psycho-sozialer Belastung oder dem benötigten Zeitaufwand) für den Unterstützer und nicht intendierte Folgen sozialer Unterstützung für den Unterstützten.“ (Diaz-Bone 1997: 118) Ungeachtet dieser Tatsache finden Unterstützungsleistungen dennoch statt. Diaz-Bone (ebd.: 120) führt dies auf die Existenz von Normen zurück, die dies bedingen. „Dort, wo das Helfen ein Wert ist und das Sich-helfen-lassen sozial akzeptiert ist, wird soziale Unterstützung wahrscheinlicher.“

Die beschriebenen Ansätze zeigen, dass nachbarschaftliche Unterstützung in der Regel als nur gelegentliche Ausprägung angesehen wird, bei der eher instrumentelle Hilfe geleistet wird. Jedoch können, je nach der Art der Beziehung zwischen den Nachbarn (entsprechend z.B. der in Abschnitt 2.1 genannten Typisierungen) und dem Grad des gegenseitigen Vertrauens, unterschiedliche Formen von Unterstützung von Nachbarn bestehen.

2.3 Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe in der modernen Gesellschaft

Einer generell großen Bedeutung von Nachbarschaft (und Nachbarschaftshilfe) stehen Theorien entgegen, die von einer wachsenden Individualisierung und infolgedessen von einer abnehmenden Bedeutung von sozialen Beziehungen (auch in Nachbarschaften) ausgehen (vgl. Beck 1986; Coleman 1986; Elias 2001). Zudem lässt die zunehmende Pluralisierung der Lebensstile es als naheliegend erscheinen, dass soziale Beziehungen eher zwischen solchen Personen eingegangen und gepflegt werden, die über ähnliche Interessen und Lebensstile verfügen (vgl. Blokland 2003). Böhnisch (2015: 160) bezeichnet die Homogenität und damit die Übereinstimmung der Milieuzugehörigkeit der Bewohner eines Quartiers als einen der Faktoren, der soziale Nachbarschaft am ehesten konstituiert. Allerdings ist auch soziale Homogenität keine hinreichende Voraussetzung für intensive Nachbarschaftsbeziehungen (vgl. ebd.; Siebel 2009: 8). Hinzu kommt, dass es durch die kommunikationstechnologischen Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten zunehmend einfacher geworden ist, auch über große räumliche Distanzen Kontakte aufrechtzuerhalten; direkte räumliche Nähe ist für die Konstruktion sozialer Netzwerke nicht mehr zwingend erforderlich. Aus welchem Grund sollten also Beziehungen im Nahraum aufrechterhalten werden mit Personen, die die eigenen Vorstellungen vom Leben nicht teilen? An diese Frage schließt sich die Überlegung an, dass ins-

besondere praktische Unterstützung, bspw. Hilfeleistungen bei Krankheit, nicht über „virtuelle“ oder über große räumliche Distanzen bestehende Beziehungen leistbar sind.

in der modernen Gesellschaft besteht das „Normalniveau“ nachbarschaftlicher Beziehungen in passivem Grußkontakt und der Möglichkeit, sporadisch Hilfen in Anspruch zu nehmen (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 110; Argyle/Henderson 1990; Oswald 1966: 13). Nachbarschaftshilfe wird vor allen in Alltagssituationen geleistet und beschränkt sich auf kleine und meist mit wenig Aufwand verbundene Leistungen, für die andere Personen aufgrund der räumlich-zeitlichen Distanz zu diesen nicht zur Verfügung stehen (vgl. z.B. Günther 2005). Typische Beispiele sind das Ausleihen von Kochzutaten oder Werkzeugen oder Hilfe in unvorhergesehenen Notsituationen, etwa wenn jemand hingefallen ist. Auch das Kümmern um Pflanzen und Haustiere oder das Achten auf das Haus von Nachbarn bei deren Abwesenheit ist eine häufige gegenseitige Leistung unter Nachbarn (vgl. ebd.; Häußermann/Siebel 2004: 111; Blokland 2003: 56).

Als Richtschnur für Nachbarschaft, auch bei älteren Menschen, gilt freundliche Distanz und Sicherung von Privatsphäre (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 111.; Oswald 1966: 143; Zapf/Heil/Rudolph 1969: 140; Seibt 2009: 75). Die Dominanz von Distanznormen zwischen Nachbarn wird zurückgeführt auf Verhaltensunsicherheiten. So schreibt Diewald (1991: 111): „Es existieren keine festen Normen, und die Basis des Zusammenlebens erscheint gerade wegen der unausweichlichen räumlichen Nähe mit den zwangsläufigen Berührungspunkten labil. Unter diesen Umständen ist es sicherer, um sich herum einen neutralen, nicht konfliktanfälligen Sozialraum zum Schutz der Privatsphäre zu schaffen. Völlige Fremdheit den Nachbarn gegenüber würde jedoch auf eine andere Weise Unsicherheit schaffen, denn es würde die Vertrautheit mit der unmittelbaren Wohnumgebung einschränken.“ Der Grad der Emotionalität in Nachbarschaftsbeziehungen kann von freundschaftlich über pragmatisch-nüchtern bis hin zu negativ reichen, als Ablehnung und Konflikte (vgl. z.B. Berner Fachhochschule o.J.; Nieuwenhuis et al. 2013; Evans/Schahadat 2012: 7f.). Bei vorgegebener räumlicher Nähe kann die soziale Distanz in Nachbarschaften somit gleichzeitig groß sein (vgl. Rohr-Zänker/Müller 1998; Spellerberg 2007).

Nothilfe, Kommunikation und soziale Kontrolle sind Funktionen, die von Nachbarn erwartet und erfüllt werden. Unterstützungsleistungen werden in Nachbarschaften aber in der Regel

subsidiär zu anderen Bezugsgruppen und Institutionen übernommen (vgl. Hamm 2000: 174). Nach den Daten des Alters-Survey 1996 stehen Nachbarn in der Rangfolge der Unterstützungspersonen bei älteren Menschen hinter Verwandten und Freunden. Lediglich bei der Inanspruchnahme instrumenteller Hilfe (etwa beim Saubermachen, bei kleinen Reparaturen oder beim Einkaufen) scheinen Nachbarn eine größere Rolle zu spielen (vgl. Kühnemund/Hollstein 2005: 253).

Als Einflussfaktoren auf die Intensität von Nachbarschaftskontakten – neben der Ähnlichkeit hinsichtlich Lebensstilen – konnten durch bisherige Studien sozialstrukturelle (z.B. Altersstruktur, Stellung im Familienzyklus, Wohndauer am Ort, in der Wohnumgebung verbrachte Zeit im Alltag, wohnrechtlicher Status) situative und personale (z.B. gemeinsame Problem- und Interessenlagen, Ruhebedürfnis, Kontaktsuche) sowie bauliche (z.B. Größe und Anordnung der Gebäude) Bedingungen ausgemacht werden (vgl. Günther 2009: 451ff.; Rohr-Zänker/Müller 1998: 11ff.).

Hinsichtlich der Auswirkungen räumlicher und baulicher Bedingungen auf Nachbarschaft weist Siebel (2009) mit Bezug auf Vösgen (1989) darauf hin, dass diese zwar Kontakte fördern können, aber nicht dazu führen dürfen, dass Kontakte „erzwungen“ werden: „Damit sich eine der städtebaulichen Gestalt einer Siedlung entsprechende soziale Basis im Sinne eines ortsgebundenen sozialen Beziehungssystems (Nachbarschaft) entfalten kann, ist zweierlei notwendig: eine Abstufung von privaten, halb öffentlichen und öffentlichen Bereichen mit sorgfältig gestalteten Übergangszonen und eine bis in Feinheiten der Lebensweise reichende soziale Homogenität.“ (Siebel 2009: 7f).

Die Möglichkeiten, die Nachbarschaftshilfe beigemessen werden, werden dementsprechend unterschiedlich bewertet. Rohr-Zänker/Müller (1998: 58) kommen zu dem Schluss, dass gegenseitige verbindliche Unterstützung innerhalb von Nachbarschaftsnetzwerken nicht leistbar ist, da diese sich eher auf pragmatischen, unorganisierten Beziehungen gründen. Lediglich innerhalb „selbstinszenierter“ Nachbarschaften milieuhomogener Gruppen sehen sie eine Möglichkeit, dass sich tragfähige Hilfestrukturen aufbauen können. Meyer/Budowski (1993: 14) stellen bei ihrer Untersuchung einer organisierten Nachbarschaftshilfe heraus, dass Hilfebereitschaft unter Nachbarn auf Flexibilität beruht: „Man möchte sich die Möglichkeit offenhalten, je nach Situation wieder ‚auszusteigen‘.“ Durch die gegenseitigen Hilfeleis-

tungen verbessern sich die sozialen Beziehungen und die Lebensqualität sowohl bei den Hilfesuchenden als auch bei den Helfenden steigt (vgl. ebd.: 30).

2.4 Wandel von Nachbarschaftsbeziehungen

In der historischen Betrachtung zeigt sich, dass sich die Bedeutung von Nachbarn und Nachbarschaft als Ganzes stark gewandelt hat. Siebel (2009: 10) fasst zusammen: „Früher war Nachbarschaft Schicksal, heute ist sie wählbar, früher war Nachbarschaft eine räumliche Tatsache, die sich sozial organisiert, heute ist sie eine soziale Tatsache, die sich räumlich organisiert.“

Nachbarschaft ist ein soziales Phänomen, das sich – wie andere auch – mit der Veränderung der Gesellschaft in einem ständigen Wandel befindet (siehe hierzu auch Abschnitt 3.2.2). Insbesondere durch die und seit der Industrialisierung hat sich das Bild des Zusammenlebens von Wohnnachbarn deutlich verändert. Früher beruhten Nachbarschaftsbeziehungen auf ökonomischer Notwendigkeit und waren durch soziale Normen strikt geregelt. Hierüber wurden etwa Wasserversorgung oder Brandschutz gewährleistet. Dies ist heute nicht mehr der Fall (vgl. Klages 1968 [1958]: 98; Siebel 2009: 1). Einflussfaktoren sind etwa der Ausbau (sozial-)staatlicher Leistungen, die Zunahme von Mobilität und auch die wachsende Bedeutung elektronischer Kommunikationsmedien.

Der Rückgang bzw. die heutige Unmöglichkeit oder zumindest Schwierigkeit des Aufbaus intensiver, „lebendiger“ Nachbarschaftsbeziehungen, insbesondere in Städten, wird von Hamm (2000: 181) unter anderem auf die erhöhten Erfordernisse an die Mobilität des Einzelnen zurückgeführt. Zudem sind aus seiner Sicht Räume und Anreize für Selbstorganisation und Eigeninitiative notwendig.

Diese Wandlungsprozesse sind für viele Autoren Anlass zu einer sozialromantischen Trauer über die „verlorengegangenen“ Charakteristika des Zusammenlebens. Häufig gilt (auch im wissenschaftlichen Kontext) immer noch die vorindustrielle Form von Nachbarschaft als „Richtwert“ und Hintergrundfolie zur Darstellung und Bewertung der heutigen Beziehungsformen, teilweise auch als normatives Ideal, zu dem die Gesellschaft zurückfinden sollte. Es wird immer wieder angeführt (und bedauert), dass Nachbarschaften in einer nicht näher de-

finierten Vergangenheit „vertraute Beziehungen“ und enge Gemeinschaften gewesen seien in den „Hilfeleistungen selbstverständlich“ waren, was heute nicht mehr oder nur noch selten anzutreffen sei (vgl. z.B. Reutlinger et al. 2010). Hier wird stark generalisiert und nicht reflektiert, in welchem Umfang und in welchen Kontexten dies früher einmal der Fall gewesen ist. Beziehungen solcher Art waren bereits damals vor allem durch wechselseitige notwendige Dienstleistungen und sehr homogene Nachbarschaften geprägt und/oder beschränkten sich auf bestimmte Personen und Tätigkeiten. Zudem werden Zwänge der Anpassung und sozialen Kontrolle dabei ausgeblendet (vgl. Siebel 2009: 4).

Vor allem in Hinblick auf die angenommenen Bedürfnisse mobilitätseingeschränkter Menschen (Behinderte, Alte, Kleinkinder und ihre Eltern) wird der vermeintliche Verlust an Nachbarschaftlichkeit beklagt. Diese Personengruppen seien besonders angewiesen auf nahräumliche soziale (Unterstützungs-)Netzwerke (vgl. z.B. Reutlinger et al. 2010). Siebel (2009: 5) begründet dies damit, dass diese Personengruppen „über die sozialen Kompetenzen und über die Mobilität zum Aufbau und zur Stabilisierung von weiträumigen Kontaktnetzen noch nicht oder nicht mehr verfügen.“

Es wird zudem angenommen, Beziehungen seien funktionaler geworden und die einzelnen Personen damit austauschbar. Stattdessen werden mit Emotion verbundene und auf Einzelpersonen bezogene „Freundschafts-Nachbarschaften“ als eigentliche und „echte“ Beziehungsformen zwischen nahe beieinander Wohnenden angesehen (vgl. Reutlinger et al. 2010.). Dabei wird ignoriert, dass Nachbarschaftsbeziehungen auch in ihrer vorindustriellen Bedeutung vorrangig auf klar umgrenzte Funktionen beschränkt waren (wie Hilfe bei der Ernte etc.), was zunächst einmal völlig unabhängig von der einzelnen Person war.

Das Ziel jeglicher Überlegungen ist es stets, solche „echten“ Nachbarschaftsbeziehungen herzustellen, ihre Entstehung zu fördern oder zu generell die Beziehungen zu „verbessern“. Dabei wird vorausgesetzt, dass es einen Konsens darüber gibt, was „gute“ Nachbarschaftsbeziehungen sind und wie die individuellen Interaktionen darin auszusehen haben. Die Normativität solcher Planungsmaßnahmen wird, wenn nicht ignoriert, zumindest in Kauf genommen.

3 Nachbarschaft als soziologisches Konzept

Im vorliegenden Kapitel soll zunächst ein Einblick in die Vorstellungen von Nachbarschaft der „Klassiker“ der Soziologie – Ferdinand Tönnies, Georg Simmel und Max Weber – gegeben werden. Daran anschließend sollen Weiterentwicklungen und neuere theoretische Überlegungen zur Nachbarschaft vorgestellt werden.

3.1 Grundlegung durch die „Klassiker“ der Soziologie

Seit den Anfängen der Soziologie stellt das Thema der Nachbarschaft zwischen räumlich nah beieinander lebenden Personen einen zentralen Gegenstand der Forschung dar. Zuerst haben sich insbesondere Ferdinand Tönnies, Georg Simmel und Max Weber damit befasst, wie Menschen unter verschiedenen Bedingungen an ihren Wohnorten miteinander umgehen und welche Konsequenzen sich daraus ergeben. Sie messen dabei den räumlich nahen Menschen unterschiedliche Bedeutung zu.

Nachbarschaft wird hier betrachtet als eine Form sozialer Beziehungen. Diese wiederum beruhen auf Interaktionen. Tesch-Römer (2010: 17) definiert in Anlehnung an Max Weber: „Eine soziale Beziehung liegt dann vor, wenn mindestens zwei Personen ihr Denken, Fühlen und Handeln wechselseitig aufeinander beziehen.“ Diese Beziehungen können nach ihrer Qualität unterschieden werden. *Gute* soziale Beziehungen sind ein zentrales Element sozialer Integration und eine Quelle sozialer Unterstützung.

Nachbarschaft ist demnach eine Form der sozialen Beziehung, von der Integration und Hilfe ausgehen kann. Verschiedene soziale Beziehungen grenzen sich durch eigene Regeln und Verpflichtungen voneinander ab. Wie sich zeigen lässt, grenzen sich Nachbarschaftsbeziehungen so von anderen Beziehungsformen, wie etwa Freundschaft oder Verwandtschaft, ab. In der Praxis sind die Übergänge zwischen den verschiedenen Formen der Beziehungen allerdings häufig fließend.

3.1.1 Nachbarschaft bei Ferdinand Tönnies

Tönnies grenzt in seinem Hauptwerk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (erstmalig erschienen 1887) die Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft voneinander ab und nennt Nachbarschaft als eine spezielle Form der Gemeinschaft. Mit den beiden Begriffen Gemeinschaft und Gesellschaft beschreibt er zwei Arten zwischenmenschlicher Beziehungen, in denen gegenseitige „Bejahung“ stattfindet, d.h. Bildung von Verbindungen von Personen zueinander, die durch „positive“ Verhältnisse entstehen.

Gemeinschaft (und damit also auch Nachbarschaft) ist laut Tönnies eine „reale“ und „organische“ Verbindung von Menschen. Sie ist „alles vertraute, heimliche, ausschließliche Zusammenleben“, dem man vollständig angehört (vgl. Tönnies 2005: 3). Damit meint er einen „ursprünglichen“ oder „natürlichen“ Zustand, in dem Willenseinheit herrscht. Zentral erscheint dabei also die Vertrautheit der Menschen untereinander.⁹ Die Menschen fühlen sich hier – und auch nur hier – mit ihrer ganzen Person zugehörig. Der Gemeinschaft steht nach Tönnies die Gesellschaft gegenüber, die „ideell“ und „mechanisch“ gebildet und durch Tauschhandel geprägt ist. Sie bedeutet „Öffentlichkeit“ und „Fremde“ für den Einzelnen (vgl. ebd.). Abstrakte Verstandesbeziehungen herrschen vor, der Ausgleich der Interessen ist das wesentliche Element der Gesellschaft. Leistungen für andere werden nur erbracht, wenn eine bessere oder wenigstens gleichwertige Gegenleistung zu erwarten ist.

„Negative“ Verhältnisse oder gegenseitige „Verneinung“ betrachtet Tönnies nicht und fragt damit nicht, inwieweit Streitigkeiten oder Hass der Gemeinschaft oder der Gesellschaft angehören. Damit werden sie von Tönnies auch nicht als innerhalb von Nachbarschaft mögliche Beziehungsarten betrachtet.

Tönnies beschreibt die Nachbarschaft als die zweite von drei sich nacheinander entwickelnden Formen der Gemeinschaft (nach der Verwandtschaft und vor der Freundschaft). Nach-

⁹ Das Wort „heimlich“ ist hier in seiner ursprünglichen Bedeutung zu verstehen, in der es zunächst meinte „was sich in einem Hause befindet, zu demselben gehöret, und in weiterer Bedeutung, was aus einer und eben derselben Heimath ist“, und weiter „Vertraut, wie Leute, die zu Einer Familie, zu Einem Hause gehören, gegen einander zu seyn pflegen.“ (Adelung 1811)

barschaft bedeutet dabei die Gemeinschaft innerhalb eines Dorfes (in bewusster Abgrenzung zur Stadt). Sie gründet sich auf bebautem Grundbesitz und ist somit durch räumliche Gegebenheiten bestimmt: „Nachbarschaft ist der allgemeine Charakter des Zusammenlebens im Dorfe, wo die Nähe der Wohnstätten, die gemeinsame Feldmark, oder auch bloße Begrenzung der Äcker, zahlreiche Berührungen der Menschen, Gewöhnung aneinander und vertraute Kenntnis voneinander verursacht; gemeinsame Arbeit, Ordnung, Verwaltung nötig macht.“ (ebd.: 13) Hier zeigt sich, dass die Trennung, die Tönnies zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft darstellt, nicht ganz scharf zu ziehen ist: Auch Nachbarschaft basiert auf einer Sachorientierung durch gemeinsame Arbeit und Ordnung. Es ist daher zu vermuten, dass auch hier Leistungen füreinander erbracht werden, die jeweils die Erwartung von Gegenleistungen provozieren. Allerdings weist Tönnies hier wieder auf die Vertrautheit zwischen den Nachbarn hin, die Grundlage der Beziehungen zueinander ist. Dabei wird der Nachbar als „gemeinschaftlicher Helfer“ angesehen (vgl. ebd.: 25). Die Beziehungen zwischen den Nachbarn beruhen auf geteilten Sitten und Gewohnheit, die aus der regelmäßig wiederholten Arbeit entstehen. Dem Zusammenarbeiten wird „in Bräuchen [...] Maß und Richtung gewiesen“ (vgl. ebd.: 216). Nachbarschaft beruht hier also auf gemeinsamen Lebensweisen, geteilten Normen und Werten und auf der Abhängigkeit voneinander. Sie ist im bäuerlichen Dorfleben gegeben, durch das die Menschen miteinander in Kontakt kommen, etwa durch den alljährlichen Rhythmus von Aussaat und Ernte und auch den damit verbundenen Feierlichkeiten. Sie wird von den Individuen als selbstverständlich wahrgenommen (vgl. ebd.: 14).

Diese „Gemeinschaft des Ortes“ entwickelt sich nach Tönnies aus der „Gemeinschaft des Blutes“ (Verwandtschaft) und geht schließlich über in die „Gemeinschaft des Geistes“ (Freundschaft). Während für die Nachbarschaft das Dorf zentraler Entstehungsort und damit das Zusammenwohnen grundlegend ist, betrachtet Tönnies dagegen als Ort der Verwandtschaft das Haus, welches er als erste Grundlage der Entwicklung gemeinschaftlichen Lebens ansieht (vgl. ebd.: 21ff.). Bei der Freundschaft ist die (Klein-)Stadt¹⁰ der Entstehungsort.

¹⁰ Tönnies grenzt die „Stadt“ gegenüber der „Großstadt“ ab. In Haus, Dorf und (Klein-)Stadt sieht er das Zusammenleben durch Gemeinschaft bestimmt. In der Großstadt dagegen ist Gesellschaft gegeben. Während

Freundschaft sieht Tönnies als „höchste Art der Gemeinschaft“ an (vgl. ebd.: 12f.). Auch das Zusammenwohnen in der Stadt kann laut Tönnies als Nachbarschaft bezeichnet werden, aber nur in der Freundschaft bilden sich die für die Stadt typischen „geistigen“ Verbindungen. Freundschaft besteht nicht aufgrund von Notwendigkeiten, sondern ist „zufälliger“ Natur oder wird freiwillig eingegangen. Sie bildet sich aufgrund von „Gleichheit und Ähnlichkeit des Berufes oder der Kunst“ (vgl. ebd.), also Ähnlichkeit von sozialen Milieus. Tönnies weist darauf hin, dass insbesondere die Aufrechterhaltung von Freundschaft (aber auch der beiden vorangegangenen Formen) bei räumlicher Nähe schwierig ist, denn sie kann Streit provozieren und so das Herausbilden von Gemeinschaft verhindern: „Dergleichen als Zank und Streit fast in jedem Zusammenleben vorkommen müssen; denn die dauernde Nähe und Häufigkeit der Berührungen bedeutet ebensowohl als gegenseitige Förderung und Bejahung, auch gegenseitige Hemmung und Verneinung, als reale Möglichkeiten, als Wahrscheinlichkeiten eines gewissen Grades; und nur so lange als jene Erscheinungen überwiegen, kann ein Verhältnis als wirklich gemeinschaftliches angesprochen werden.“ (ebd.: 14) Deshalb sei die individuelle Freiheit des Einzelnen besonders wichtig: „Hieraus ist erklärlich, dass zumal solche rein geistige Brüderschaften [also Freundschaften, Anm. P.G.], vieler Erfahrung nach, nur bis zu einer gewissen Grenze der Häufigkeit und Enge die leibliche Nähe des eigentlichen Zusammenlebens vertragen können. Sie müssen vielmehr in einem hohen Maße der individuellen Freiheit ihr Gegengewicht haben.“ (ebd.)

Die Vertrautheit, die für die Formen der Gemeinschaft typisch ist, ist in der Gesellschaft nicht zu finden. Als Gesellschaft bezeichnet Tönnies „einen Kreis von Menschen, welche, wie in Gemeinschaft, auf friedliche Art nebeneinander leben und wohnen, aber nicht wesentlich verbunden, sondern wesentlich getrennt sind.“ (ebd.: 34) Obwohl die Menschen in zahlreichen Verbindungen miteinander stehen, bleiben sie doch voneinander unabhängig. „Gemeinschaft ist das dauernde und echte Zusammenleben, Gesellschaft nur ein vorübergehen-

Dorf und Stadt noch Merkmale der Familie beinhalten, gehen diese in der Großstadt vollständig verloren. Die Großstadt besteht „aus lauter freien Personen, welche im Verkehre einander fortwährend berühren, mit einander tauschen und zusammenwirken, ohne dass Gemeinschaft und gemeinschaftlicher Wille zwischen ihnen entstände“ (vgl. ebd.: 211).

des und scheinbares.“ (ebd.: 4) Die Gesellschaft sieht Tönnies in der Großstadt verwirklicht. Nachbarschaft ist für Tönnies in der Großstadt also nicht denkbar, da die notwendigen Berührungspunkte durch den Wegfall der gemeinsamen Arbeit, und der daraus sich ergebenden gemeinsamen Tätigkeiten, nicht mehr gegeben sind und dadurch auch keine Vertrautheit mehr herrscht. Hier deutet Tönnies an, dass nur rein räumliche Nachbarschaft in der Großstadt besteht, diese aber nicht zu einer sozialen Nachbarschaft wird: Hier stehen „die vereinzelt Personen oder doch Familien [...] einander gegenüber und haben ihren gemeinsamen Ort nur als zufällige und gewählte Wohnstätte.“ (ebd.: 211) Nachbarschaft in der Großstadt stellt für Tönnies also keine Quelle der gegenseitigen „Bejahung“ dar.

Abb. 1: Nachbarschaft bei Ferdinand Tönnies

Gemeinschaft			Gesellschaft		
Haus	Dorf	Stadt	Großstadt		
Verwandtschaft	Nachbarschaft	Freundschaft	Verwandtschaft	Nachbarschaft	Freundschaft
gemeinsame Sitten und Bräuche, Vertrautheit			Kontrakte		
			keine emotionalen Verbindungen der Personen zueinander bzw. sie gehen zurück		

Eigene Darstellung.

Tönnies sieht einerseits eine historische Entwicklung von der Gemeinschaft (d.h. dem Leben in Verwandtschaft, Dorf und Kleinstadt) zur Gesellschaft (also dem Leben in der Großstadt), in deren Verlauf sich traditionale Lebensformen auflösen: „Zwei Zeitalter stehen mithin [...] in den großen Kulturentwicklungen einander gegenüber: ein Zeitalter der Gesellschaft folgt einem Zeitalter der Gemeinschaft.“ (ebd.: 215) So ist seiner Ansicht nach Nachbarschaft in der modernen, kapitalistischen Welt nicht mehr prägend für die dort absichtsvoll hergestellte Gesellschaft. Nur in der historisch gewachsenen Gemeinschaft spielt sie eine bedeutende Rolle. Das großstädtische Leben, das durch Gesellschaft gekennzeichnet ist, ist durch Handel

der Personen miteinander geprägt, der auf Berechnung und rationalem Vergleich sowie auf „Kontrakten“ beruht. Die Ursache der Tätigkeiten und des Verhaltens der Menschen verändert sich: Der „Wesenwille“, der die Grundlage für Gemeinschaft bildet, wird durch den „Kürwille“ abgelöst, aus dem die Gesellschaft resultiert¹¹.

Andererseits konstruiert Tönnies die beiden Begriffe „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ als Idealtypen, als Gegensätze in einem Kontinuum, die nur in der „reinen Soziologie“ getrennt vorkommen, in der Realität aber immer gemeinsam auftreten – wenn auch die gemeinschaftlichen Lebensweisen in der Gesellschaft an Bedeutung verlieren: „Auch in entwickelter Gesellschaft, wie in den anfänglichen und mittleren Zeiten, wohnen die Menschen auf diese verschiedenen Arten zusammen [,die für die Gemeinschaft prägend sind – Anm. P.G.].“ Und weiter: „Aber wie die Stadt innerhalb der Großstadt [fortbesteht], [...] so dauern überhaupt die gemeinschaftlichen Lebensweisen, als die alleinigen realen, innerhalb der gesellschaftlichen, wenn auch verkümmert, ja absterbend, fort.“ (ebd.: 211) Für Tönnies können so also doch Aspekte bspw. des Nachbarschaftslebens auch in der Großstadt vorhanden sein.

3.1.2 Nachbarschaft bei Georg Simmel

Simmel beschreibt in seinem Werk „Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung“ (1992, erstmals erschienen 1908) unterschiedliche Arten, wie unter Menschen „Vergesellschaftung“ stattfindet. Als Vergesellschaftung bezeichnet er Wechselwirkungen zwischen Individuen, durch die sie „das isolierte Nebeneinander [...] zu bestimmten Formen des Miteinander und Füreinander gestalten.“ (ebd.: 19) Sie zeigt sich in unterschiedlichen Formen, in denen die Individuen aufgrund gleicher Interessen zu einer „Einheit“ zusammenwachsen. Betrachtet man Nachbarschaft als Form der Vergesellschaftung (was bei Simmel nicht explizit so erfolgt, sich aber logisch ergibt – auch aus seinen Ausführungen, in denen er an verschiedenen Stellen Beziehungen zwischen Nachbarn erwähnt), so können die

11 Diese beiden Begriffe, die für Tönnies verschiedene Denkweisen oder „Formen des menschlichen Willens“ darstellen und die der Gemeinschaft und Gesellschaft zugrunde liegen, sollen hier nicht weiter diskutiert werden. Siehe dazu Tönnies 2005: 74ff. und zur weiteren Diskussion z.B. Merz-Benz 1991: 39ff.

verschiedenen Formen der Interaktion der einzelnen Bewohner eines Wohngebietes als die genannten Wechselwirkungen aufgefasst werden.

Für die verschiedenen Prozesse der Vergesellschaftung hat der Raum eine besondere Bedeutung, die Simmel im Aufsatz „Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft“ untersucht. Er beschreibt, der Raum sei nicht die Ursache von „Ereignissen“ wie er es ausdrückt, also etwa sozialen Beziehungen. Im Gegenteil bleibe der Raum „immer die an sich wirkungslose Form“, in dem diese Beziehungen stattfinden, der aber diese nicht hervorbringt (ebd.: 687). Das bedeutet, dass gesellschaftliche Beziehungen zwar nur unter bestimmten Raumbedingungen möglich sind, sie aber erst durch „seelische Inhalte“ oder „psychologische Kräfte“ (ebd.: 688), also etwa Gefühle, Gedanken oder Bedürfnisse der Beteiligten, entstehen. Der Raum ist „formale Bedingung“, nicht aber „erzeugender Faktor“ (ebd.: 687). Dies macht er auch am Beispiel Nachbarschaft deutlich: „Nicht die Form räumlicher Nähe oder Distanz schafft die besonderen Erscheinungen der Nachbarschaft oder Fremdheit, so unabweislich dies scheinen mag.“ (ebd.: 688)¹²: Wohnnachbarschaften, wie alle anderen gesellschaftlichen Erscheinungen auch, lassen sich also im Sinne Simmels nicht aus den räumlichen Gegebenheiten erklären, sondern bestehen erst durch die sozialen Beziehungen zwischen den Individuen. Der Raum ist damit lediglich eine notwendige Voraussetzung für soziale Nachbarschaft, denn er ermöglicht es erst, dass die Menschen als Nachbarn miteinander in Kontakt kommen. Mit Bezug auf Kant meint Simmel, dass der Raum „die Möglichkeit des Zusammenseins“ sei. Raum ermöglicht also erst Interaktion¹³ (und damit z.B. auch Nachbarschaft) (ebd.: 689f.). Der Raum ist aber keine hinreichende Bedingung für Nachbarschaftsbeziehungen. Soziale Nachbarschaft (nicht bloß räumliche) kann also als eine Form

¹² Es ist zu berücksichtigen, dass Simmel an dieser Stelle Nachbarschaft und Fremdheit als Begriffspaar verwendet, also Nachbarschaft hier möglicherweise als das Gegenteil von Fremdheit und damit generell als Vertrautheit oder „organische Verbundenheit“ ansieht, nicht also Wohnnachbarschaft zwischen Individuen. Siehe dazu auch den „Exkurs über den Fremden“ (Simmel 1992: 764ff.).

¹³ Simmel räumt selbst ein, dass es auch „andere Möglichkeiten des Beisammenseins“ existieren, für die die Raumform nicht zentral sei (Simmel 1992: 690). Heute haben sich diese durch die „neuen Medien“ wohl noch erweitert (vor allem das Internet hat neue Kommunikations- und Interaktionsräume geschaffen).

von „Vergesellschaftung“ im Sinne Simmels angesehen werden, denn sie beinhaltet immer soziale Beziehungen. Simmel bleibt jedoch undeutlich, welche weiteren Bedingungen gegeben sein müssen, damit soziale Beziehungen zwischen räumlichen Nachbarn entstehen.

Die wechselseitigen Beziehungen zwischen Menschen bezeichnet Simmel als „Raumerfüllung“. Er schreibt: „Wenn [...] Personen innerhalb bestimmter Raumgrenzen isoliert nebeneinander hausen, so erfüllt eben jede mit ihrer Substanz und ihrer Tätigkeit den ihr unmittelbaren Platz, und zwischen diesem und dem Platz der nächsten ist unerfüllter Raum, praktisch gesprochen: Nichts. In dem Augenblick, in dem diese beiden in Wechselwirkung treten, erscheint der Raum zwischen ihnen erfüllt und belebt.“ (ebd.: 698) „Unerfüllter Raum“ bezeichnet in Bezug auf Nachbarschaft den bloß räumlichen Begriff – Nachbarschaft wäre dann nicht als „Vergesellschaftung“ anzusehen. „Erfüllter Raum“ beinhaltet, dass soziale Nachbarschaft besteht und damit „Vergesellschaftung“ stattfindet.

Simmel beschreibt, dass die gefühlsmäßigen Beziehungen von Menschen zueinander (also auch zwischen Nachbarn) sowohl positiver als auch negativer Art sein können. Doch räumliche Nähe, wie sie vor allem in der Großstadt gegeben ist, belastet seiner Meinung nach – ähnlich wie es auch Tönnies beschreibt – die Beziehungen zueinander, da sie mit ständigem Kontakt zueinander einhergeht. Er schreibt: „es ist gut, seine Nachbarn zu Freunden zu haben, aber es ist gefährlich, seine Freunde zu Nachbarn zu haben“ (ebd.: 721).¹⁴ Dabei betrachtet er Streit explizit als Vergesellschaftungsform, was seine Ansicht von der Tönnies' unterscheidet. Hieran zeigt sich, dass Beziehungen zwischen Nachbarn und damit Nachbarschaft nichts Positives an sich darstellen, sondern sehr wohl auch gegenseitigen „Verneinung“ (um Tönnies Ausdruck zu verwenden) zueinander bestehen kann, als grundlegender Bestandteil der Beziehung. Die Tatsache, dass Gesellschaft nicht nur durch „positive Sozialkräfte“ zustande kommt, erläutert Simmel auch in seiner Abhandlung über den Streit (ebd.: 284ff.). Dort schreibt er, es seien die Wechselbeziehungen zwischen Harmonie und Dishar-

¹⁴ Dieses Zitat macht darüber hinaus deutlich, dass Simmel einerseits die Freundschaft als wertvoller gegenüber der Nachbarschaft ansieht und andererseits der Meinung ist, dass Freundschaft und Nachbarschaft sich überschneiden können (was aus seiner Sicht aber nicht wünschenswert ist).

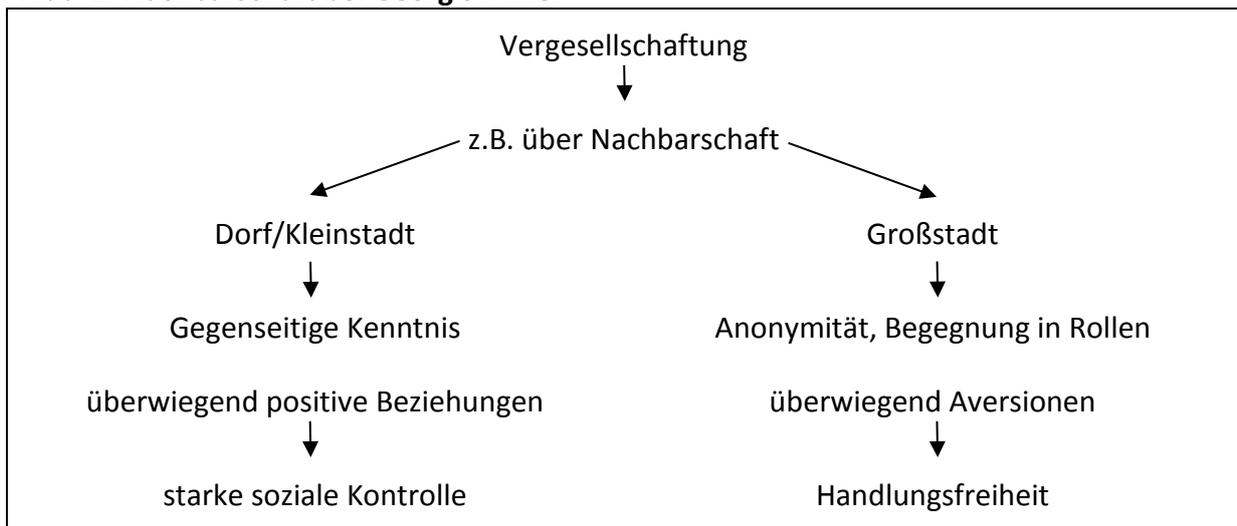
monie, Assoziation und Konkurrenz, Gunst und Missgunst, die der Gesellschaft ihre Form geben.

Simmel geht davon aus, dass sich die sozialen Beziehungen zwischen Großstädtern von denen, die in der Kleinstadt und im Dorf vorherrschen, unterscheiden. Er beschreibt, wie sich mit zunehmendem Bevölkerungswachstum und zunehmender Bevölkerungsdichte die Einstellungen und Beziehungen der Menschen zueinander wandeln. Nur in Großstädten ist es laut Simmel möglich, seinen Nachbarn gegenüber, trotz großer räumlicher Nähe, völlig gleichgültig zu sein. Nach Simmel ist diese Gleichgültigkeit psychologisch begründet, sie dient dem eigenen Schutz, da der Einzelne sonst durch die „unaufhörlichen Berührungen mit unzähligen Menschen“ psychisch „zerrieben und zersprengt würde“ (ebd.: 721). An dieser Stelle besteht eine inhaltliche Verbindung zu Simmels Aufsatz „Die Großstädte und das Geistesleben“ von 1903. Insbesondere auf dem Dorf und in der Kleinstadt seien die Beziehungen der Menschen durch gegenseitige positive Verhältnisse zueinander geprägt, da man „fast jeden Begegnenden“ kennt (vgl. Simmel 1903: 195). Simmel beschreibt dagegen den Lebensstil der Großstädter als „Blasiertheit“ und ihre geistige Haltung zueinander als „Reserviertheit“. Diese bewirken, dass sich „jahrelange Hausnachbarn oft nicht einmal vom Ansehen kennen“, was sie „dem Kleinstädter so oft als kalt und gemütlos erscheinen lässt“ (ebd.). Unter Nachbarn kann also in Großstädten völlige Anonymität herrschen. Allerdings ist für die Entwicklung von Großstädten im Simmelschen Sinne und der dort vorherrschenden Verhaltensweisen nicht nur das Bevölkerungswachstum zentral, sondern auch und vor allem die Entwicklung der Geldwirtschaft, von Märkten und Arbeitsteilung, die allesamt die sozialen Beziehungen der Menschen zueinander verändern, indem sie den Großstädter zur „Intellektualität“ zwingen, d.h. „verstandesmäßig“ und nicht mehr „gefühlsmäßig“ zu handeln (vgl. ebd.: 188f.).

Nach Simmel ist dennoch Anonymität unter Nachbarn, auch in der Großstadt – bedingt durch die große Enge des Zusammenwohnens – eher eine Ausnahme. Er bezeichnet die „Sphäre der Gleichgültigkeit“ als eher klein, denn „die Aktivität unserer Seele antwortet doch fast auf jeden Eindruck seitens eines anderen Menschen mit einer irgendwie bestimmten Empfindung, deren Unbewußtheit, Flüchtigkeit und Wechsel sie nur in eine Indifferenz aufzuheben scheint“ (ebd.: 196). Er sieht die Antipathie als die vorherrschende Sozialisie-

rungsform zwischen Großstädtern an und weist darauf hin, dass vor allem „Aversionen“ die modernen Beziehungen in der Großstadt bestimmen: „Ohne diese Aversion würde das großstädtische Leben, das einen jeden täglich mit unzähligen anderen in Berührung bringt, gar keine ausdenkbare Form haben. Die ganze innere Organisation dieses Verkehrs beruht auf einem äußerst mannigfaltigen Stufenbau von Sympathien, Gleichgültigkeiten und Aversionen der kürzesten wie der dauerndsten Art.“ (ebd.) Dabei bewirkt die Antipathie „die Distanzen und Abwendungen, ohne die diese Art Leben [in der Großstadt – Anm. P.G.] überhaupt nicht geführt werden könnte: ihre Maße und ihre Mischungen, der Rhythmus ihres Auftauchens und Verschwindens, die Formen, in denen ihr genügt wird – dies bildet mit den im engeren Sinne vereinheitlichenden Motiven ein untrennbares Ganzes der großstädtischen Lebensgestaltung; was in dieser unmittelbar als Dissoziierung erscheint, ist so in Wahrheit nur eine ihrer elementaren Sozialisierungsformen.“ (ebd.). Der Grund für das Vorherrschen der Aversion ist demnach laut Simmel, dass man zu jeder Person, die man wahrnimmt, irgendeine Art von Beziehung herstellen muss. Aversion ist dazu geeigneter als Sympathie, da sie Distanz zwischen den Menschen erzeugt und man sich nicht detailliert mit einem Menschen auseinandersetzen muss. Nachbarschaftsbeziehungen im Sinne Simmels wären demnach also von Abneigung gegeneinander geprägt.

Abb. 2: Nachbarschaft bei Georg Simmel



Eigene Darstellung.

Doch aus der Distanz und Aversion der Menschen in der Großstadt zueinander entsteht laut Simmel auch eine Chance gegenüber dem Leben in der Kleinstadt und dem Dorf – eine größere individuelle Autonomie und Handlungsfreiheit. Die gegenseitige Kontrolle nimmt ab: „Das Kleinstadtleben in der Antike wie im Mittelalter legte dem Einzelnen Schranken der Bewegung und Beziehungen nach außen, der Selbständigkeit und Differenzierung nach innen hin auf, unter denen der moderne Mensch nicht atmen könnte – noch heute empfindet der Großstädter, in die Kleinstadt versetzt, eine wenigstens der Art nach gleiche Beengung.“ (ebd.: 197) Reserviertheit und Blasiertheit werden zu Bedingungen für individuelle Freiheit. Dazu trägt auch die zunehmende Toleranz der Bewohner bei: „In dem Maß, in dem die Gruppe wächst numerisch, räumlich, an Bedeutung und Lebensinhalten – in eben dem lockert sich ihre unmittelbare innere Einheit, die Schärfe der ursprünglichen Abgrenzung gegen andere wird durch Wechselbeziehungen und Konnexe gemildert; und zugleich gewinnt das Individuum Bewegungsfreiheit, weit über die erste, eifersüchtige Eingrenzung hinaus [...]“ (ebd.) Auch für Nachbarschaft lässt sich daraus ableiten, dass – nach Simmel – die mit der gegenseitigen Kenntnis einhergehende soziale Kontrolle, die in Kleinstadt und Dorf herrscht, in der Großstadt sinkt. Das heißt, dass auch in der Nachbarschaft (positive) Beziehungen zu Personen eingegangen werden können, denen man weniger ähnlich ist, was im Dorf nach Simmel nicht der Fall ist.

3.1.3 Nachbarschaft bei Max Weber

Weber behandelt Nachbarschaft in zwei Zusammenhängen: Einerseits sieht er die Nachbarschaftsgemeinschaft als eine Form sozialer Beziehungen und Grundlage der Gemeinde an (vgl. Weber 1922: 197ff.), andererseits sind für ihn die gegenseitigen nachbarschaftlichen Hilfeleistungen unter „Gemeindegossen“ und für „minder mächtige Nachbarn“ die Grundlage religiöser Ethik (vgl. ebd.: 332ff.). Hier soll vor allem der erstgenannte Aspekt betrachtet werden.

Ein zentraler Begriff in Max Webers posthum erschienenem Werk „Wirtschaft und Gesellschaft“ ist der des sozialen Handelns. „Soziales Handeln“ ist laut ihm nur solches Handeln „welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten

anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“ (ebd.: 1) Der Sinn des Handelns ist also auf andere Personen bezogen.¹⁵ Die Konstitution sozialer Beziehungen lässt sich damit aus dem sozialen Handeln ableiten. Findet dauerhaft soziales Handeln zwischen Individuen statt, spricht Weber von einer sozialen Beziehung zwischen ihnen. Soziale Beziehungen beruhen „in der Chance, daß in einer (sinnhaft) angebbaren Art sozial gehandelt wird, einerlei zunächst: worauf diese Chance beruht.“ (ebd.: 13) Als Kriterium für den Bestand sozialer Beziehungen sieht Weber also diese Chance an, die soziales Handeln ermöglicht. Bei Nachbarschaft besteht die Chance zunächst in der Gemeinsamkeit des Wohnortes, die alltägliche Kontakte ermöglicht. Soziale (Nachbarschafts-) Beziehungen bestehen also nach Weber nur, wenn sinnhaftes Handeln stattfindet.

Weber verwendet zur Beschreibung der Formen sozialer Beziehungen die Begriffe „Vergemeinschaftung“ und „Vergesellschaftung“, die er an Tönnies' Begriffe „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ anlehnt (vgl. ebd.: 1, 22), die allerdings immer fließend ineinander übergehen (siehe unten). Die eine Form sozialer Beziehungen ist Vergemeinschaftung, bei der ein Gefühl der gegenseitigen Zugehörigkeit zueinander vorherrscht: „Vergemeinschaftung‘ soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns – im Einzelfall oder im Durchschnitt oder im reinen Typus – auf subjektiv gefühlter (affektuellem oder traditionaler) Zusammengehörigkeit der Beteiligten beruht.“ (ebd.: 21)

Die andere Form sozialer Beziehungen ist Vergesellschaftung, bei der Ausgleich oder die Verknüpfung von Interessen die Basis bilden. Vergesellschaftung bedeutet damit das gleiche wie Rationalisierung: „Vergesellschaftung‘ soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns auf rational (wert- oder zweckrational) motiviertem Interessenausgleich oder auf ebenso motivierter Interessenverbindung beruht. Vergesellschaftung kann typisch insbesondere (aber nicht: nur) auf rationaler Vereinbarung durch gegenseitige Zusage beruhen. Dann wird das vergesellschaftete Handeln im Rationali-

¹⁵ Dabei kann das soziale Handeln sowohl an vergangenem, aktuellem oder zukünftig erwartetem Verhalten anderer orientiert sein.

tätsfall orientiert a) wertrational an dem Glauben an die eigene Verbindlichkeit, — b) zweckrational an der Erwartung der Loyalität des Partners.“ (ebd.: 21f.)

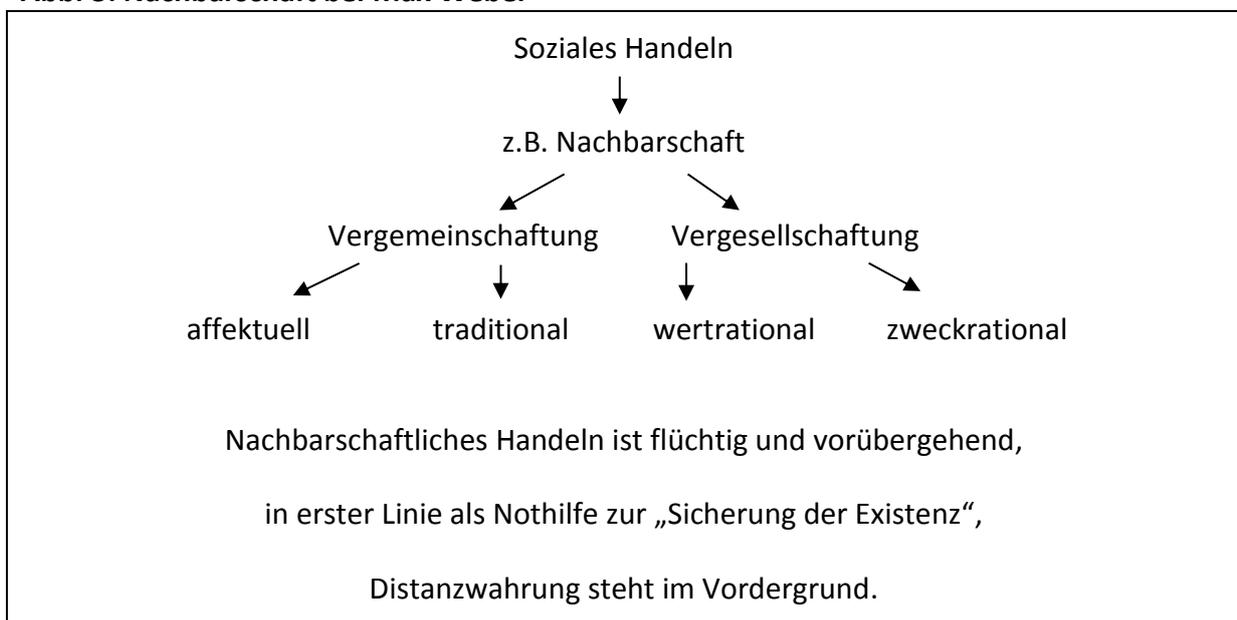
Weber sieht Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung nicht wie Tönnies als sich gegenseitig ausschließend an, sondern als gleichzeitig existierende Ausprägungen sozialer Beziehungen: „Die große Mehrzahl sozialer Beziehungen [...] hat teils den Charakter der Vergemeinschaftung, teils den der Vergesellschaftung. Jede noch so zweckrationale und nüchtern geschaffene und abgezwckte soziale Beziehung [...] kann Gefühlswerte stiften, welche über den gewillkürten Zweck hinausgreifen. [...] Ebenso kann umgekehrt eine soziale Beziehung, deren normaler Sinn Vergemeinschaftung ist, von allen oder einigen Beteiligten ganz oder teilweise zweckrational orientiert werden.“ (ebd.: 22) Nachbarschaftliches Handeln kann also nach Weber eher affektiv oder traditional motiviert sein – und damit Vergemeinschaftung, oder sie kann eher wert- bzw. zweckrational motiviert sein – und damit Vergesellschaftung.

Als eine Art Grundform sieht Weber – ähnlich wie Tönnies – Nachbarschaften auf dem Land an. Zunächst ist diese als Vergemeinschaftung konzipiert, also affektiv oder traditional orientiert. Doch Nachbarschaft dient laut Weber, unter den Verhältnissen der ländlichen „agratischen Eigenwirtschaft“, der Deckung des Güter- und Arbeitsbedarfs bei besonderen Gelegenheiten und in Notlagen, wenn der Hausverband die Leistungen nicht allein erbringen kann. Weber bezeichnet das Gemeinschaftshandeln in dieser Nachbarschaftsgemeinschaft als „nüchterne ökonomische ‚Brüderlichkeit‘ in Notfällen“ (ebd.: 200). Nachbarschaftsbeziehungen orientieren sich dabei an wirtschaftlichen Notwendigkeiten, sie entstehen nur aus ökonomischen Gründen. Auch die Grenzen der Nachbarschaft sind also ökonomisch determiniert und haben somit zumindest teilweise einen zweckrationalen Charakter: „Sie [die Nachbarschaftsgemeinschaft] pflegt in ihrem Umfang nur dann feste Grenzen zu erhalten, wenn eine ‚geschlossene‘ *Vergesellschaftung* stattfindet, und dies geschieht regelmäßig dann, wenn eine Nachbarschaft zur Wirtschaftsgemeinschaft oder die Wirtschaft der beteiligten regulierenden Gemeinschaft *vergesellschaftet* wird“ (ebd. 199, Hervorhebungen P.G.)

Weber erweitert den Nachbarschaftsbegriff auf „jede durch räumliche Nähe [...] und dadurch gegebene chronische oder ephemere Gemeinsamkeit einer Interessenlage“ (ebd.: 197). Die Nachbarschaft hat dann in der Regel keine festen Grenzen. Welche Personen und

Handlungen ihr angehören und welche nicht, erscheint schwer fassbar: Sie ist „ein amorphes, in dem Kreise der daran Beteiligten flüssiges, also »offenes« und intermittierendes Gemeinschaftshandeln“ (ebd.: 199). Das gemeinschaftliche Handeln unter den Nachbarn kann sehr unterschiedliche Intensität haben. Die Beziehungen zwischen Nachbarn sind Webers Ansicht nach aber in der Regel flüchtig und vorübergehend. Insbesondere in der modernen Stadt könne Nachbarschaft „zuweilen bis dicht an den Nullpunkt sinken“ (ebd.: 197).¹⁶

Abb. 3: Nachbarschaft bei Max Weber



Eigene Darstellung.

Er sieht Nachbarn auch hier grundsätzlich als Nothelfer an, die nur zur gegenseitigen Sicherung der Existenz miteinander interagieren, etwa durch gegenseitige Ausleihe von Ge-

¹⁶ An anderer Stelle weist Weber (ähnlich wie Simmel) darauf hin, dass es Folge der hohen Einwohnerzahl und Siedlungsdichte in Städten sei, dass die gegenseitige Bekanntschaft fehle, die sich normalerweise unter Nachbarn bilde (vgl. Weber 1922: 513). In diesem Merkmal sieht er eine Grundbedingung für die Bezeichnung eines Ortes als „Stadt“ – neben der Geschlossenheit der Siedlungsweise und vor allem ökonomischen Bedingungen, wie gewerblicher und händlerischer Wirtschaft, „Vielseitigkeit“ der Wirtschaft und dem Bestehen eines lokalen Marktes.

brauchs- und Verbrauchsgütern oder Hilfsleistungen in dringenden Fällen. Nachbarn werden in der Regel nur in Situationen der Gefahr oder bei extremer Hilfebedürftigkeit benötigt und auch nur dann werden Handlungen unter Nachbarn vollzogen. Leistungen werden auch nur erbracht, da der Einzelne weiß, dass auch er selbst einmal in die gleiche Notlage geraten könnte. Abseits dieser Ausnahmesituationen gilt es – in der Stadt wie auch im Dorf – möglichst große Distanz zu wahren, Einmischung seitens Anderer ist nicht gewünscht: Der Einzelne „ist weit davon entfernt, eine noch so wohlgemeinte Einmischung in seine Angelegenheiten zu wünschen.“ (ebd.: 198) Ganz im Gegenteil: Eine persönliche Beziehung kann sich aufgrund der großen räumlichen Nähe bei Konflikten sehr schnell zu Feindschaft entwickeln (vgl. ebd.: 199). Gemeinschaftliches Handeln in Nachbarschaften ist demnach nicht die Regel, auch wenn sie regelmäßig wiederkehrt, sondern immer eine Ausnahme (vgl. ebd.: 198).

3.1.4 Zusammenfassung der Aussagen der Klassiker zu Nachbarschaft

Die Konzepte von Nachbarschaft unterscheiden sich bei den drei beschriebenen Klassikern der Soziologie, unterscheiden sich aber auch in weiten Teilen. Im Folgenden werden noch einmal die zentralen Aussagen zusammengefasst: Wie begreifen die Klassiker Nachbarschaft und was sind für sie die relevanten Dimensionen von Nachbarschaft?

Nachbarschaft ist bei Tönnies eine Form der Gemeinschaft und damit nicht bloß eine räumliche Gegebenheit, sie besteht immer aus positiven sozialen Beziehungen der benachbart wohnenden Personen. Er sieht Nachbarschaft als zentrale Form des Zusammenlebens im Dorf an. Sie beruht auf gemeinsamer Arbeit, häufigen Kontakten und dadurch Vertrautheit und Gewöhnung aneinander. Zentral ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sich aus gemeinsamen Sitten und Bräuchen ergibt. Nachbarschaften können so bei Tönnies als soziale Gruppen mit geschlossener Struktur aufgefasst werden. Nachbarschaft hat damit vor allem eine identifikatorische und integrative Wirkung für den Einzelnen. Außerdem hat sie auch eine funktionale Bedeutung, da gemeinsam Arbeiten verrichtet werden. Es stellt sich die Frage, inwiefern Tönnies Begriff der Nachbarschaft heute noch anwendbar ist. Es erscheint wenig plausibel, dass Nachbarschaft in der subjektiven Wahrnehmung von Personen nur im Dorf, nicht aber in der Stadt existiert – wie Tönnies rein definitorische Festlegung es

vorgibt. Bei der Untersuchung der Bedeutung von Nachbarschaft muss aber zudem berücksichtigt werden, dass in der Großstadt und im „modernen Dorf“, nur noch wenig Landwirtschaft betrieben wird, die Grundlage gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Bräuche sein kann. Infolgedessen sind einige Definitionsmerkmale Tönnies' nicht mehr gegeben und dennoch wird von Nachbarschaft gesprochen. Auf der anderen Seite kommen neue Merkmale hinzu, die relevant für Nachbarschaftsbeziehung sind oder bereits zuvor bestehende werden anders gewichtet.

Nach Simmel ist Nachbarschaft eher als „notwendiges Übel“ anzusehen, dass mit dem Wohnen unvermeidlich einhergeht, und mit dem der Einzelne umgehen muss. Wie gut er mit dieser Gegebenheit umgehen kann, ist abhängig von der räumlichen Nähe und der sich daraus ergebenden Häufigkeit des Kontakts der Personen zueinander. Nachbarschaft ist nach Simmel in Großstädten, wo man ständig einer Vielzahl von Personen begegnet, vor allem durch negative nachbarschaftliche Beziehungen geprägt. Fraglich ist, ob sich Wohnnachbarn in Dorf und Kleinstadt tatsächlich häufiger kennen und häufiger „positive“ Einstellungen zueinander haben als in der Großstadt und umgekehrt, sich Großstädter seltener kennen und eher „negative“ Einstellungen zueinander vorherrschen als auf dem Land.

Für Weber hat Nachbarschaft – ähnlich wie bei Tönnies – sowohl eine identifikatorische als auch eine funktionale Bedeutung. Bei Weber sind nachbarschaftliche Beziehungen aber nicht nur an das gemeinsame Arbeiten gebunden. In seinen Ausführungen ist zentral, dass sowohl affektuelle und traditionale als auch rationale Beziehungen in Nachbarschaften möglich sind. Doch auch Weber hebt den funktionalen Aspekt besonders hervor, den er in der Nothilfe sieht. Das Gemeinschaftshandeln bleibt seiner Meinung nach eher eine Ausnahme: Liegt keine Notlage vor, ist Distanzhaltung zentral.

3.2 Weitere theoretische Konzepte zu Nachbarschaft

3.2.1 Nachbarschaftsbeziehungen als sozialer Austausch

Interaktionsbeziehungen in Nachbarschaften lassen sich, wie in Abschnitt 2.2 bereits kurz beschrieben wurde, aus der Perspektive von Reziprozitäts- und Austauschtheorien betrach-

ten. Blau (2005 [1968]) sieht jegliche Interaktionen zwischen Menschen als sozialen Austausch an. Dies resultiert seiner Ansicht nach daraus, dass häufig die Handlungen anderer Individuen eine Voraussetzung für die Befriedigung von eigenen Bedürfnissen darstellen. Zudem können Belohnungen durch soziale Interaktion erzielt werden. Eine dem zugrundeliegende Annahme ist, dass Menschen Kontakte zu anderen eingehen, da sie sich davon Vorteile versprechen. Hiermit sind nicht nur rationale und auf materiellen Gewinn ausgerichtete Beweggründe gemeint, sondern jegliche Art von „lohnender sozialer Erfahrung“ (ebd.: 126), wie etwa emotionale Befriedigung, humanitäre oder spirituelle Werte. Auch die Aufrechterhaltung und Ausdifferenzierung von Kontakten wird dann stattfinden, wenn die Akteure „diese Beziehung als lohnend ansehen“ (ebd.: 125). Dabei können soziale Interaktionen intrinsisch (z.B. bei Liebe, Geselligkeit) oder extrinsisch motiviert sein (z.B. Rat von Kollegen, Hilfe von Nachbarn). Die Motivation zum Eingehen von Interaktionen kann sich also, je nach der Art der im Einzelnen damit verbundenen Zielsetzung, (situativ und in Bezug auf einzelne Personen) unterscheiden. Allen Beziehungen und Interaktionen zugrunde liegt „das Bedürfnis, einen Wunsch zu befriedigen“ (ebd.), sie sind damit ausschließlich individuenzentriert. Blau schließt daher bestimmte soziale Handlungsweisen aus, auf die das Konzept des sozialen Austausches seiner Ansicht nach nicht angewendet werden kann. Hierunter sieht er: Ergebnisse physischen Zwangs, Handeln aufgrund verinnerlichter sozialer Normen und Verhalten aufgrund irrationaler Antriebe (vgl. ebd.: 128f.)

Soziale Beziehungen sind nach Blau mit bestimmten Voraussetzungen und Verpflichtungen verbunden. Zunächst einmal muss die Nutzenerwartung gegenseitig sein, beide Interaktionspartner müssen einen potenziellen Nutzen in der Interaktion miteinander sehen. Zudem hat der einseitige Empfang von Gewinnen aus der Interaktion zur Folge, dass eine Verpflichtung zur Gegenleistung gegenüber der zunächst leer ausgehenden Person erwächst. Es besteht eine Verpflichtung zur Reziprozität.¹⁷ „Wenn man Vorteile aus einem Kontakt zieht, so

¹⁷ Die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Reziprozität begann mit Marcel Mauss' Essay „Die Gabe“ (zuerst 1923/24). Er untersuchte vormoderne Gesellschaften und stellte fest, dass diese stark durch Gabentausch und die damit verbundenen Abfolgen von Geben, Annehmen und Erwidern geprägt waren, wodurch soziale Beziehungen zwischen einzelnen Personen gefestigt wurden.

ist man verpflichtet, sich zu revanchieren und den anderen im Gegenzug Vorteile zu gewähren.“ (ebd.: 126). Die Verpflichtung bleibt dabei unspezifisch, „die anfallenden Verpflichtungen [sind] nicht exakt im Vorfeld zu spezifizieren“ (ebd.: 129). Stattdessen gibt es eine „generelle Erwartungshaltung bezüglich einer Gegenleistung“ (ebd.: 130).

Der Empfang von Hilfeleistungen erzeugt also Schuld und soziale Verpflichtungen gegenüber anderen.¹⁸ Hieran wird ein Problem in Bezug auf Nachbarschaftsbeziehungen ersichtlich, etwa wenn eine ältere Person auf Hilfeleistungen durch andere angewiesen ist, aber nicht in der Lage ist, die daraus gewonnenen Vorteile adäquat zurückzugeben. Zwar sieht Blau auch das Entgegenbringen von Bewunderung und Respekt (und damit die Steigerung der Ansehens einer helfenden Person) als eine Form der „Abgeltung“ solcher Verpflichtungen an. Diese Form der Gegenleistung ist aber möglicherweise nicht in allen Fällen und über längere Zeiträume hinweg ausreichend.

Eine weitere Voraussetzung von sozialen Austauschprozessen ist das Bestehen von Vertrauen der Interaktionspartner: Einer muss dem Anderen vertrauen, dass in einer unspezifizierten Zukunft eine unspezifizierte Gegenleistung erbracht wird. Dieses Vertrauen entsteht und festigt sich erst im Laufe des Prozesses, in dem beide miteinander in einer Beziehung stehen. Somit erzeugt sozialer Austausch erst Vertrauen von Individuen zueinander.

Laut Gouldner (2005 [1984]) kommt Reziprozität nicht nur durch Abhängigkeit zweier Individuen voneinander zustande, sondern auch durch Verpflichtung zur Einhaltung einer moralischen Norm. Diese Norm der Reziprozität beinhaltet zwei Forderungen: Personen, die einem geholfen haben, sollte man zum einen selbst helfen und zum anderen sollte man ihnen nicht schaden. Die Norm kann Auslöser für Interaktionen sein, indem sie bei denjenigen, die sie internalisiert haben, das Vertrauen zueinander schafft, eine Leistung für den anderen zu erbringen in der Erwartung einer Gegenleistung in der Zukunft (vgl. Adloff/Mau 2005: 23).

¹⁸ Dieser Auffassung war auch Mauss: „Der Akt des Gebens ist nach [Mauss'] Auffassung nicht einmalig, sondern zieht Verpflichtungs- und Schuldverhältnisse nach sich. Er Empfänger einer Gabe ist gehalten, diese zu erwidern. Das, was zunächst als ein rein freiwilliges Geschenk erscheint, erweist sich aus dieser Perspektive als Pflicht.“ (Adloff/Mau 2005: 13)

Bourdieu untersuchte Mitte des 20. Jahrhunderts die kabyllische Gesellschaft in Algerien und leitete aus dem dort stattfindenden Gabentausch einige Aussagen ab, die für das Verständnis von Reziprozitätsnormen im Allgemeinen aufgegriffen wurden. Bourdieu weist mit Bezug auf Levi-Strauss auf das zeitliche Intervall hin, der zwischen einer Gabe und der darauf folgenden Gegengabe liegt. So wird erreicht, dass Gabe und Gegengabe als unverbundene Einzelhandlungen erscheinen können. Am Beispiel der von ihm untersuchten kabyllischen Gesellschaft beschreibt Bourdieu, dass eine erhaltene Gabe nicht sofort erwidert wird, denn dies würde als Ablehnung der Gabe angesehen. Auch darf die Gegengabe nicht vollständig der Gabe entsprechen. Durch die Ungewissheit darüber, ob man eine Gegenleistung erhalten wird, erscheint die eigene Gabe als großzügig und uneigennützig – auch wenn die Freiheit, eine Gabe nicht zu erwidern nur sehr klein ist. Trotzdem können so die einzelnen Gaben und Gegengaben als unabhängig voneinander erlebt werden. Bourdieu sieht im Gabentausch einen durch die beteiligten Akteure unbewusst „verschleierten“ gewöhnlichen Tauschakt, wobei die zeitliche Verschiebung von Gabe und Gegengabe diese Verschleierung bewirkt. Zudem unterscheidet sich der Gabentausch von anderen Tauschakten dadurch, dass er in der subjektiven Wahrnehmung der Akteure als interessenfrei erlebt wird (vgl. Bourdieu 2005; Adloff/Mau 2005: 24f.)

Der soziale Nutzen einer Austauschbeziehung ist (im Vergleich zum wirtschaftlichen Austausch) stärker mit der Herkunftsquelle, also der Person, die eine Handlung vollzieht, gebunden. Der Wert der Austauschbeziehung liegt dabei häufig – so etwa auch bei solchen zwischen Nachbarn – „außerhalb der eigentlichen Austauschbeziehung[, kann] aber durch die Bedeutung dieser Beziehung modifiziert werden“ (Blau 2005: 131). Eine Person, die einen Nachbarn um Hilfe bittet bspw. bei der Gartenarbeit, ist in erster Linie an der Hilfe selbst interessiert, unabhängig davon, wer die Hilfe leistet. Der Nachbar wird aufgrund seiner Verfügbarkeit als Helfer in Anspruch genommen, nicht weil es sich um eine bestimmte Person handelt. Aber die persönliche Beziehung zwischen den Interaktionspartnern macht es ggf. einfacher, um Hilfe zu bitten oder fügt dem auf die Erfüllung des Gegenstandes der Hilfeleistung abzielenden Handeln eine Komponente der Geselligkeit hinzu.

Austauschbeziehungen können aber auch Machtverhältnisse und Statusunterschiede begründen. Blau schreibt: „das Gewähren von Vorteilen [dient] manchmal dem Ausdruck von

Freundschaft und manchmal als Mittel, eine Überordnung zu etablieren“ (ebd.: 132). Dies beschreibt auch Bourdieu (2005) mit Bezug auf ein kabylisches Sprichwort: Eine erhaltene Gabe wird dort als Unglück bezeichnet, da sie in die Freiheit des Empfängers eingreift, indem sie zu einer Gegengabe verpflichtet und so dazu führt, dass der Geber den Empfänger an sich binden kann.

Hierin kann ein weiterer Grund gesehen werden, dass Hilfeleistungen zwischen Nachbarn und insbesondere für ältere, stark beeinträchtigte Personen, schwierig sein können. Denn wenn eine Person weiß, dass sie erhaltene Vorteile nicht in ähnlicher Weise zurückgeben kann, wird sie eher vor einer Interaktion zurückscheuen, um nicht anderen Personen Macht zu verleihen und die eigene Unabhängigkeit aufzugeben.

3.2.2 Nachbarschaftsbeziehungen als Gemeinschaft

Gläser zählt vier Charakteristika von Gemeinschaft auf, die bereits Tönnies in seinem grundlegenden Werk zu Gemeinschaft und Gesellschaft benennt. Demnach ist Gemeinschaft 1. eine Schicksalsgemeinschaft, in die man hineingeboren wird, 2. bindet sie das Individuum vollständig ein, mit all seinen Handlungen und sozialen Beziehungen, 3. besteht sie an einem konkreten Ort und ist so durch häufige persönliche Kontakte charakterisiert und 4. beruht sie auf emotionalen Bindungen zwischen den Individuen (vgl. Gläser 2005: 53). Er zitiert eine Reihe von unterschiedlichen Ansätzen und Definitionsversuchen von Gemeinschaft, die alle mehr oder weniger auf Tönnies Aussagen Bezug nehmen, aber eines oder mehrere der genannten Merkmale von Gemeinschaft vernachlässigen (vgl. ebd.: 56f.). Gläser vermeidet dies, indem er definiert: „Gemeinschaften sind Akteurkonstellationen, deren Zusammenhang durch eine auf ein gemeinsames Merkmal bezogene kollektive Identität und deren soziale Ordnung durch identitätsgeleitetes Handeln hergestellt wird.“ (ebd.: 58) Gläser führt hier einen für Nachbarschaften neuen Aspekt ein, den der kollektiven Identität, der in den Ausführungen der Klassiker zu diesem Thema keine Rolle spielt. Diese kollektive Identität weist im Falle von Nachbarschaft einen Raumbezug auf. Die Einbindung in die Nachbarschaftsgemeinschaft setzt jedoch nach Weichhart et al. (2006: 82f.) keine direkten Interaktionen in einer Gruppe voraus, sondern kann symbolisch vermittelt sein, indem das Individu-

um die vorherrschenden Werte und Symbole verinnerlicht (vgl. auch Weichhart 1990: 68). Mit Blick auf Nachbarschaften meint Gläser aber, „dass das Wohnen in einem Dorf oder einer Stadt nicht automatisch Mitgliedschaft in einer örtlichen Gemeinschaft konstituiert“ (Gläser 2005.: 59). Stattdessen sei es die individuelle „Wahrnehmung des Wohnens am selben Ort als Gemeinsamkeit mit anderen (d.h. die Nachbarschaftsbeziehung) und ihre Handlungsrelevanz“ (ebd.), die jemanden Teil einer örtlichen Gemeinschaft sein lassen. Hieran wird der potenzielle Charakter der Gemeinschaft innerhalb von Nachbarschaften deutlich, denn nicht für jeden Bewohner eines Ortes sind Nachbarschaftsbeziehungen relevant für das eigene Handeln. Die Identität kann stattdessen vielmehr in anderen, bspw. familiären Strukturen verankert sein.

Bertels (1990: 59) bezeichnet Nachbarschaften zunächst in Anlehnung an Ausführungen Tönnies und Webers als „urwüchsig sich entwickelnde, unkonstruierte Gemeinschaften“, die seiner Ansicht nach lediglich ein „soziales Restphänomen“ (ebd.: 60) darstellen. Er zieht zum ersten Mal verschiedene quantitativ-empirische Studien aus der Zeit nach den zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland heran und leitet daraus schließlich ebenfalls ab, dass nachbarschaftliche Beziehungen sowohl in städtischen als auch ländlichen Wohnlagen vielfältige Formen annehmen und nicht pauschal als isolierte oder gemeinschaftliche Beziehungsformen bezeichnet werden können.

Auch Davies/Herbert (1993, hier nach Meegan/Mitchell 2001) gehen davon aus, dass Nachbarschaften nur unter bestimmten Umständen mit einem Gemeinschaftsgefühl verbunden sind. Sie leiten drei Ansätze der Definition von Nachbarschaft aus der Vielzahl der unterschiedlichen Definitionsversuche in der Literatur ab. Neben der räumlichen Komponente und dem Verhalten und den Interaktionen im Sinne der Kontakte der Bewohner identifizieren sie den Aspekt der konzeptuellen Identität: Dieser beinhaltet die kognitive und emotionale Wahrnehmungen und Einstellungen gegenüber dem Ort, der örtlichen Gemeinschaft sowie deren Wertschätzung und kann sich in einem Gemeinschaftsgefühl wiederfinden.

Seit den Anfängen der Soziologie wird immer wieder den Rückgang von Gemeinschaft konstatierte, insbesondere in urbanen Gebieten. Der organische Zusammenhang, wie Tönnies ihn beschreibt, nehme immer mehr ab (vgl. z.B. Wirth 1938). Dagegen wird vor allem in ländlichen Gebieten Nachbarschaften auch heute noch ein Gemeinschaftscharakter zugeschrie-

ben. Bereits Hamm (1973: 44f.) weist aber darauf hin, dass dieser dort keinesfalls grundsätzlich gegeben sei.

Eine Reihe von Autoren betont zudem, dass solche enge Sozialbeziehungen nicht verschwunden sind im Zuge der Industrialisierung, sondern sich lediglich verändert haben. Wellman (1979) diskutiert drei Thesen des Wandels gemeinschaftlicher Sozialformen in der Stadt: „Community Lost“ (Auflösung), „Community Saved“ (Erhalt) und „Community Liberated“ (Entwicklung neuer Formen). Er ist der Ansicht, dass auch in modernen Gesellschaften Primärbeziehungen eine hohe Bedeutung für das einzelne Individuum haben. Diese hätten sich jedoch gewandelt aufgrund etwa der höheren Mobilitätsanforderungen und -möglichkeiten sowie der hohen Bevölkerungsdichte und Diversität in den Städten. Dadurch gewinnen freiwillig eingegangene Sozialbeziehungen an Bedeutung, die nicht auf den lokalen Raum begrenzt sein müssen. Dennoch sieht Wellman alle drei Formen als parallel existent an.

Auch Diewald (1991) befasst sich mit dem Wandel sozialer Beziehungen und stellt die These des „Verlusts“ der „Liberalisierung“ von Gemeinschaft gegenüber. Alternative Lebensentwürfe führen, so seine Schlussfolgerung, zu einer Destandardisierung von traditionellen unterstützenden, informellen Netzwerken. Der Einzelne ist „beim Aufbau verlässlicher, stabiler Unterstützungsbeziehungen zunehmend auf sich selbst zurückgeworfen“ (ebd.: 252). Er kommt aber zu dem Ergebnis, dass weder von einem einseitigen Rückgang, noch von einer generellen Individualisierung und Pluralisierung von Lebensformen die Rede sein kann. Stattdessen haben sowohl traditionelle als auch neue Beziehungsmuster eine Bedeutung. Allerdings sieht Diewald „Polarisierungstendenzen bei der Verteilung von Unterstützungsressourcen“ (ebd.: 251). Gerade ältere und hochaltrige Menschen können demnach als Risikogruppe angesehen werden, insbesondere wenn sie alleinstehend, verwitwet und/oder kinderlos sind. Für diese Menschen ist es besonders schwer Unterstützungsbeziehungen aufzubauen und zu erhalten.

Hitzler et al. sprechen davon, dass heute sogenannte „posttraditionale Gemeinschaften“ an die Stelle klassischer Gesellungsformen (wie etwa Nachbarschaften) treten. Diese sind dadurch gekennzeichnet, „dass sich Individuen kontingent dafür entscheiden, sich freiwillig und zeitweilig mehr oder weniger intensiv als mit anderen zusammengehörig zu betrachten,

mit denen sie eine gemeinsame Interessenfokussierung haben bzw. vermuten.“ (Hitzler et al. 2008: 10.) Demnach wird Gemeinschaft zunehmend „individuell reproduziert“ – die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft ist nicht mehr Schicksal, sondern Aufgabe und Entscheidung jedes Einzelnen (vgl. ebd.: 11).

Nachbarschaftliche Beziehungen existieren den genannten Autoren nach also nur teilweise als Gemeinschaften. Sie können positiv, neutral oder auch negativ ausgeprägt sein. Nachbarschaft kann somit Gemeinschaft stiften, dies ist aber nicht selbstverständlich.

3.2.3 Nachbarschaftsbeziehungen als Form des bürgerschaftlichen Engagements

Die Hilfe unter Nachbarn oder für Nachbarn kann als individuelle soziale Beziehung gestaltet werden, sie kann aber auch die Form bürgerschaftlichen Engagements annehmen oder generell als solches verstanden werden. Letzteres ist dann der Fall, wenn der Begriff des bürgerschaftlichen Engagements weit gefasst wird und jegliche Art der Leistungserbringung für andere auf freiwilliger Basis darunter gefasst wird. Stärker noch wird aber nachbarschaftliche Unterstützung zu einer Form des als bürgerschaftliches Engagement bezeichneten Tätigkeit, wenn es zu einer organisationalen Verfasstheit kommt, innerhalb derer sie erbracht wird. Immer häufiger anzutreffen sind beispielsweise Nachbarschaftshilfevereine oder Zusammenschlüsse von Bewohnerinnen und Bewohnern eines Gebietes, um gegenseitige Hilfe untereinander zu organisieren und über Regelungen für alle verfügbar und abrufbar zu machen, aber auch eine Absicherung gegenüber einer zu starken Strapazierung individueller Leistungsbereitschaft zu schaffen. Oftmals beziehen sich solche Zusammenschlüsse aber nicht nur auf kleinere, unmittelbar beieinander wohnende Personen, sondern schließen einen größeren Kreis von Personen, bspw. innerhalb eines Stadtteils oder Dorfes oder noch größerer räumlicher Gebiete ein.

Vor dem Hintergrund der Erkenntnisse über den sich in den letzten Jahrzehnten vollziehenden „Strukturwandel“ des sozialen Ehrenamtes (vgl. z.B. Beher et al. 2000) wird darauf hingewiesen, dass freiwilliges soziales Engagement in selbstorganisierten Kontexten an Bedeutung gewinnt gegenüber klassischen Formen des Engagements, etwa in Sozialverbänden

oder Kirchen. Hierunter fallen auch selbstorganisierte gegenseitige Unterstützungsleistungen innerhalb von Nachbarschaften, die zeitlich begrenzt und punktuell ausgeübt werden. „An die Stelle traditioneller Motive wie Pflichtethiken, Selbstlosigkeit und Kontinuität sind vermehrt lebensphasenabhängige und damit zeitlich befristete Gründe für die Bereitschaft zur Mitarbeit getreten.“ (Bäcker et al. 2008: 583f.)

Setzt man den Fokus der Betrachtung von Nachbarschaftsbeziehungen auf den Gesichtspunkt der Nachbarschaftshilfe, können die dabei erbrachten und empfangenen Leistungen sowie die bestehenden Hilfebeziehungen als Ausformungen freiwilligen oder bürgerschaftlichen Engagements angesehen werden. Nachbarschaftshilfe findet – und dies in starkem Maße insbesondere bei Seniorinnen und Senioren – in informellen Zusammenhängen, etwa in persönlichen sozialen Netzwerken oder innerhalb des persönlichen Lebensumfelds (vgl. BMFSFJ 2001: 62f.). Backes/Höltge (2008) bspw. bezeichnen Nachbarschaftshilfe als „informelles Sozialnetzwerk“ im Rahmen des „Neuen Ehrenamtes“ (siehe dazu auch Kolland 2002). Eine Besonderheit gegenüber klassischen Formen der freiwilligen Engagements liegt dabei darin, dass die erbrachten Leistungen in Regelfall selbstorganisiert und nicht an eine Organisation gebunden sind.

Es gibt unterschiedliche Befunde darüber, ob ältere Menschen stärker als andere Alterskohorten Hilfe für ihre Nachbarn leisten. Die einen sehen gerade ältere Menschen als diejenigen, die sich in persönlichen sozialen Netzwerken engagieren, die vielfach über die Familie hinausreichen und auch Nachbarn, Freunde und Bekannte aus dem alltäglichen persönlichen Lebensumfeld einschließen (vgl. z.B. BMFSFJ 2001: 62). Die anderen dagegen weisen darauf hin, dass es in den jüngeren Kohorten mehr Personen gibt, die ihren Nachbarn helfen (vgl. Kolland 2010: 359). Deutlich zeigt sich allerdings ein Geschlechtsunterschied: Vor allem Frauen sind in der wenig formalisierten Nachbarschaftshilfe tätig, während Männer häufiger Ehrenämter in Vereinen übernehmen.

In den meisten Fällen wird – von älteren wie auch jüngeren Personen, von Hilfeleistenden und -empfängern – der Bereich der Pflege ausgeklammert und nicht als Bestandteil nachbarschaftlicher Hilfeleistungen verstanden (vgl. Stähelin et al. 1983; Hieber et al. 2006: 38). Zwar fordert das Pflegeversicherungsgesetz „eine neue Kultur des Helfens und der mitmenschlichen Zuwendung“ (§8 SGB XI), die es unter anderem auch in nachbarschaftlichen

und ehrenamtlichen Möglichkeiten der Pflege und Betreuung sieht, diese Ansätze spielen in der Umsetzung des Gesetzes jedoch nur eine untergeordnete Rolle (vgl. BMFSFJ 2002: 251f.). Zudem läuft ein solcher Gedanke dem individuellen Empfinden der meisten Menschen zuwider, was Bestandteil nachbarschaftlicher Hilfebeziehungen sein kann und sollte. Zumeist werden dauerhafte und intime Lebensbereiche berührende Tätigkeiten abgelehnt (vgl. Höpflinger/Hugentobler 2005: 51). Dieser Aspekt der intimen, privaten Hilfeleistungen taucht auch erst in neuerer Zeit als mögliche Form von Nachbarschaftshilfe auf. In den oben dargestellten Konzepten der Klassiker spielt diese Art der Unterstützung keine Rolle.

Für die Ausübung freiwilliger Tätigkeiten insgesamt gilt, dass diese Bestandteil und Ausdrucksform eines bestimmten Lebensstils sein kann. Demnach sind die eigenen Interessen und Vorlieben ausschlaggebend dafür, ob eine Person entsprechende Leistungen für ihre Nachbarn erbringt. Dies entspricht auch der oben beschriebenen Vorstellung Blaus, dass Menschen dann Kontakte zu anderen eingehen, wenn sie damit eigene Wünsche und Bedürfnisse befriedigen können (vgl. Blau 2005: 125). Auch Vogt (2005) beschreibt im Hinblick auf die Motive für die Ausübung freiwilligen Engagements, dass in der Forschung der vergangenen Jahre verstärkt der Aspekt der Eigeninteressen in den Blick genommen wurde: „Nicht mehr traditionale Muster der Pflichterfüllung oder rein altruistische Motivationen, sondern (im Sinne subjektiv rationaler Kalküle) der Nutzen, den das Engagement für die Handelnden selber erbringt oder zu erbringen verspricht, scheint immer deutlicher zum Beweggrund für bürgergesellschaftliche Zusammenhänge zu werden.“ (ebd.: 109) Das Engagement wird von Individualisierungstendenzen in der Gesellschaft geprägt, damit werden neue Formen wichtiger, die eine zeitliche und inhaltliche Begrenzung und Projektförmigkeit aufweisen.

Mit Bezug u.a. auf Ulrich Becks Individualisierungsthese führt Vogt aus: „Die soziologischen Zeitdiagnosen machen deutlich, daß der Prozeß der Individualisierung im Rahmen einer fortschreitenden Modernisierung der Gegenwartsgesellschaft einhergeht mit der Erosion von tradierten Pflicht- und Akzeptanzwerten. Die Akteure fragen sich bei der Konstruktion ihres eigenen Alltags immer deutlicher, was bei einer bestimmten Tätigkeit für sie herauskommt. Dieser Alltagsutilitarismus führt jedoch, wie die empirische Forschung zeigt, offenbar nicht zu einem allgemeinen Rückgang der Bereitschaft, sich freiwillig in bürgergesellschaftlichen

Zusammenhängen zu engagieren. Allerdings wird das Engagement an Bedingungen geknüpft. Die Freiwilligen suchen bei ihren Tätigkeiten nicht nur das Gemeinwohl, sondern auch den eigenen Nutzen im Blick zu halten.“ (ebd.: 158)

Handlungsmotivation können dabei z.B. sein „der Erwerb von Wissen, Fähigkeiten und Qualifikationen; der Erwerb von geselligen Kontakten und nützlichen Beziehungen; der Erwerb von sozialer Anerkennung, die wiederum das eigene Selbstwertgefühl steigert.“ (ebd.: 109) Zudem sind aber auch identitätsstiftende Motive wirksam. Vogt nennt hier „die Erfahrung sinnhaften Handelns und die Erfahrung, daß es in einem bestimmten Zusammenhang »auf einen ankommt«; das Gefühl, die eigene Persönlichkeit zu verwirklichen; und schließlich die Erfahrung von (posttraditionalen) Gemeinschaftszusammenhängen. Gerade die Option auf Inklusion in einen sozialen Zusammenhang kann als Beweggrund des Engagements wirksam sein.“ (ebd.) Bezieht man diese Aussagen auf Hilfe zwischen Nachbarn, so ist auch für diesen Bereich des Engagements anzunehmen, dass diese Motive eine Rolle spielen für die alltägliche Ausübung von entsprechenden Tätigkeiten.

3.2.4 Zusammenfassung der weiteren theoretischen Konzepte

In Erweiterung der oben dargestellten Ausführung der Klassiker ist mit den Ansätzen zum sozialen Tausch von Blau, Gouldner und Bourdieu deutlich geworden, dass nicht ausschließlich die Formen der Gemeinschaft oder des Zusammenlebens ausschlaggebend sind für das Stattfinden nachbarschaftlicher oder anderer Arten der Interaktion. Stattdessen spielt die Erfüllung individueller Bedürfnisse und Wünsche eine große Rolle. Die sozialen Beziehungen müssen in irgendeiner Form eine „Belohnung“ für die daran Beteiligten darstellen. Ist diese einseitig, ergibt sich eine Pflicht zu einer (unspezifischen) Gegenleistung zu einem späteren Zeitpunkt (Reziprozitätsnorm). Hierfür ist Vertrauen zwischen den Akteuren einerseits Voraussetzung, zum anderen entsteht es erst im Laufe des Prozesses von Leistung und Gegenleistung.

Unter anderem Gläser weist darauf hin, dass Nachbarschaften durchaus Gemeinschaft stiften können, dies aber nicht automatisch der Fall ist. Hierzu ist eine bestimmte Wahrnehmung der Beziehungen Voraussetzung. Gemeinschaft und das Eingehen sozialer (Unterstüt-

zungs-) Beziehungen sind nach den Sichtweisen von Wellman, Diewald und Hitzler heute stärker von Freiwilligkeit und Eigeninitiative geprägt als dies traditionell der Fall war.

In eine ähnliche Richtung gehen auch Sichtweisen, die (nachbarschaftliche) Unterstützungsbeziehungen als Form bürgerschaftlichen Engagements betrachten. Hilfeleistungen finden demnach immer seltener in klassischen organisierten Strukturen statt. Sie sind stattdessen eher selbstorganisiert, zeitlich begrenzt, punktuell und werden vor allem dann ausgeübt, wenn damit eigene Interessen und Vorlieben erfüllt werden können. Der Hinweis darauf, dass intime und private Leistungen, etwa im Bereich der Pflege, durch Nachbarn weder von Hilfeleistenden noch -empfängern gewünscht werden, bringt einen zusätzlichen Aspekt in die Betrachtung ein, der bei den Klassikern keine Erwähnung findet – diese Form der nachbarschaftlichen Leistungen war zuzeiten von Tönnies, Simmel und Weber schlicht noch nicht relevant.

4 Organisierte Formen von Nachbarschaftsbeziehungen

Den Nachbarschaftsbeziehungen, die in „gewöhnlichen“ Wohngebieten bestehen, können solche gegenübergestellt werden, deren Gestaltungsweise stärker organisiert und (von den Bewohnern selbst oder Dritten) absichtsvoll hergestellt sind. In der ab Kapitel 7 beschriebenen empirischen Studie im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurden drei unterschiedliche Wohnkontexte berücksichtigt, die sich hinsichtlich der Organisation des Zusammenlebens unterscheiden: Erstens „nichtorganisierte“ städtische Wohnlagen, zweitens suburbane Einfamilienhaussiedlungen, in denen sog. Siedlergemeinschaften bestehen und sich die Bewohnerinnen und Bewohner als Verein zusammengeschlossen haben (vgl. Spellerberg/Woll 2013; Kuhn 2001: 195) und drittens gemeinschaftliche Wohnprojekte, bei denen das nachbarschaftliche Miteinander einen Teil des Selbstverständnisses ausmacht. Bei den beiden letzteren Wohnlagen handelt es sich um mehr oder weniger stark organisierte und „inszenierte“ Nachbarschaften, die soziale Netze bewusst gestalten möchten, etwa um gegenseitige Hilfe zu ermöglichen und Einsamkeit vorzubeugen (vgl. Häußermann/Siebel 1996: 320).

Es wird vermutet, dass sich Ansichten, Formen von Nachbarschaftsbeziehungen und individuelle Konzepten von Nachbarschaft von Bewohnern unterschiedlicher Wohnkontexte möglicherweise durch den Organisationsgrad des Zusammenlebens unterscheiden. Es wird weiterhin angenommen, dass dort, wo Nachbarschaftsbeziehungen absichtsvoll hergestellt werden, diese eine andere Bedeutung für die Akteure haben als in „normalen“ Wohngebieten.

Die Bedingungen und Besonderheiten nichtorganisierter Wohnkontexte in Bezug auf Nachbarschaft wurden in den vorangegangenen Abschnitten bereits beleuchtet. Im Folgenden werden die beiden organisierten Wohnkontexte vorgestellt.

4.1.1 Siedlergemeinschaften

Siedlungen mit Siedlergemeinschaften grenzen sich von anderen Wohnlagen dadurch ab, dass sie einen besonderen historischen Hintergrund aufweisen, dessen Bedeutung sich in den meisten Fällen bis heute fortsetzt. Ihr Zusammenleben ist durch eine Vereinsstruktur geregelt.

Die Siedlerbewegung entstand in der Weimarer Republik Anfang des 20. Jahrhunderts als Selbsthilfebewegung aufgrund wirtschaftlicher Not (vgl. Verband Wohneigentum 2016). Unterstützt wurde diese durch die Initiative des Staates, der ärmeren Bevölkerung – zunächst insbesondere Kriegsteilnehmern, Kriegsbeschädigten, Kriegerwitwen sowie kinderreiche Familien – besseres Wohnen zu ermöglichen (vgl. Hafner 1996: 562). Verschiedene neu erlassene Gesetzen, etwa das Reichsheimstättengesetz, ermöglichten es nun breiten Bevölkerungsschichten, Eigenheime in Kleinsiedlungen zu errichten (vgl. ebd.: 561; von Saldern 1997: 143). Die Siedler waren eingebunden in eine Baugemeinschaft, bei der das Prinzip der Selbsthilfe mit Unterstützung durch Handwerker und Bauleitung im Vordergrund stand (vgl. Spellerberg/Woll 2013). Zahlreiche Arbeiten beim Bau der Häuser von den späteren Bewohnern selbst ausgeführt. Nach der Fertigstellung der Rohbauarbeiten wurden die Häuser dann verlost. Dies diente dazu, „eine gleiche Bauqualität zu fördern und den Eigennutz der Siedler zu dämpfen“ (Hafner 1996: 568). Und auch bei den Aus- und Umbauarbeiten fand gegenseitige Hilfe unter den Siedlern statt. Dies setzte sich fort in der landwirtschaftlichen Nutzung und Bewirtschaftung der Gärten, denn Selbstversorgung durch Nebenerwerbslandwirtschaft war eine wichtige Zielsetzung der Kleinsiedlungen (vgl. ebd.: 562, 596). Zudem gab es in den Siedlungen eine rege Vereinstätigkeit in einer Vielzahl von Vereinen, wie etwa Kleintierzüchtervereine, Sport-, Schach-, Musik-, und Gesangsvereine, Laienspielgruppen oder freiwillige Feuerwehren (vgl. ebd.: 572).

Ab 1933 wurde der Siedlergedanke von der NS-Ideologie vereinnahmt. Die Kleinsiedlung wurde ein wichtiger Bestandteil der nationalsozialistischen Wohnungs- und Familienpolitik, da sich mit ihr zum einen die „antigroßstädtischen, antiindustriellen, und antikapitalistischen Ziele der Reagrarisierung, der Wieder-Verwurzelung ‚heimatlos‘ gewordener Proletarier mit dem Boden und der Zerschlagung der Großstädte“ verbanden (Harlander 1992: 39), zum anderen da sie den Volksgenossen eine Heimat bieten sollte, in der Kinder aufwachsen sollten. Die Zielgruppe der Siedlungen änderte sich, sie umfasste nun vor allem „Tüchtige“ aus dem Mittelstand sowie Parteimitglieder und Sympathisanten der NSDAP. Es kam zu Enteignungen der bisherigen Eigentümer (vgl. Hafner 1996: 585f.).

Nach dem Zweiten Weltkrieg führte die Wohnungsnot zu einem neuerlichen Erstarben der Siedlerbewegung. Zielgruppe waren nun vor allem „Ausgebombte und Flüchtlinge“ (Szy-

pulski 2008: 118). In organisierter Gruppenselbsthilfe entstanden Häuser an den Stadträndern. Durchschnittlich hatten die Siedler eine „Muskelhypothek“ von 1.200 bis 1.500 Selbsthilfestunden zu leisten (vgl. Harlander 1991: 51). Unterstützt wurde die Siedlungsbildung insbesondere von den Kirchen und Gewerkschaften, die als Träger die Selbsthilfe betreuten. Jedoch stand nicht nur der Bau der Häuser durch die Bewohner selbst im Vordergrund, sondern auch die Selbstversorgung durch Gartenbewirtschaftung und Kleintierhaltung war erneut eine zentrale Zielsetzung (vgl. ebd.: 50). Zudem stand damals bereits im Fokus „eine Wohneigentumsform mit [...] intensiven kollektiven Gemeinschafts- und Selbsthilfefprozessen über die Bauphase hinaus“ zu fördern (ebd.). Häufig schlossen sich die Siedler bereits zu Beginn der Bauphase zu Gemeinschaften oder Vereinen zusammen, über die die Gruppenselbsthilfe und später das Zusammenleben geregelt und organisiert wurden (vgl. Harlander 1992).

Die Bewohner der Siedlungen sind überwiegend gemeinsam in ihren Nachbarschaften alt geworden. Noch heute führen viele der Siedlergemeinschaften gemeinsame Aktivitäten durch, so auch die, aus denen Personen für die vorliegende Studie befragt wurden. Die Gemeinschaften werden jeweils von einem Siedlervorstand repräsentiert und vom Verband Wohneigentum e. V. (bis 2005 Deutscher Siedlerbund e. V.) unterstützt, der den Austausch und den Kontakt unter den Siedlungen fördert (vgl. Spellerberg et al. 2011: 10; Spellerberg/Woll 2013). Die in den Siedlungen bestehenden „lang gepflegten Nachbarschaften, gefestigten Kommunikationsstrukturen und [die] Organisation in Verein und Verband“ (ebd.: 20) wirken sich möglicherweise vorteilhaft aus auf die Bewältigung von Zukunftsaufgaben, die sich für solche Wohngebiete – unter anderem aufgrund des bevorstehenden oder schon stattfindenden altersbedingten Bewohnerwechsels – stellen.

4.1.2 Gemeinschaftliche Wohnprojekte

Gemeinschaftliche Wohnprojekte stellen eine besondere Form des Zusammenlebens dar, bei der sich Bürgerinnen und Bürger über den Familienverbund hinaus gezielt und freiwillig in einer neuen Wohn- und Lebensform zusammenschließen (vgl. Großjohann/Stolarz 2002; Rettenbach 2008: 13; Spellerberg i.E.). Hierin wird eine Möglichkeit gesehen, soziale Bezie-

hungen unter den Bewohnern solcher Wohnprojekte stärken zu können. Dabei geht es um gegenseitige Unterstützung, gemeinschaftliche Aktivitäten, Partizipation und Selbstorganisation der Bewohner (vgl. Fedrowitz 2011). Häufig werden sie von „jungen Alten“ initiiert.

In den letzten Jahrzehnten wurde auch von der Sozial- und Stadtpolitik das „gemeinschaftliche Wohnen“ als besondere Form des nachbarschaftlichen Zusammenlebens entdeckt. Gemeinschaftliche Wohnprojekte haben als neue Form des Bauens und Wohnens in vielen Städten an Bedeutung gewonnen. Verbunden werden mit ihnen Möglichkeiten zur Gestaltung von Stadtentwicklung und Potenziale insbesondere für das Wohnen im höheren Lebensalter und die Integration körperlich eingeschränkter Menschen. Besonders hervorgehoben wird der Aspekt intensiver Nachbarschaftsbeziehungen, die im Rahmen solcher Projekte oft fester Bestandteil des Wohnens sind. Somit bieten sie ein vergleichsweise hohes Potenzial für Gemeinschaft und gegenseitiger Unterstützung in der Nachbarschaft. Dies wird zunehmend als Chance wahrgenommen, Versorgungsleistungen zu organisieren und soziales Miteinander zu gestalten. So wird insbesondere für ältere Menschen ein selbstständiges Leben auch mit körperlichen Einschränkungen ermöglicht (vgl. Kricheldorf 2008). Zum anderen werden hier Beteiligungsmöglichkeiten, auch durch und für ältere Menschen, gesehen.

Allerdings handelt es sich bei dieser Wohnform – trotz vielfältiger und intensiver Bemühungen der verschiedenen beteiligten Akteure – immer noch eher um eine Nische, die nur kleine Marktanteile auf dem Wohnungsmarkt abdeckt. Auch kann nur etwa ein Viertel der heutigen älteren Menschen sich vorstellen, in solchen Projekten zu leben. Dabei zeigen die jüngeren deutlich mehr Interesse als die älteren Senioren (vgl. Generali Zukunftsfonds/ Institut für Demoskopie Allensbach 2012: 309).

Zudem sind Wohnprojekte sehr vielfältig. Sie legen unterschiedliche Schwerpunkte, die bspw. in den Bereichen des sozialen Miteinanders, der baulichen Gestaltung oder einer ökologischen Bauweise liegen. Jedes Projekt weist so eigene Besonderheiten auf. Gemeinsam ist vielen Wohnprojekten, dass sie aus einer Kritik an den bestehenden Strukturen des Wohnens entstehen. Es wird versucht, eine neue, auf anderen Grundsätzen fußende Struktur für das Zusammenleben zu schaffen, um es intensiver zu gestalten und mehr Miteinander und Gegenseitigkeit zu ermöglichen. Im Gegensatz zu früheren Initiativen des gemeinschaftlichen

Bauens und Wohnens, wie den oben beschriebenen Siedlergemeinschaften, steht „nicht mehr die Versorgung mit Wohnraum, sondern das selbstbestimmte Leben in Gemeinschaft im Vordergrund“ (Kuhn/Harlander 2012: 13). Für den einzelnen Bewohner bedeutet das Leben in einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt dennoch in vielen Fällen den Wunsch nach Realisierung individueller Wohnvorstellungen entsprechend der eigenen Bedürfnisse und Präferenzen (etwa hinsichtlich der Größe und des Grundrisses) in zentraler städtischer Lage mit guter Infrastrukturausstattung bei gleichzeitig guten und bewusst gelebten Nachbarschaftsbeziehungen. Somit verbinden sich die Vorteile des städtischen Wohnens mit Bedingungen von Wohnsituationen, wie sie in suburbanen Siedlungsräumen zu finden sind. Frank (2012: 75) bezeichnet dies als „neues Stadtwohnen“; sie sieht darin eine „innere Suburbanisierung“ städtischer Wohnlagen, die auf den Wunsch nach dörflichen Strukturen in der Stadt zurückzuführen ist. Wohnbedürfnisse, die bislang in suburbanen Wohngebieten erfüllt wurden, werden dabei in die Städte verlagert. Das Wohnen in einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt kann damit insbesondere für junge Familien eine „urbane Alternative“ zur Eigentumsbildung im Umland der Städte bieten (vgl. Altschiller 2008: 88). Für ältere Menschen kommt hinzu, dass die Aufrechterhaltung eines eigenständigen Lebens ermöglicht wird. Der Umzug etwa in ein Pflegeheim kann durch die Unterstützung durch Mitbewohner häufig hinausgezögert werden (vgl. Orth 2008: 22).

In gemeinschaftlichen Wohnprojekten bestehen besondere Rahmenbedingungen für das Wohnen und das Zusammenleben mit Nachbarn. Nachbarschaftlichkeit ist oft wesentlicher Bestandteil des Wohnens und ein Kontext, der viele gemeinschaftliche Wohnprojekte bereits in ihrer Planungs- und Entstehungsphase, vor dem Einzug der Bewohnerinnen und Bewohner, prägt. In einem meist langen gemeinsamen Planungsprozess können das spätere Zusammenleben erprobt und Regeln dafür gemeinsam aufgestellt werden. Es finden häufig vielfältige Formen gemeinsamer Aktivitäten statt, die die Bildung einer Gruppe fördern, was sich auf das spätere Zusammenleben als Nachbarn auswirkt. Es kann also als ein zentrales Ziel dieser Wohnform angesehen werden, dass Menschen innerhalb eines bestimmten räumlichen Gebietes (bspw. eines Hauses) miteinander in Kontakt gebracht werden. Soziale Beziehungen unter den Bewohnern sollen zumindest dem Prinzip nach – im Gegensatz zu „normalen“ Nachbarschaften – absichtsvoll hergestellt und durch explizite Regeln, informel-

le Absprachen oder die Übereinstimmung in Zielsetzungen und Vorstellungen über den Charakter des Zusammenlebens gefördert werden.

Die Förderung von Sozialbeziehungen in Wohngebieten wird seit einigen Jahren verstärkt in verschiedenen Kontexten eingesetzt und erfreuen sich wachsender Beliebtheit (vgl. dazu etwa Kuratorium Deutsche Altershilfe/ Diakonisches Werk Rheinland 2008). Sie sind entweder von Bewohnern selbstgewählt und oft auch organisiert oder fremdorganisiert z.B. von Vereinen/Verbänden oder innerhalb von sozialpolitischen Maßnahmen. Entsprechende Wohnformen werden zukünftig an Bedeutung gewinnen, da anzunehmen ist, dass Ältere zunehmend Interesse an gemeinschaftlichem Wohnen zeigen. Sie versprechen sich davon eine Minderung des Risikos der Einsamkeit und die Entstehung von Hilfenetzwerken (vgl. z.B. Huber et al. 2008). Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe werden dadurch, so eine These, aus dem Zusammenhang der informellen Beziehungsnetzwerke herausgelöst und entwickeln sich zu einer Organisation des Dritten Sektors, in der „organisierte Zivilgesellschaft“ aktiviert wird, die zwischen Staat, Markt und Privatsphäre angesiedelt ist (vgl. Zimmer/Priller 2007).

5 Ältere Menschen als Akteure in der Nachbarschaft – theoretische Konzepte

Das vorliegende Kapitel gibt zunächst einen grundlegenden Überblick über unterschiedliche Konzepte und Bedingungen der Lebensphase Alter. Danach wird auf die Bedeutung von Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe für ältere Menschen eingegangen. Dabei werden sowohl theoretische Perspektiven als auch empirische Belege dargestellt.

5.1 Abgrenzung der Lebensphase Alter

Die Frage nach der Abgrenzung der Lebensphase und Kategorie „Alter“ ist nicht einfach zu beantworten. Was kann als Grenze dienen um die „Jungen“ von den „Alten“ zu unterscheiden? Was macht „Altsein“ aus? Die Alters- oder Ruhestandsphase ist ein historisch recht neues Phänomen, dass sich in Deutschland erst mit der Einführung der Sozialversicherung und des Rentensystems Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts herausgebildet hat. Diese Lebensphase existierte zuvor nicht im heutigen Sinne. Die Menschen arbeiteten in der Regel, bis sie dazu körperlich nicht mehr fähig waren, zudem war die Lebenserwartung geringer. Vor allem kranke und pflegebedürftige Menschen galten daher als alt. Da diese auf Versorgung durch andere angewiesen waren, wurden sie zur Armen-Bevölkerung gerechnet (vgl. Thiele 2001: 12f.; Schmassmann 2006: 186f.).¹⁹ Einige Autoren sehen den Beginn der Abgrenzung der Altersphase sogar erst mit der Rentenreform von 1957 und damit durch die Einführung einer für alle Bevölkerungsgruppen zugänglichen Versicherung gegeben (vgl. Backes/Clemens 2000: 7).

5.1.1 Konzepte des Alters

In der neueren wissenschaftlichen Diskussion existiert eine Reihe unterschiedlicher Konzepte, um die Zugehörigkeit einer Person zum Lebensabschnitt Alter zu definieren. Diese bezie-

¹⁹ Zur historischen Entwicklung der Lebensphase Alter siehe z.B. Thiele 2001: 11ff.

hen sich auf ganz unterschiedliche Aspekte, wie den Gesundheitszustand oder die persönlichen Einstellungen. Verbunden mit der Definition des Lebensabschnitts Alter ist die Messung des Alterns im Sinne eines stetigen Prozesses im Zeitverlauf. Unterschieden werden das kalendarische, das biologische, das soziale, das psychische und das funktionale Alter.

Die Zeit, die seit der Geburt eines Menschen vergangen ist, wird als das chronologische oder *kalendarische Alter* bezeichnet. Durch unterschiedliche historische Bedingungen, Zeitereignisse, Bedingungen im Sozialisationsprozess und damit individuellen Erfahrungen im Verlauf des Lebens entstehen Generationen (Kohorten), die sich mitunter deutlich in Ihren Einstellungen und Verhaltensweisen voneinander unterscheiden. Lebenssituation, Bedürfnisse und Erwartungen älterer Menschen werden entscheidend mitbestimmt durch diese Bedingungen (vgl. Schuleri-Hartje 1992: 21). In Deutschland wird häufig das kalendarische Alter von 65 Jahren zur Abgrenzung herangezogen. Diese willkürliche Festlegung soll den Austritt aus dem Berufsleben markieren, der den gesetzlichen Regelungen nach bis vor kurzem in diesem Alter erfolgte. Durch die Anhebung des formellen Renteneintrittsalters auf 67 Jahre wird diese Abgrenzung fragwürdig. Zudem war und ist dies nicht das Alter, in dem die meisten Menschen tatsächlich ihre Berufstätigkeit aufgeben. Eine große Zahl geht wesentlich früher in Rente. Das durchschnittliche tatsächliche Renteneintrittsalter lag im Jahr 2012 bei 61,8 Jahren (vgl. Deutsche Rentenversicherung 2015: 68). Heute ist das Alter, definiert über den Lebensabschnitt ab 60 oder 65 Jahren, eine mehrere Jahrzehnte andauernde Lebensphase, die oft mit einem guten gesundheitlichen Zustand verbunden ist. Die Personen, die dieser Lebensphase zugeordnet werden, unterscheiden sich teilweise stark in ihren Lebensstilen und -bedingungen (vgl. Braun 1992: 26; Thiele 2001: 27) was die Definition anhand der chronologischen Altersgrenze weiter in Frage stellt. Nach genauer unterscheidenden Konzepten wird daher an sozialen und kulturellen Faktoren innerhalb einer Gesellschaft festgemacht, ab wann ein Mensch zu den „Alten“ gehört (vgl. Pohlmann 2004: 15).

Das *biologische Alter* setzt den Fokus auf die körperliche Verfassung eines Menschen. Aus dieser Perspektive ist das Altern ein lebenslanger Prozess, der mit dem Abbau der Funktionsfähigkeit des Körpers und seiner Organe verbunden ist (vgl. Thiele 2001: 20), wobei sich die

Alterung des Organismus von Mensch zu Mensch unterschiedlich vollziehen kann. Naturgemäß treten Krankheiten aber tendenziell häufiger im hohen kalendarischen Alter auf²⁰ (vgl. Pohlmann 2004: 16f.). Das biologische Altern hat sich durch die medizinische Entwicklung verändert: Schätzungen zufolge sind die heute 70-Jährigen etwa fünf Jahre länger gesund als dieselbe Altersgruppe vor 30 Jahren (vgl. Baltes 2005: 44).

Das *soziale Alter* wird bestimmt durch die mit einer Altersgruppe verbundenen Einstellungen und Etikettierungen innerhalb einer Gesellschaft. Die sozialen Rollen alter Menschen werden durch die Zuschreibungsmerkmale mitbestimmt. Dabei spielen auch Stereotype und Vorurteile eine Rolle (vgl. Pohlmann 2004: 22f.): „Das Erreichen eines bestimmten Lebensjahrzehnts oder die äußere Erscheinung machen eine bestimmte Person noch nicht alt; erst die Vorstellungen und Meinungen, die in der Gesellschaft an das Altsein geknüpft sind, lassen jemanden als alt erscheinen.“ (Thiele 2001: 20) Es existiert keine einheitliche positive oder negative Wahrnehmung des Lebensabschnitts Alter in der Gesellschaft, stattdessen gibt es eine Vielzahl von Altersbildern (vgl. BMFSFJ 2010: 36). Die Beschreibung alter Menschen aufgrund von Stereotypen weist jedoch zwei Extreme auf: „Auf der einen Seite stehen die weisen, gerechten und politisch mächtigen Alten und auf der anderen Seite stehen die gebrechlichen, verwirrten, hilfebedürftigen Alten.“ (Reitinger 2006: 52)²¹ Meist haben beide Stereotype Einfluss auf das Altersbild (vgl. ebd.: 55ff.). Dabei haben Fremdbilder Auswirkungen auch auf die Selbstbilder kalendarisch alter Menschen, wenn etwa negative Altersstereotype durch das Verhalten anderer in das Selbstbild übernommen werden. Daraus resultiert

²⁰ Die „Kompressionsthese“ besagt, dass bei steigender Lebenserwartung die gewonnenen Jahre weitgehend in Gesundheit verbracht werden und sich die Phase der Krankheit nach hinten verschiebt. Hierzu gibt es eine konkurrierende These: Die „Medikalisierungsthese“ geht im Gegensatz dazu davon aus, dass die gewonnenen Jahre zunehmend in Krankheit und Behinderung verbracht werden. Keine der beiden Thesen konnte bisher eindeutig belegt werden (vgl. z.B. Niehaus 2006: 13f.). Die Kompressionsthese scheint eher auf höhere Sozialschichten zuzutreffen, während in unteren Schichten die Medikalisierungsthese Bestätigung findet (vgl. Backes 2008: 69; Deutscher Bundestag 2002: 184f.). Dennoch wird in vielen Studien zumindest auf der Ebene der Lebensqualität eine Kompression von Krankheiten und Behinderungen betätigt (vgl. Niehaus 2006: 16ff.).

²¹ Zu Altersbildern siehe auch Phillip/Mayer 1999.

die Gefahr, dass alte Menschen sich selbst als für die Gesellschaft wertlos oder als Belastung empfinden (vgl. Thiele 2001: 13).

Das *psychische Alter* meint das subjektive Altersempfinden und die Bewertung des eigenen kalendarischen Alters. Anpassungsprozesse des Menschen an seine Lebensumstände im Verlauf der Zeit werden in diesem Konzept berücksichtigt. Darüber hinaus wird es durch Fremdwahrnehmung beeinflusst (vgl. ebd.: 20). Im Vergleich zu anderen Personen ihres Alters erleben sich die meisten alten Menschen subjektiv als jünger (vgl. Reitinger 2006: 53). Auch wenn das eigene Altern häufig mit Ängsten, etwa vor Krankheit oder Abhängigkeit verbunden ist, wird es von den meisten jungen Personen doch als positiv bewertet. Dennoch konnte Thiele (2001: 13f.) nachweisen, dass das Selbstbild älterer Menschen meist von negativen Einschätzungen geprägt ist.

Eine leistungsbezogene Altersdefinition bestimmt das *funktionale Alter*. Ausschlaggebend ist die Erfüllung von Leistungsanforderungen der Umwelt an die einzelne Person. Kriterien sind z.B. der Gesundheitszustand oder die physische und kognitive Leistungsfähigkeit (vgl. Sterns/Miklos 1995: 252ff.). Das Verhalten des Einzelnen steht somit im Mittelpunkt. Dabei werden sowohl Defizite als auch Kompetenzen betrachtet (Pohlmann 2004: 33). Oft zeigen sich größere Unterschiede zwischen Personen derselben kalendarischen Altersgruppe als zwischen Angehörigen verschiedener Altersgruppen.

Rosenmayr (1996: 35) teilt die Lebensphase „Alter“ in Kategorien der Selbstständigkeit ein. Seine Kategorien reichen von einer durch Aktivität geprägten bis hin zu einer von anderen Menschen abhängigen Lebenssituation. Chronologisch innerhalb des Lebens einer einzelnen Person geordnet spricht er von einer chancenreichen Phase, in der die Fähigkeit der Leistungserbringung für andere Menschen noch besteht, einer eingeschränkten Phase, in der Kompetenzen abnehmen und schließlich einer von Hilfe und Pflege abhängige Phase. Diese Sichtweise des Alters ist die Voraussetzung, um Potenziale älterer Menschen zu erkennen und nutzbar zu machen, etwa bei Tätigkeiten, bei denen es auf Erfahrung ankommt.

Bei kalendarisch alten Menschen (über 60 Jahren) handelt es sich um eine sehr heterogene gesellschaftliche Gruppe; die Lebensverhältnisse und -formen sind sehr vielfältig. Daher werden auch von anderen Autoren innerhalb der Lebensphase Alter nochmals unterschiedliche Phasen voneinander abgegrenzt, z.B. das „dritte“ und „vierte“ Lebensalter (Laslett 1995:

34ff.) oder auch „junge“ und „alte Alte“, die nicht mit dem chronologischen Alter in Zusammenhang stehen müssen.²² Das dritte Lebensalter bezeichnet dann ältere Menschen, die noch gesund und aktiv sind. Das vierte Lebensalter bezieht sich auf die Menschen, bei denen Kompetenzen und Leistungsfähigkeit abnehmen und das Risiko von Pflegebedürftigkeit und Abhängigkeit erhöht ist. Lehr (1986) beschreibt die Unterscheidung der beiden Phasen wie folgt: „Die Jungsenioren suchen neue Aufgaben, wollen ihr Leben im Alter sinnvoll gestalten (mit Hobbys, Reisen, in einem Teilzeitberuf, durch Weiterbildung oder soziales Engagement). Sie können 60, 70, 80 oder 85 Jahre alt sein. Für ihre Aktivitäten benötigen sie Angebote und Herausforderungen. [...] Die Altsenioren dagegen bedürfen spezieller Unterstützung, Pflege und Fürsorge. Ihre Hilflosigkeit folgt aus ihrer gesundheitlichen, wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnislage, nicht aus ihrem Alter.“ (Lehr 1986: 21ff., zitiert nach Witterstätter 2003: 56) Als grundlegend zur Abgrenzung der „jungen Alten“ sehen es Grymer et al. (2005: 317) an, dass diese nicht nur ihr Leben selbstständig führen, sondern zugleich für andere oder die Gemeinschaft etwas leisten und aktiv sein können.

Tab. 1: Junge vs. alte Alte

junge Alte	alte Alte
<ul style="list-style-type: none"> ▪ guter Gesundheitszustand ▪ aktiv, mobil, selbstständig Lebensgestaltung ▪ gesellschaftliches Engagement ▪ Potenzial zur Leistung informeller Hilfe für Nachbarn und andere Personen 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Zunahme von körperlichen Einschränkungen und gesundheitlichen Problemen ▪ von anderen Menschen abhängig ▪ Empfänger von Hilfeleistungen, z.B. von Nachbarn

Eigene Darstellung.

²² Bereits in den 1970er Jahren beschrieb Neugarten die „young old“ und die „old old“ in einem von der Anzahl der Altersjahre unabhängigen Sinne (vgl. Neugarten 1974: 187ff.).

5.1.2 Strukturwandel der Alters

Die Lebensphase Alter wird in unserer Gesellschaft durch unterschiedliche Entwicklungen mitbestimmt. Im Folgenden wird als kontrastierender Ausgangspunkt die Lebensphase Alter an der gängigen Definition des kalendarischen Alters ab 60 Jahren festgemacht.

In den letzten Jahrzehnten hat der Lebensabschnitt des Alters einen grundlegenden Strukturwandel erfahren. Heutige alte Menschen unterscheiden sich stark von der gleichen Altersgruppe vor noch 20 Jahren. Ursachen dieses Wandels liegen zum einen in strukturellen Veränderungen innerhalb der Gesellschaft, wie bspw. der besseren gesundheitlichen Situation durch den medizinischen Fortschritt oder der insgesamt besseren finanziellen Situation. Zum anderen spielt auch der Wandel von Lebensweisen und Einstellungen eine Rolle (vgl. Backes/Clemens 1998b: 10).

Tews (1993: 23ff.) beschreibt den Strukturwandel des Alters durch die Konzepte Verjüngung, Entberuflichung, Feminisierung, Singularisierung und Hochaltrigkeit. Verjüngung bedeutet einerseits, dass immer mehr kalendarisch jüngere Menschen als alt betrachtet werden (z.B. Arbeitnehmer bereits ab 45 Jahren), andererseits aber auch, dass ältere Menschen sich zunehmend jünger fühlen, als sie ihrem kalendarischen Alter nach sind. Mit Entberuflichung ist gemeint, dass die Erwerbsbeteiligung älterer Menschen abnimmt, vor allem bei den 60-65-Jährigen. Bedingt durch die höhere Lebenserwartung von Frauen ist ihr Anteil an den alten Menschen deutlich erhöht, was als Feminisierung des Alters bezeichnet wird. Singularisierung meint, dass der Anteil der Ein-Personen-Haushalte und damit alleinstehender Menschen im Alter zunimmt. Hochaltrigkeit bedeutet schließlich, dass vor allem die Zahl von Menschen im hohen kalendarischen Alter (ab 80 Jahren) zunimmt.

Andere Autoren heben neben den von Tews genannten Konzepten zusätzliche, mit dem Wandel der Altersphase zusammenhängende, Aspekte hervor. Hierzu zählen die Ausdehnung der Altersphase in Jahren, die Veränderung der kulturellen Zusammensetzung²³ sowie Veränderungen bezüglich der Aktivitäten älterer Menschen.

²³ Die kulturelle Zusammensetzung verändert sich u.a. durch den zunehmenden Anteil von Migranten unter der Altenbevölkerung (vgl. Naegele 2006: 10f.).

Durch das Zusammenwirken von Verjüngung und Hochaltrigkeit dehnt sich die Definition der Altersphase immer weiter aus (vgl. Naegele/Schmidt 1993: 7). Sie umfasst im Durchschnitt bereits etwa ein Viertel der gesamten Lebenszeit. Viele alte Menschen können und wollen in dieser Lebensphase ihre Kompetenzen in die Gesellschaft einbringen, denn „[d]ie steigende Lebenserwartung hat bereits heute dazu geführt, dass die Lebenszeit der Menschen nach Abschluss des Berufslebens erheblich länger geworden ist. [...] und es wird für viele Menschen eine Herausforderung sein, sie sinnstiftend zu planen und zu gestalten“ (vgl. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge 2006: 29). Heute wird das Leben älterer Menschen daher stärker als früher von Aktivität, Selbstbestimmung und Eigeninitiative geprägt. Eine „neue Autonomie“ älterer Menschen entsteht durch steigende Mobilität, Flexibilität und bessere Gesundheit (vgl. Grymer et al. 2005: 110; Thiele 2001: 31): „Tatsächlich weisen heutige Generationen älterer Menschen vielfach ein ‚jüngeres Verhalten‘ auf als frühere Generationen. Viele Aktivitäten, die früher nur jüngeren Erwachsenen zugetraut wurden, werden heute von älteren Menschen ausgeübt. Mobilität und Reiselust älterer Menschen haben stark zugenommen, und sportliche Aktivitäten gehören zum ‚erfolgreichen Alter‘ – mehr ältere Menschen getrauen sich heute, Leistungssport zu betreiben. Sich im Alter modisch zu kleiden, war früher verpönt, heute gehört es zur Norm. [...] Selbst Sexualität im Alter, lange Zeit tabuisiert, wird offener diskutiert und praktiziert. Lernen im Alter, was lange Zeit als unmöglich oder unnötig erachtet wurde, gilt heute als Voraussetzung für erfolgreiches Altern.“ (Höpflinger 2005: 73).

Mit der Einführung des Vorruhestandsgesetzes²⁴ in den 1980er Jahren kam in der wissenschaftlichen Diskussion das Konzept der „neuen Alten“ auf (vgl. Braun 1992: 29ff.; Tokarski/Karl 1989: 9). Der Begriff steht heute für die „Möglichkeiten und Chancen eines Lebens im Alter“ (vgl. Tokarski/Karl 1989: 12). Die „neuen Alten“ sind gekennzeichnet durch „Kreativität und Aktivität, ausgeweitetes Verhaltenspotential, Unabhängigkeit und Eigenständigkeit, Freisein von fremdem Hilfebedarf, soziale Eingebundenheit, Interessenvielfalt, Freizeit- und Konsumorientierung, zudem durch vergleichsweise gute Einkommens- und

²⁴ Das Vorruhestandsgesetz ermöglichte von 1984 bis 1988 einen vorzeitigen Eintritt in den Ruhestand mit 59 Jahren. Es wurde 1989 durch das Altersteilzeitgesetz abgelöst.

Vermögensverhältnisse“ (Dieck/Naegele 1993: 43). Sie üben häufig ehrenamtliche und freiwillige Tätigkeiten aus – oder haben zumindest das Potenzial dazu – und kommen daher sogar eher als Anbieter von Hilfsleistungen in Betracht (vgl. z.B. Auer 2002: 57ff.). Das Konzept der „neuen Alten“ vernachlässigt allerdings diejenigen Alten, die diesen Kriterien nicht entsprechen und deren Zahl ebenfalls in Zukunft zunehmen wird (vgl. Dieck/Naegele 1993: 59). Wirtschaft, Medien und Wissenschaft konzentrieren sich häufig auf die finanziell gut ausgestatteten „Best Ager“ der „Generation 50+“ – also eine Form der „neuen Alten“. Dadurch rücken die finanziell weniger gut ausgestatteten, die hilfs- oder pflegebedürftigen Senioren, aus dem Blickfeld (vgl. Reiter 2006: 58; Thiele 2001: 32). Eine wichtige Differenzierung innerhalb der Lebensphase Alter liegt, neben der Unterscheidung der Selbstständigkeit aufgrund körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit, auch in der sozialen Lage der Personen. Diese ist extrem polar: Auf der einen Seite stehen sehr wohlhabende Ältere, die ihr Leben auch aufgrund ihrer finanzieller Möglichkeiten unabhängig gestalten können, auf der anderen Seite gibt es viele Ältere, die in Altersarmut leben und daher in ihrer Lebensgestaltung sehr begrenzt sind (vgl. Hoffmann et al. 2014: 6). Zwar ist der Lebensstandard der heutigen Älteren im Durchschnitt vergleichsweise hoch, dennoch sind die Lebensverhältnisse von einer erheblichen Ungleichheit geprägt (vgl. Noll/Weick 2013: 137). 2008 waren 15,4% der Bevölkerung ab 65 Jahren einkommensarm, wobei Frauen mit 17,5% deutlich häufiger betroffen waren als Männer mit 12,8% (vgl. ebd. 128). Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass „auch einkommensarme Ältere vielfach über finanzielle Reserven in Form von Immobilienbesitz und Geldvermögen verfügen“ (ebd. 138). Eine einseitige Betrachtung der Einkommensverhältnisse kann somit zu einer Fehleinschätzung der materiellen Lage führen.

In einer realistischen Perspektive des Alters darf weder das Bild des Unterstützungs- und Pflegebedürftigen vorherrschen, noch dürfen nur einseitig die Potenziale des Alters betrachtet werden (vgl. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge 2007: 1). Denn „[d]iese beiden Bilder sind [...] nur die extremen Erscheinungen einer immer größer werdenden Bevölkerungsgruppe, in der uns eine Vielfalt von Lebenslagen, Lebensstilen, Bedürfnissen und Interessenslagen der heute alten Menschen begegnet.“ (Kleiner 2005: 58)

5.2 Ältere und ihre sozialen Netze

Die Mehrheit der Älteren hat vielfältige Kontakte und ist zufrieden damit (vgl. Generali Zukunftsfonds/ Institut für Demoskopie Allensbach 2012: 168ff.). Dennoch belegen verschiedene Befunde, dass im höheren Lebensalter Engagement und Aktivitäten zurückgehen, dass soziale Netzwerke, vor allem solche außerfamiliärer Art, sich verändern und die Anzahl der Netzwerkpartner sinkt (vgl. z.B. Lang/Carstensen 1994; dies. 2002; Lang et al. 1998; Van Tilburg 1998; Van Groenou et al. 2013; Shaw et al. 2007; Menning 2006: 496; Thiele 2001: 48).²⁵ Die Studie von Suanet et al. (2013) weist darauf hin, dass sich dies in Bezug auf verschiedene Kohorten älterer Menschen unterscheidet: Bei jüngeren Kohorten ist demnach kein Schrumpfen des Netzwerks nachweisbar. Es existieren unterschiedliche Theorien, welche Ursachen dem Rückgang zugrunde liegen.

Im Folgenden werden Theorien vorgestellt die erklären, dass und wie sich im Alter soziale Beziehungen auf einen Kernbereich verengen (zusammenfassend siehe Tab. 2). Anschließend wird die Relevanz von nachbarschaftlichen Kontakten älterer Menschen in diesem Kontext diskutiert.

²⁵ Dennoch scheint die Zufriedenheit mit sozialen Kontakten in Alter höher zu sein als in anderen Lebensphasen (vgl. Lansford et al. 1998).

Tab. 2: Zentrale Theorien zur Verringerung sozialer Netze im Alter

Theorie	Zentrale Aussage
Aktivitätsthese	Rückgang durch Rollen- und Ressourcenverlust, Neufindung von Rollen
Disengagementthese	Selbstgewählter Rückzug von Rollen und Aktivitäten angesichts des baldigen Lebensendes
sozioemotionalen Selektivitätstheorie	Selbstgewählter Rückzug aufgrund von Konzentration auf emotional stabilisierende Beziehungen
Theorie des sozialen Konvois	Rückgang aufgrund von veränderten Lebensumständen
Austauschtheorie	Rückgang durch abnehmende Fähigkeit der Erfüllung der Reziprozitätsnorm

Eigene Darstellung.

5.2.1 „Klassische“ Ansätze: Aktivitäts- und Disengagementthese

Als „klassische“ gerontologische Theoriensätze gelten die Aktivitäts- und die Disengagementthese. Beide gehen von einer wechselseitigen funktionalen Beziehung zwischen Menschen in der Lebensphase Alter und der übrigen Gesellschaft aus und orientieren sich vor allem an der Ausgliederung von Personen aus dem Erwerbsleben. Im Zentrum steht die Frage, welche Bedingungen Ursachen sein können für ein erfolgreiches, d.h. zufriedenes und sozial integriertes Altern. Dabei haben die Ansätze eine eher eingeschränkte Sichtweise, die sich ausschließlich auf die Veränderungen der sozialen Rollen und daraus abgeleiteten Konsequenzen für die Einbindung in soziale Netzwerke und die Gestaltung sozialer Beziehungen im Alter fokussiert (vgl. Fookon 1999: 232).

Nach der Aktivitätsthese (auch Ausgliederungstheorie) (Cavan et al. 1949; Havighurst/ Albrecht 1953; Tartler 1961) ist es im Alter notwendig, die Aktivitäten, Interaktionen und Rollen aus den mittleren Lebensjahren aufrechtzuerhalten, um ein „erfolgreiches Altern“ zu ermöglichen. Ist dies nicht der Fall, müssen verlorene Rollen durch neue Rollen ersetzt werden,

andernfalls sind Identitätskrise und Rückzug des Individuums die Folge. Der Ansatz der Aktivitätsthese konzentriert sich auf die angenommenen Funktionslosigkeit älterer Menschen durch den Verlust sozialer Rollen. Diese Verluste resultieren in der Regel aus der (oft unfreiwilligen) Ausgliederung aus dem Berufsleben, dem Tod des Partners oder abnehmender Mobilität (vgl. Backes/Clemens 1998a: 115f.). Abnehmende soziale Beziehungen sind demnach also eine Folge struktureller Zwänge und des Verlusts von Ressourcen (vgl. Hollstein 2001: 163).

Der Disengagementansatz (Cumming/Henry 1961) betrachtet das Alter als eine neue Entwicklungsstufe im Leben eines Menschen, die der Vorbereitung auf den Tod dient. Die Grundlage dieses Ansatzes ist der zunehmende Rückzug alter Menschen von ihren sozialen Rollen und Aktivitäten, Interaktionen mit anderen Personen und der gesamten sozialen Umwelt. Gleichzeitig, wie es im Disengagementansatz heißt, zieht sich auch die Gesellschaft von den alten Menschen zurück. Gesellschaft ist hier im persönlichen Kontext gemeint (Verpflichtungen, Freunde etc.), aber auch auf der gesamtgesellschaftlichen Makroebene: Jüngere können dann die Rollen der alten Menschen übernehmen, Macht und Einfluss werden an die nächste Generation weitergegeben. Dieser Prozess wird als natürlich und den individuellen Bedürfnissen alter Menschen entsprechend betrachtet. Darüber hinaus wird der Rückzug als funktional sowohl für das Individuum als auch für die Gesellschaft angesehen (vgl. Backes/Clemens 1998a: 118ff.; Schmassmann 2006: 194ff.; Tokarski 1989: 153ff.). Die Theorie ist in verschiedenen Punkten kritisiert worden. Der Ansatz stützt sich auf das (heute widerlegte) „Defizitmodell des Alters“²⁶, in dem das Altern als Prozess des zwangsläufigen Nachlassens emotionaler und intellektueller Fähigkeiten angesehen wird (vgl. Backes/Clemens 1998a: 93). Alte Menschen verlieren zwar tatsächlich einige ihrer Rollen, doch können auch neue Rollen aufgenommen werden. Außerdem kann nicht generell bestätigt werden, dass es

²⁶ Heute geht man dagegen vom „Kompetenzmodell“ des Alters aus: „Lebenslang erworbenen Fähigkeiten erfahren zwar im Alter Veränderungen, gehen jedoch in aller Regel nicht verloren. Die sozialen Umweltbedingungen entscheiden wesentlich darüber, [ob] bestehende Kompetenzen älterer Menschen erhalten, erweitert oder neu entwickelt werden können.“ (Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen 2004: 12).

der Wunsch alter Menschen ist, sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen (vgl. Schmassmann 2006: 196f.; Schneider 1974: 93). In einer abgemilderten Form nähert sich der Ansatz allerdings der Aktivitätsthese an, wenn der Rückzug alter Menschen von ihren Aktivitäten und Rollen zurückgeführt wird auf eine durch die (Arbeits-)Gesellschaft erzwungene Ausgliederung (Backes/Clemens 1998a: 120).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die theoretische Bedeutung dieser klassischen Ansätze heute zwar nicht mehr gegeben ist, da sie auf teilweise überholten Darstellungen gründen und zum Teil in ihren Annahmen und Voraussagen auch widerlegt werden konnten. Sie können jedoch als Grundlage der heute gängigen Konzepte angesehen werden (vgl. Backes/Clemens 1998a: 113f.; Prahl/Schroeter 1996: 276, 281).²⁷

5.2.2 Erweiterte Ansätze: Sozioemotionale Selektivitätstheorie, sozialer Konvoi und Austauschtheorie

Auch neuere theoretische Ansätze versuchen, den Rückgang sozialer Beziehungen im Alter zu erklären, beziehen dabei aber stärker eine Lebensverlaufsperspektive und/oder überindividuelle Ursachen mit ein.

Die Theorie des sozialen Konvois (Kahn/Antonucci 1980) geht davon aus, dass ein Netzwerk sozialer Beziehungen individueller Stärke im gesamten Verlauf des Lebens aufrechterhalten wird. Aufgrund dieses stetigen, aber vorbeiziehenden Stroms sozialer Beziehungen spricht man hier von einem Konvoi. Diese Beziehungen unterscheiden sich im Lebensverlauf des Einzelnen hinsichtlich ihrer Enge und Bedeutung und sind so in unterschiedlichem Maße beeinflussbar durch Veränderungen (life events, z.B. Heirat, Eintritt ins Berufsleben, Umzug, Lottogewinn, Autounfall, Krieg). Vor allem solche Beziehungen, die den engsten Kreis des Konvois ausmachen, sind demnach stabil und können über das ganze Leben erhalten bleiben, wohingegen Beziehungen am Rande des Konvois, wie etwa auch die zu Nachbarn, als

²⁷ Zur Kritik dieser und der nachfolgenden Ansätze siehe ausführlich z.B. Weinhart 2007.

weniger stark und daher eher durch externe Veränderungen beeinflussbar angesehen werden.

Eine andere Sichtweise auf die Verringerung sozialer Netzwerke bietet der Ansatz der sozioemotionalen Selektivitätstheorie (Carstensen 1991). Die Annahme ist hier, dass sich die individuellen Perspektiven und sozialen Ziele – und damit auch die Bedeutung von sozialen Beziehungen – im Lebensverlauf ändern, weg von einer Orientierung am Erwerb von Informationen. Dabei spielt auch eine Rolle, wie viel Lebenszeit dem Individuum voraussichtlich noch verbleibt. Ab dem höheren Erwachsenenalter, so die Annahme, konzentriert sich das Bedürfnis eher auf emotionale Aspekte, Sicherheit und Geborgenheit in engen sozialen Beziehungen, und zunehmend weniger auf den Erwerb von Informationen aus unterschiedlichen Beziehungsformen. Es sind daher vor allem periphere Beziehungen, die aufgegeben werden. Der Rückgang der Netzwerkgröße wird demnach vom einzelnen Individuum selbst aktiv mitgestaltet.²⁸ „Die Theorie erklärt die empirisch nachzuweisende Verringerung sozialer Kontakte und die Veränderung der Interaktionsmuster im Alter [...] durch einen für den älter werdenden Menschen sinnvollen Prozess der qualitativen Umstrukturierung und Konzentration der sozialen Aktivität auf solche, die den größten emotionalen Gewinn für ihn versprechen.“ (Erlemeier 2002: 180)

Gemeinsam ist der sozioemotionalen Selektivitätstheorie und der Theorie des sozialen Konvois, dass von einem Rückgang vor allem peripherer Beziehungen ausgegangen wird, wohingegen enge familiäre und freundschaftliche Kontakte bestehen bleiben. Ein Unterschied liegt darin, dass die sozioemotionalen Selektivitätstheorie dies zurückführt auf eine angesichts der begrenzten verbleibenden Lebenszeit für den Einzelnen zunehmende Bedeutung des Emotionalen, dagegen die Theorie des sozialen Konvois die sich verändernden Lebensumstände als ausschlaggebend ansieht. Eine vergleichende Meta-Analyse bestehender Studien zu sozialen Beziehungen (vgl. Wrzus et al. 2013) kommen zu dem Ergebnis, dass beide Theorien ihre Berechtigung haben. „[...] people’s networks of social relationships change from adoles-

²⁸ Daneben existieren natürlich auch andere Ursachen für das Schrumpfen sozialer Netzwerke im höheren Lebensalter, zu denen das Versterben von Netzwerkpartnern gehört. Dies wird aber als weniger gewichtig angesehen.

cence to adulthood to old age, and these changes are similar to changes related to experiencing age-specific life events. At the same time, a stable convoy of family relationships and few close confidants accompanies people through positive and negative life events and as they grow older.“ (Wrzus et al. 2013: 71.). Es konnte gezeigt werden, dass die Größe eines sozialen Netzwerks abhängig ist vom Alter einer Person. Zunächst wächst das Netzwerk bis ins junge Erwachsenenalter²⁹, bleibt anschließend relativ konstant, bevor schließlich im höheren Alter die Zahl der Personen, mit denen ein Mensch in Kontakt steht, kontinuierlich abnimmt. Das familiäre Netzwerk bleibt dabei vergleichsweise stabil.

Eine weitere Theorie, die die Mechanismen hinter altersbedingten Veränderungen in sozialen Netzwerken erklären kann, ist die in Abschnitt 3.2.1 beschriebene Austauschtheorie (Gouldner 1960; Homans 1961; Blau 1964; vgl. auch Suanet et al. 2013). Da sie an dieser Stelle eine besondere Bedeutung einnimmt, wird nochmals auf sie eingegangen. Die Theorie entstand zwar etwa im gleichen Zeitraum wie die oben genannten „klassischen“ Ansätze, erweiterte aber die Sichtweise auf Netzwerke erheblich und ist auch heute eine häufig angewendete Sichtweise für die Erklärung sozialen Verhaltens. Interaktionen zwischen Individuen werden hier als Austausch von Ressourcen interpretiert. Betrachtet wird das Gleichgewicht zwischen geleisteter und erhaltener Unterstützung innerhalb von sozialen Beziehungen. Demnach steigt mit zunehmendem Alter und sich verschlechterndem Gesundheitszustand die Wahrscheinlichkeit des Erhalts von Unterstützung. Gleichzeitig sinkt aber, so die Theorie, die Wahrscheinlichkeit Leistung zu erbringen. Austauschtheoretische Ansätze gehen davon aus, dass im Alter Ressourcen abnehmen, die mit anderen Personen getauscht werden können (vgl. Hollstein 2001: 167f.). Damit nimmt ihre Attraktivität als Tauschpartner ab. Ältere finden dann nur noch in solchen Beziehungen Unterstützung, die durch verzögerte oder generalisierte Reziprozität geprägt sind, wie familiäre Beziehungen. Mit Bezug auf Gouldner (1960) wird angenommen, dass soziale Beziehungen eher abgebrochen werden, wenn das Gleichgewicht des Gebens und Nehmens – die Reziprozität – gestört ist. Ein sol-

²⁹ Wrzus et al. (2013: 60) schätzen in ihrer vergleichenden Studie anhand eines Modells ein mittleres Alter von 24,6 Jahren als Zeitpunkt, an dem der Rückgang sozialer Beziehungen beginnt.

cher Abbruch ist häufiger in peripheren Beziehungen anzutreffen, wie dies Klein Ikkink/Van Tilburg (1999) nachweisen.

5.3 Die Bedeutung von Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe für ältere Menschen

Die Beziehungen zu Nachbarn und die Ausdehnung und Bedeutung von Nachbarschaftsnetzwerken verändern sich im Lebensverlauf. Ungeachtet dieser Veränderung sozialer Beziehungen haben aber auch Ältere oft große und vielfältige soziale Netzwerke und wirken aktiv auf ihre Kontinuität ein, zudem werden auch neue Kontakte geknüpft oder beibehalten, die über die Wohnumgebung z.T. weit hinausgehen. Neben dem Partner gehören insbesondere die eigenen Kinder, aber auch in der Nähe wohnende gleichaltrige Bekannte oder Freunde und Nachbarn zu den wichtigsten Interaktionspartnern im Alter (vgl. Diewald 1991; Dörner 2007: 92ff.; Rosow 1970). Askham et al. (2007: 194f.) weisen darauf hin, dass im höheren Lebensalter die Grenze zwischen Freundschaft und Nachbarschaft verschwimmt und in zunehmendem Maße Nachbarn als Freunde betrachtet werden (vgl. auch Cantor 1979: 454).

Zwar nimmt die Zahl von sozialen Netzwerkpartnern ab, dennoch lässt sich belegen, dass vielfältige Nachbarschaftsbeziehungen im höheren Alter bestehen, die häufig zudem als intensiver und zufriedenstellender erlebt werden als in vorherigen Lebensphasen (vgl. z.B. Bäcker et al. 2008). Einzig Nachbarn gelten als Personengruppe, mit denen Kontakte im Alter zunehmen (vgl. Diewald 1991; Künemund/Hollstein 2005). Nachbarn werden zudem innerhalb der Diskussion um persönliche Unterstützungsnetzwerke immer wieder in Aufzählungen wichtiger Hilfspersonen erwähnt (vgl. z.B. Bäcker et al. 2008: 507).

Dennoch spielen Nachbarn in den Unterstützungsnetzwerken Älterer eine eher geringe Rolle, wenn es sich um dauerhafte Hilfebedarfe handelt. Heute haben die Nachbarschaft und der Nachbar als einzelnes Individuum in der Regel nur eine geringe Bedeutung innerhalb der persönlichen sozialen Netzwerke. Weder spielen Nachbarn eine bedeutende Rolle für die

Orientierung des Verhaltens des Einzelnen, noch sind die Kontakte mit Personen aus dem unmittelbaren Wohnumfeld prägend für den individuellen Alltag.³⁰ Es ist zudem davon auszugehen, dass nicht nur der aktuelle Unterstützungsbedarf die Beziehungen zu Nachbarn und die Bedeutung, die ihnen beigemessen wird, beeinflussen. Stattdessen wird dies geprägt durch individuelle Erfahrungen, die die älteren Menschen in ihrem Leben gemacht haben. Auch persönliche Merkmale des Individuums sowie der Personen in seiner Wohnumgebung (z.B. generelle Kontaktfreue, Einbindung in andere Kontexte wie etwa Familie) wirken sich auf die Art und Bedeutung des Kontakts mit Nachbarn aus. Schließlich prägt auch das räumliche Umfeld die Beziehungen, indem es bspw. Möglichkeiten für Begegnung schafft.

Insbesondere bei Pflegeleistungen stehen vor allem Familienangehörige als Helfer im Vordergrund. „Empirische Befunde [...] stimmen bislang überein, dass Freunde, Bekannte oder Nachbarn nur in seltenen Fällen dauerhaft umfassende Hilfe- und Pflegeleistungen erbringen.“ (Deutscher Bundestag 2003: 53). Bei nur etwa 7% der Pflegebedürftigen in Privathaushalten ist die Hauptpflegeperson ein Nachbar oder Bekannter (vgl. Schneekloth/Leven 2003: 19). Verbreiteter ist dagegen Hilfeleistung im Alltag. Verschiedene Studien konnten zeigen dass ältere Menschen viel Alltagshilfe leisten (für Nachbarn, Freunde, Bekannte), oft in Vereinen sind und sich ehrenamtlich engagieren (vgl. z.B. BMFSFJ 2005; Künemund 2006). Wie andere Leistungen, die innerhalb von Netzwerken erbracht werden erfolgt Nachbarschaftshilfe meist spontan und nicht organisiert, sie beruht auf dem Prinzip der Wechselseitigkeit (Reziprozität) und folgen einer Grundüberzeugung der problembezogenen „Alltagssolidarität“ (Bäcker et al. 2008: 584f.).

Betont wird in der Altersforschung, dass die Bedeutung von nahräumlichen Kontakten mit dem Alter ansteigt, unter anderem aufgrund von zunehmenden Mobilitätseinschränkungen und damit einhergehend geringerem Kontaktradius, Verkleinerung der Haushalte und Ausdünnung sozialer Netze (vgl. Heuwinkel/Borchers 1999: 139; Hamm 2000: 175). Auch der

³⁰ Bänziger (2009) weist jedoch anhand Schweizer Daten nach, dass bei alleinlebenden Älteren ein Zusammenhang besteht zwischen dem Vorhandensein emotionaler Unterstützung durch Personen aus der Nachbarschaft und der individuellen Lebenszufriedenheit. Hierbei bleibt aber unklar, inwieweit es sich um als Freundschaften zu bezeichnende Beziehungen handelt.

Austritt aus dem Berufsleben und damit der Wegfall eines zentralen Grundes, die Wohnumgebung zu verlassen, führt dazu, dass ältere Personen in der Regel einen großen Teil ihrer Zeit in ihrer Wohnung und dem direkten Wohnumfeld verbringen. Dies wiederum erhöht die Wahrscheinlichkeit von Kontakten zu Nachbarn (vgl. Saup 1993: 90; Siebel 2009: 9; Höpflinger 2004: 9). Daraus lässt sich folgern, dass die Personen im direkten Wohnumfeld zumindest potenziell zu wichtigeren Interaktionspartnern werden. Auch die längere Wohndauer an einem Ort, die bei älteren Menschen häufig vorliegt, erhöht die Wahrscheinlichkeit des gegenseitigen Kennenlernens der Nachbarn (vgl. z.B. Middleton et al. 2005: 1726). Die damit einhergehende hohe Bindung an den Wohnort äußert sich in dem Wunsch, die Wohnsituation nicht zu verändern (vgl. z.B. Höpflinger 2004: 93; Banse/Möbius/Deilmann 2008: 42). Thomése et al. (2003) bestätigen in einer in den Niederlanden durchgeführte Untersuchung, dass unter anderem die Wohndauer ein entscheidender Faktor für die Stabilität von solchen Nachbarschaftsbeziehungen ist, in denen instrumentelle Unterstützung ausgetauscht wird. Diewald (1986: 63f.) kommt zu dem Ergebnis, dass „gutnachbarliche“ Beziehungen mit steigendem Alter zunehmen, obwohl dies nicht immer enge Kontakte impliziere. Tatsächlich weisen ältere Menschen laut den Ergebnissen von verschiedenen repräsentativen Studien eine leicht überdurchschnittliche Häufigkeit von Nachbarschaftskontakten auf und sind in der Regel zufrieden mit ihren Beziehungen in der Nachbarschaft (vgl. auch Spellerberg/Krickel 2010).³¹

5.3.1 **Veränderte Lebensumstände und Bedürfnisse im Alter**

Durch den Verlust der Berufstätigkeit gewinnt im Alter die Frage nach einer als sinnvoll erlebten Gestaltung des Lebens an Bedeutung. Das sozioökonomische Panel (SOEP) zeigt, dass drei Viertel der 70- Jährigen und älteren mindestens eine Freizeitaktivität ausüben. Dazu gehören häufig: Besuch kultureller Veranstaltungen, aktiver Sport, ehrenamtliche Tätigkeit, Kirchengang bzw. Besuch von religiösen Veranstaltungen. Alte Menschen sind zudem häufig

³¹ Siehe hierzu Abschnitt **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden..**

Mitglieder in Vereinen (vgl. Braun 2003: 251; Alber/Schölkopf 1999: 82). Auch Aktivitäten in der Nachbarschaft zählen dazu, diese lassen sich aber aufgrund der Fragestellungen im SOEP nicht getrennt von denen mit Freunden und Verwandten betrachten.

Soziale Kontakte sind für ältere Menschen besonders wichtig, da alte Kontakte wegfallen (z.B. durch Beendigung der Erwerbstätigkeit, Verwitmung) und durch veränderte Lebensumstände (etwa bzgl. der Gesundheit) andere Bedürfnisse (z.B. durch gesteigertes Hilfsbedürfnis, abnehmende Mobilität) an soziale Kontakte entstehen. Nach dem Austritt aus dem Erwerbsleben fallen die vorher „selbstverständlichen Vergesellschaftungsleistungen und Gelegenheitsstrukturen der Erwerbstätigkeit“ weg (Hollstein 2002: 235). Clemens (2002: 174f.) weist darauf hin, dass nach der Beendigung der Erwerbstätigkeit maßgeblich drei Formen der Vergesellschaftung mit eigener Prägungskraft gelten. Dies sind erstens die Familie und Verwandtschaft, zweitens sozialen Beziehungen, die über Freizeit und Konsum vermittelt sind, und drittens soziale Netzwerke außerhalb von Familie, etwa im Freundeskreis oder auch in der Nachbarschaft. Gerade ältere Frauen sind zudem nach der Verwitmung (häufiger als Männer) auf alternative Integrationsformen zur Partnerschaft angewiesen, denn sie haben kaum Möglichkeiten neue Partnerschaften einzugehen, was sich aus normativen Vorstellungen über Altersunterschiede in Partnerschaften bei gleichzeitig höherer Lebenserwartung von Frauen ergibt (vgl. Hollstein 2002: 15).

Heute gibt es zudem nur noch wenige Haushalte, in denen mehrere Generationen im Erwachsenenalter zusammenleben.³² Viele alte Menschen – besonders Frauen nach dem häufig früheren Tod ihres Ehepartners – leben allein (vgl. Rübenach/Weinmann 2008: 132).³³ Es besteht bei alten Menschen ohne Kinder eine erhöhte Gefahr, dass diese ein nur relativ kleines soziales Netzwerk haben. Ihre Lebensqualität ist entsprechend niedriger, auch aufgrund

³² Die Bedeutung des Mehrgenerationenhaushalts in der Vergangenheit wird jedoch häufig überschätzt. Er entstand als verbreitete Form des Zusammenlebens erst im späten 19. Jahrhundert und ging bereits Anfang des 20. Jahrhundert wieder zurück (vgl. Peuckert 2008: 300f.).

³³ 2011 lebte ein Drittel der 65-Jährigen und älteren allein, wobei deutliche Unterschiede nach dem Geschlecht vorlagen: Bei den Männern dieser Altersgruppe betrug die Alleinlebendenquote 19 Prozent, bei den Frauen dagegen knapp 45 Prozent (vgl. Statistisches Bundesamt 2012: 17).

des fehlenden Hilfepotenzials (vgl. Motel-Klingebiel et al. 2003: 13f.; Thiele 2001: 50). Dies bedeutet aber nicht automatisch, dass diese Menschen auch einsam sind, denn auch über die Grenzen des Haushalts hinaus bestehen vielfältige Kontakte, etwa zu den eigenen Kindern (Kohli et al. 2005: 206). Es „ist auch zu bedenken, daß Einsamkeit nicht eine Frage der Zahl der Sozialkontakte, sondern eine Frage der Qualität der Kontakte und darüber hinaus in starkem Maße einer subjektiven Bewertung unterliegt.“ (Braun 2003: 251)

5.3.2 Ältere Menschen und Nachbarschaft

Der Fünfte Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland nennt neben Freunden und Bekannten auch die Nachbarn als wichtige Netzwerkpartner für ältere Menschen und prognostiziert, dass diese zukünftig an Bedeutung gewinnen könnten. Dabei „stellen Bekannte und Nachbarn für älter werdende und alte Menschen nicht allein eine Quelle von Alltagskontakten dar, sondern sind möglicherweise auch bedeutsam für die Erinnerung an ihre eigene Vergangenheit und das Erleben persönlicher Kontinuität“ (BMFSFJ 2005: 312, dort nach Lang et al. 2005).

Aus zwei Perspektiven erscheinen insbesondere ältere Menschen als Zielgruppe von Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe. Einerseits sind sie Empfänger von Hilfeleistungen, andererseits sind es gerade die „jungen Alten“, die häufig informelle Hilfe für Nachbarn und andere Personen leisten (vgl. Wagner/Wolf 2001: 530; BMFSFJ 2005; Erlinghagen 2007). Bei der Betrachtung der Lebensphase „Alter“ spielen somit – wie bereits weiter oben ausführlich dargestellt – zwei konträre Bilder eine Rolle. Einerseits geht mit dem Altern häufig eine Zunahme von körperlichen Einschränkungen und gesundheitlichen Problemen einher, der Hilfebedarf nimmt zu. Andererseits verfügen viele Ältere über einen guten Gesundheitszustand, sie sind sehr mobil und gestalten ihr Leben selbstständig.

Das Hilfepotenzial durch ältere Menschen wird heute stark betont. Während bis in die 1980er Jahre hinein Defizite des Alters den Diskurs um das Alter(n) beherrschten, wird seit den 1990er Jahren unter dem Leitbild des „aktiven“ oder „produktiven Alters“ ein verstärktes gesellschaftliches Engagement von Älteren gefordert (vgl. WHO 2002: 12f., Tews 1996: 208; Hank/Erlinghagen 2008: 9f.; BMFSFJ 2005: 369f., 238). Zunehmend rückt hier die Be-

deutung der Nachbarschaftshilfe – insbesondere bei der Unterstützung für und durch ältere Menschen – in den Mittelpunkt (vgl. Dörner 2007; Backes/Höltge 2008: 284; Scholl/Konzet 2010; Günther 2005). Diesem Konzept liegt die implizite Annahme zugrunde, dass bereits durch die gegebene physische Nähe Hilfe erreichbar sei.

5.3.3 Nachbarn als Netzwerkpartner älterer Menschen

Seniorinnen und Senioren, die aus dem Erwerbsleben ausgeschieden sind, verfügen in der Regel über mehr freie Zeit als andere Altersgruppen, die sie häufiger in ihrem direkten Wohnumfeld verbringen.³⁴ Dazu tragen wiederum die mit dem Alter zunehmend eingeschränkte (körperliche) Mobilität und der eingeschränkte soziale Mobilitätsradius bei. Der eingeschränkte soziale Mobilitätsradius geht einher mit dem Wegfall von beruflichen Interaktionsnetzwerken und dem Auszug der eigenen Kinder. Auch ist es wahrscheinlicher, dass ein älterer Mensch Freunde, Bekannte oder den Partner verliert. Dadurch sind die Älteren stärker angewiesen auf die (auch außerfamilialen) Kontakte zu Personen im Umfeld der Wohnung. Der oft erhöhte Hilfebedarf verstärkt diese Tendenz zusätzlich. Gleichzeitig erhöht sich durch die im Alltag längere im Wohngebiet verbrachte Zeit die Wahrscheinlichkeit des Kontakts zu Nachbarn. Diese Tatsache führt zudem zu einer höheren Bindung an den Wohnort. Ein weiterer Aspekt ist das im Rahmen der Diskussion um das freiwillige Engagement vielzitierte Potenzial, das ältere Menschen nach ihrem Berufsaustritt haben, sich in der und für die Gesellschaft einzusetzen und das von der Sozialpolitik umworben wird, um so die Chancen des demographischen Wandels nutzen zu können (vgl. z.B. BMFSFJ 2005). Dies gründet sich darin, dass Ältere heute über eine Vielzahl von Ressourcen verfügen (körperliche Fitness, gute finanzielle Lage, verfügbare Zeit), die sie – unter anderem in der Nachbarschaft – einsetzen können, sollen und auch wollen.

Der wünschenswerten Verstärkungen von Nachbarschaftsbeziehungen im Alter potenziell entgegengesetzt herrschen bei Personen mittleren Alters Lebensbedingungen vor, die dem

³⁴ Zum Konzept der Freizeit im höheren Lebensalter vgl. z.B. Agricola (1998), Prahl (2002), Engstler et. al (2004).

Entstehen von Nachbarschaftsbeziehungen eher entgegenwirken. Berufstätigkeit, „Freizeitstress“ und andere „Belastungen“ und Tätigkeiten, die häufig außerhalb des Wohngebietes stattfinden, lassen die Bedeutung der Nachbarn in den Hintergrund treten. Lediglich junge Familien sind ebenso wie ältere Personen verstärkt auf Unterstützung angewiesen. Ein weiterer interessanter Aspekt in diesem Zusammenhang ist, dass Kinder als „Multiplikatoren“ in Nachbarschaften wirken können, die die Wahrscheinlichkeit von Kontakten erhöhen (vgl. z.B. Menzl 2007: 229ff.). Im mittleren Lebensalter sind aber durch die höhere Mobilität meist auch andere Unterstützungsressourcen akquirierbar, die nicht aus dem direkten Umfeld stammen. Daher erscheinen aus diesem Blickwinkel ältere Personen einen etwas stärkeren Bezug zu Nachbarschaft aufzuweisen.

Allerdings wurden in bisherigen empirischen Studien – trotz der Bedeutungszuweisung, die immer wieder konstatiert wird – die Hilfeleistungen für Ältere durch Nachbarn nur selten explizit und ausführlich untersucht. Eine Ausnahme ist die US-amerikanische Studie von Barker (2002), die anhand persönlicher Interviews feststellt, dass intensive Hilfebeziehungen zwischen älteren Menschen und nichtverwandten Personen, bspw. aus ihrer Nachbarschaft, sehr heterogen sind, etwa hinsichtlich ihrer Entstehung, Dauer, Emotionalität und der verrichteten Tätigkeiten. Ein großer Teil der hilfeleistenden Personen ist der Studie nach weiblich und bereits selbst im höheren Lebensalter. Die Motivation zur Unterstützung älterer Nachbarn liegt häufig in einem Gefühl moralischer Verpflichtung. In der Studie werden vier Beziehungs-Typen zwischen den Helfern und Hilfeempfängern ausgemacht:

- gelegentliche („casual“), emotional distanzierte und in ihren Inhalten unbeständige Beziehungen, bei denen die Hilfe in den sozialen Kontakten an sich und wenigen instrumentellen, nicht intimen Leistungen besteht,
- begrenzte („bounded“), zwar weiter ausgedehnte Kontakte, die aber auch eher unpersönlich und instrumentell sind,
- engagierte („committed“), an sich länger als die Hilfebeziehungen bestehende Beziehungen, die emotional orientiert sind und vielfältige, auch intime Formen der Unterstützung beinhalten und
- verbundene („incorporative“), sich durch vielfältige, auch intime Unterstützung und hohe emotionale Intimität auszeichnende Beziehungen.

6 Ältere Menschen als Akteure in der Nachbarschaft – Ergebnisse aus deutschlandweiten Bevölkerungs-Surveys

Immer wieder werden in den großen repräsentativen Bevölkerungsbefragungen in Deutschland auch Daten zum Thema Nachbarschaft erhoben. Um einen Überblick über die aus der quantitativen Forschung hervorgehenden Daten zu Nachbarschaft zu geben, werden den folgenden Abschnitten einige Ergebnisse aus solchen Erhebungen vorgestellt. In allen Fällen wurden die Rohdaten genutzt und eigene Analysen durchgeführt. Die Ergebnisse können eine grobe Übersicht dazu geben, wie sich Nachbarschaftsbeziehungen in Deutschland allgemein darstellen. Sie liefern Anhaltspunkte für die in der im Rahmen dieser Arbeit durchgeführte qualitative Studie.

In Deutschland gibt es mehrere große Bevölkerungs-Surveys, die von verschiedenen Institutionen in regelmäßigen Abständen durchgeführt werden, um Informationen bspw. über Lebensbedingungen, Wertvorstellungen, Persönlichkeitseigenschaften und den Wandel in verschiedenen Lebensbereichen zu erhalten. Die erhobenen Daten dienen unter anderem der sozial- und verhaltenswissenschaftlichen Forschung und werden zur Sozialberichterstattung und Politikberatung genutzt.

Im Folgenden werden zunächst Ergebnisse aus dem Deutschen Alterssurvey (DEAS)³⁵ vorgestellt, die sich auf das Thema Nachbarschaft beziehen. Diese werden ergänzt um entsprechende Daten aus dem Sozioökonomischen Panel (SOEP)³⁶. Anschließend werden Ergebnisse

³⁵ Datengrundlage sind die vom Forschungsdatenzentrum des Deutschen Zentrum für Altersfragen (FDZ-DZA) herausgegebenen Daten des Deutschen Alterssurveys (DEAS). Verwendet wurden der Datensatz von 2008 (DOI: 10.5156/DEAS.2008.M.001). Der DEAS ist eine bundesweit repräsentative Quer- und Längsschnittbefragung von Personen ab 40 Jahren und befasst sich mit dem Wandel der Lebenssituationen und Alternsverläufe von Menschen, die sich in der zweiten Lebenshälfte befinden. 2008 wurden insgesamt 8.200 Personen befragt.

³⁶ Das Sozioökonomische Panel (SOEP) ist eine Wiederholungsbefragung einer repräsentativen Stichprobe privater Haushalte in Deutschland, die seit 1984 im jährlichen Rhythmus vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung durchgeführt wird. Es werden in jedem Jahr dieselben über 20.000 Personen ab 18 Jahre aus rund 11.000 Haushalten befragt. Die Befragungen umfassen eine Vielzahl teilweise wechselnder Themengebiete. Eine Besonderheit ist zudem, dass Fragestellungen zum Teil auf Haushaltsebene und zum Teil auf Individual-

aus dem Freiwilligensurvey (FWS)³⁷ wiedergegeben. Beim Vergleich der „älteren“ mit der „jüngeren“ Altersgruppe wird als Grenze das Alter von 60 Jahren herangezogen, da hier bereits viele Menschen aus dem Berufsleben ausscheiden und somit einen größeren Anteil ihres Alltags in den Wohnumgebung verbringen, was für Nachbarschaftsbeziehungen potenziell von Bedeutung ist.

6.1 Ältere und Nachbarschaft im Deutschen Alterssurvey

Von allen Befragten im Deutschen Alterssurvey geben 50 Prozent einen engen oder sehr engen Kontakt zu ihren Nachbarn an, bei den 60-Jährigen und älteren liegen die Werte sogar noch etwas höher (siehe Tab. 3). Sehr enge Kontakte haben mit unter 10 Prozent nur wenige Personen. Die Kategorie „eng“ ist bei den älteren Befragten am stärksten ausgeprägt, bei den jüngeren Befragten dagegen ist es die Kategorie „weniger eng“. Bei den Personen ab 60 Jahre ist der Anteil in den drei „schwächeren“ Kategorien geringer als bei der jüngeren Altersgruppe. Dabei ist insbesondere das Fehlen von jeglichem Kontakt zu Nachbarn generell sehr selten.

ebene der einzelnen Haushaltsmitglieder erhoben werden. In verschiedenen Erhebungswellen wurden einzelne Fragen zum Thema Nachbarschaft gestellt. Verwendet wurde der Datensatz der Version 28 mit Daten der Jahre 1984-2011 (DOI: 10.5684/soep.v28).

³⁷ Datengrundlage sind die vom Forschungsdatenzentrum des Deutschen Zentrum für Altersfragen (FDZ-DZA) herausgegebenen Daten des Deutsche Freiwilligensurveys (FWS). Verwendet wurden der Datensatz von 2014 (DOI: 10.5156/FWS.2014.M.001). Der FWS ist eine repräsentative Befragung unter Personen ab 14 Jahre zum freiwilligen Engagement in Deutschland. 2014 wurden insgesamt 28.690 Personen befragt.

Tab. 3: Enge des Kontakts zu Nachbarn (DEAS)

	unter 60 Jahre (%)	ab 60 Jahre (%)	Gesamt (%)
Sehr eng	8	9	9
Eng	37	44	41
Weniger eng	40	35	37
Nur flüchtig	14	10	12
Gar kein Kontakt	2	1	1

Quelle: Deutscher Alterssurvey 2008; n = 6.003; eigene Berechnungen; Frageformulierung: „Wie eng ist Ihr Kontakt zu Ihren Nachbarn?“; $p < 0,001$

Die multivariate Betrachtung zeigt aber, dass das Alter keinen signifikanten Einfluss auf die Enge des Nachbarschaftskontakts hat, wenn nur die 60-Jährigen und älteren betrachtet werden (siehe Tab. 4)³⁸. Auch andere Sozialstrukturmerkmale, wie Geschlecht, Bildung und Einkommen, beeinflussen demnach den Kontakt zu Nachbarn nicht. Ausschlaggebend ist stattdessen, ob eine Person sich mit der Wohngegend, in der sie lebt, verbunden fühlt. Hier besteht der im Vergleich der einbezogenen Bestimmungsfaktoren höchste signifikante Zusammenhang: Je stärker sich jemand mit seiner Wohnumgebung verbunden fühlt, umso eher hat er engen Kontakt mit Nachbarn. Allerdings ist die Wirkung hier in beide Richtungen denkbar, denn engerer Kontakt zu Nachbarn kann die Verbundenheit mit der Wohnumgebung stärken. Als wichtig erscheint zudem die Größe der Gemeinde, in der eine Person lebt: Je größer die Gemeinde, desto geringer ist die Enge des Kontakts zu Nachbarn.

³⁸ In dem im Anhang dargestellten Regressionsmodell, das alle Altersgruppen (also auch die Personen unter 60 Jahre) einbezieht, hat das Alter einen signifikanten Einfluss ($p < 0,05$).

Tab. 4: Bestimmungsfaktoren der Enge des Kontakts zu Nachbarn bei Personen ab 60 Jahre

	Koeffizient	Standardfehler	Beta
Alter	,003	,003	,024
Geschlecht (1=männlich)	-,044	,040	-,026
Bildungsniveau, 3-stufig (1=niedrig)	-,046	,036	-,031
Einkommen (logarithmiert)	-,030	,041	-,018
Erwerbsstatus (1=erwerbstätig, 2=im Ruhestand/ sonstige nicht Erwerbstätige)	,178*	,083	,053
durchschnittliche Stundenzahl werktags außer Haus	-,005	,008	-,016
Bewertung Gesundheitszustand (1=„sehr schlecht“ bis 5=„sehr gut“)	,012	,023	,013
Gemeindegrößenklasse	-,066**	,010	-,150
Art der Wohnens (1=Eigentumsverhältnis, 2=Mietverhältnis)	-,086*	,040	-,050
Ich fühle mich mit der Wohngegend verbunden (1=„trifft genau zu“ bis 4=„trifft gar nicht zu“)	-,281**	,026	-,239
Anzahl Personen im Haushalt	,012	,032	,009
Anzahl wichtiger Personen mit regelmäßigem Kontakt	,007	,006	,022
Beeinflussung Denken und Handeln:			
Faktor 1: soziale Beziehungen & individuelle Entwicklung	,099**	,020	,115
Faktor 2: Erfolg & Abwechslung	,002	,020	,003
Faktor 3: physisches & seelisches Wohlbefinden	-,026	,019	-,030
Faktor 4: Liebe & Partnerschaft	,030	,021	,035
Faktor 5: ideelle Gesellschaft & Glaube	,096**	,018	,115
(Konstante)	4,057**	,438	
erklärte Varianz (R ²)	0,146		

Quelle: Deutscher Alterssurvey 2008; n = 1.962; eigene Berechnung; lineare Regression; abhängige Variable: Kontakt zu Nachbarn (von 1= Gar kein Kontakt bis 5 = Sehr eng); * p<0,05, ** p<0,01.

Signifikante Zusammenhänge bestehen auch hinsichtlich zweier von fünf Faktoren, die mittels einer Faktorenanalyse³⁹ aus insgesamt 21 Fragen gebildet wurden. In den einbezogenen Fragen ging es um Themen, die das Denken und Handeln der Befragten beeinflussen.⁴⁰ Durch den Einbezug dieser Variablen konnte im Modell die Annahme berücksichtigt werden, dass Aspekte persönlicher Einstellungen und Vorlieben Nachbarschaftskontakte beeinflussen können. Der eine der beiden Faktoren, die einen signifikanten positiven Zusammenhang zur Enge des Nachbarschaftskontakts aufweisen, wurde mit „soziale Beziehungen & individuelle Entwicklung“ betitelt. Im Vordergrund stehen hier unter anderem befriedigende Freundschaftsbeziehungen und soziales Eingebundensein, geistige Leistungsfähigkeit sowie Unabhängigkeit und persönliche Freiheit. Der andere, einen signifikanten Zusammenhang aufweisende, Faktor wurde „ideelle Gesellschaft & Glaube“ genannt. Dieser weist hohe Werte vor allem bei den Themen Glaube, innere Ruhe, Erlösung sowie Engagement für gesellschaftliche Ideale auf. Zudem zeigt sich ein signifikanter Zusammenhang, der doch noch einen Hinweis geben könnte auf die Veränderung von Nachbarschaftsbeziehungen im höheren Lebensalter, und zwar hinsichtlich des Erwerbsstatus der Befragten: Ältere Personen im Ruhestand bzw.

³⁹ Hauptkomponentenanalyse, Rotationsmethode: Varimax mit Kaiser-Normalisierung, Eigenwerte größer 1, kumulative Varianz in der rotierten Faktorladungsmatrix: Faktor 1: 0,1833, Faktor 2: 0,2959, Faktor 3: 0,4078, Faktor 4: 0,4984, Faktor 5: 0,5593.

⁴⁰ Faktorladungen (>0,5): Themen, die das tägliche Denken und Handeln beeinflussen (jeweils gemessen anhand einer Skala von 0 („denke nicht daran / tue nichts dafür“) bis 6 („denke viel daran / tue viel dafür“)).

Faktor 1: soziale Beziehungen & individuelle Entwicklung: „Befriedigende Freundschaftsbeziehungen, soziales Eingebundensein“ ,698; „Geistige Leistungsfähigkeit“ ,650; „Unabhängigkeit, persönliche Freiheit“ ,636 ; „Körperliche Leistungsfähigkeit, Fitness“ ,593 „Selbstenwicklung, Ausschöpfung eigener Fähigkeiten“ ,586; „Einfühlungsvermögen, mitfühlendes Verständnis“ ,582; „Genuss, Spaß, Vergnügen“ ,503.

Faktor 2: Erfolg & Abwechslung: „Berufliche Tüchtigkeit, beruflicher Erfolg“ ,687; „Aufregung, Abenteuer“ ,624.

Faktor 3: physisches & seelisches Wohlbefinden: „Ausgeglichenheit, Gelassenheit“ ,771; „Weisheit, ein reifes Verständnis des Lebens“ ,686; „Gesundheit“ ,652; „Selbstachtung, positive Selbsteinschätzung“ ,517.

Faktor 4: Liebe & Partnerschaft: „Harmonische Partnerschaft“ ,858; „Zärtlichkeit, Sexualität“ ,767.

Faktor 5: ideelle Gesellschaft & Glaube: „Glaube, innere Ruhe, Erlösung“ ,784; „Engagement für gesellschaftliche Ideale“ ,542.

solche, die aus anderen Gründen nicht erwerbstätig sind, haben eher einen engeren Kontakt zu ihren Nachbarn als erwerbstätige ältere Menschen. Schließlich hat auch die Art des Wohnens einen signifikanten Einfluss auf die Enge des Nachbarschaftskontakts: Bei Personen, die zur Miete wohnen, ist der Kontakt weniger eng. Die Güte des Modells ist mit $R^2=0,146$ als befriedigend zu bezeichnen: Die unabhängigen Variablen können die Varianz der abhängigen Variable zu knapp 15 Prozent erklären.

Der DEAS gibt anhand weiterer Fragestellungen Auskunft darüber, welchen Stellenwert Nachbarn im persönlichen Netzwerk haben. Dieser kann generell als gering bezeichnet werden, wie die folgenden Auswertungen zeigen (siehe Tab. 5): Knapp 93 Prozent der 8.200 Befragten des Deutschen Alterssurveys 2008 nennen unter den ihnen wichtigen Personen keinen Nachbarn (unter 60: 95 Prozent, ab 60: 92 Prozent). Nur ein verschwindend geringer Anteil von weniger als 1 Prozent aller Befragten (15 Personen) gibt an, regelmäßig Hilfe bei Betreuung oder Begleitung oder pflegebezogene Hilfe von mindestens einem Nachbarn zu erhalten. Bezieht man diese Zahl auf die Gesamtzahl derjenigen, die generell regelmäßig von mindestens einer Person mit entsprechenden Leistungen unterstützt werden (397 Personen), ergibt sich ein Anteil von immerhin knapp 4 Prozent, die solche Hilfe von Nachbarn erhalten. Auch regelmäßige Leistung dieser Form von Hilfe für Nachbarn ist nur bei knapp 1 Prozent der Befragten (62 Personen) gegeben. Wiederum bezogen auf die Gesamtzahl derjenigen, die generell solcherart Hilfe für andere erbringen (978 Personen), ergibt sich ein Anteil von etwas mehr als 6 Prozent. Sowohl der regelmäßige Empfang von Hilfe durch Nachbarn als auch die Leistung von regelmäßiger Hilfe für Nachbarn ist also untypisch, wenn sich diese auf Pflegeleistungen oder andere Leistungen aufgrund von körperlichen Einschränkungen beziehen. Interaktionen dieser Art entsprechen nicht dem üblichen Nachbarschaftsverhältnis. Es handelt sich vielmehr um Ausnahmen, die sehr wahrscheinlich aus individuell besonderen Situationen und Beziehungsformen entstehen.

Hilfe bei Arbeiten im Haushalt (z.B. Saubermachen, kleinere Reparaturen, Einkaufen) haben in den letzten 12 Monaten 3 Prozent der Befragten von Nachbarn erhalten (bzw. etwa 14 Prozent der 1.956 Befragten, die von jemandem entsprechende Hilfe erhalten). Umgekehrt haben ihrerseits sogar 6 Prozent mindestens einem Nachbarn bei solchen Arbeiten in den

letzten 12 Monaten geholfen (bzw. 20 Prozent der 2.267 Befragten, die entsprechende Hilfe generell für jemanden leisten).

Auf die Frage, welche Personen bei wichtigen persönliche Entscheidungen um Rat gefragt werden können, antworten 2 Prozent der Befragten, dass dies auf mindestens einen Nachbarn zutrifft. Bezogen auf nur diejenigen, die insgesamt Rat von jemandem erhalten (4.195 Personen) sind es knapp 3 Prozent. 2 Prozent der Befragten des Alterssurveys erhalten bei Bedarf Trost oder Aufmunterung von Nachbarn. Wiederum bezogen auf diejenigen, die generell von jemandem Trost erhalten (6.936 Personen), sind es ebenfalls 2 Prozent.

Mit Nachbarn werden nur sehr selten starke Emotionen verbunden. Es geben nur 2 Prozent an, dass ihnen Nachbarn auf die Nerven gehen oder sie mit diesen Streit haben. Dennoch stehen Nachbarn in der Rangfolge der Personengruppen, mit denen am häufigsten Konflikte bestehen, an zweiter Stelle (nach Arbeitskollegen und vor Partner/in). Auch in Relation zu nur denjenigen, die angeben mit mindestens einer Person Streit zu haben, ist der Anteil recht hoch: Von diesen 1.004 Personen haben immerhin etwas mehr als 16 Prozent Streit mit einem Nachbarn.

Nur knapp 1 Prozent der Befragten bereiten Nachbarn Sorgen oder Kummer (3 Prozent der 1.940 Befragten, die hier mindestens eine Person nennen), nicht einmal 1 Prozent fühlen sich bevormundet oder eingeschränkt durch einen Nachbarn (4 Prozent der 512 Befragten, die hier mindestens eine Person nennen). Aber auch positive Gefühle sind selten: Unter 1 Prozent der Befragten geben an, dass Nachbarn ihnen große Freude oder großes Glück bereiten (weniger als 1 Prozent der 4.692 Befragten, die hier mindestens eine Person nennen).

Tab. 5: Stellenwert von Nachbarn im persönlichen Netzwerk

	Gesamt (%)	Gesamt (n)	davon ab 60 Jahre (%)	ab 60 Jahre (n)
mind. ein Nachbar unter den wichtigsten Personen	7	557	68	379
Erhalt regelmäßiger Hilfe von Nachbarn (Betreuung, Begleitung, pflegebezogene Hilfe)	0	15	80	12
Leistung regelmäßiger Hilfe für Nachbarn (Betreuung, Begleitung, pflegebezogene Hilfe)	1	62	66	41
Erhalt Hilfe im Haushalt durch Nachbarn (z.B. Saubermachen, kleinere Reparaturen, Einkaufen)	3	275	67	185
Leistung Hilfe im Haushalt für Nachbarn (z.B. Saubermachen, kleinere Reparaturen, Einkaufen)	6	448	57	256
Erhalt Rat von Nachbarn	2	125	73	91
Erhalt Trost von Nachbarn	2	122	66	81
Streit mit Nachbarn	2	164	68	112
Nachbarn bereiten Sorgen oder Kummer	1	53	57	30
Bevormundung durch Nachbarn	0	18	56	10
Nachbarn bereiten Freude	0	31	74	21
Nachbarn unter den Personen, mit denen am meisten Zeit verbracht wird	3	240	78	187
mind. eine wichtige Person lebt in räumlicher Nachbarschaft	36	2.945	59	1.724

Quelle: Deutscher Alterssurvey 2008; eigene Berechnungen.

Dagegen geben immerhin 3 Prozent an, dass Nachbarn unter den Personen sind, mit denen sie im Alltag am meisten Zeit verbringen. Hierunter sind vor allem Personen ab 60 Jahre zu finden (78 Prozent der 240 Personen sind 60 Jahre oder älter). Zudem zeigt sich, dass dies mehr Frauen angeben als Männer (59 Prozent sind weiblich).

Interessant ist, dass knapp 36 Prozent der Befragten angeben, dass mindestens eine der von ihnen als wichtig benannten Personen in der (räumlichen) Nachbarschaft lebt. Es handelt sich also um Personen, die zwar in Wohnnähe leben, aber nicht als Nachbarn bezeichnet werden. Es handelt sich dabei vor allem um Freunde (29 Prozent der als wichtig benannten Personen, die in der Nachbarschaft leben) und eigene Nachkommen, z.B. Kinder, Schwiegerkinder, Enkel (20 Prozent).

6.2 Ältere und Nachbarschaft im Sozioökonomischen Panel

Auch der Haushaltsfragebogen des SOEP 2009 bietet einige Fragen zum Thema Nachbarschaft, so etwa nach der Enge des Kontakts zu Nachbarn (siehe Tab. 6). Diese Frage wird in ähnlicher Form auch im Deutschen Alterssurvey gestellt (siehe oben). Hier wird sie nochmals aufgegriffen, da sie sich im SOEP durch einige Merkmale abgrenzt. Zum einen enthält die Fragestellung den Zusatz „im Haus oder im Wohngebiet“, was im DEAS nicht der Fall ist. Schon aufgrund dessen sind Unterschiede im Antwortverhalten zu erwarten. Zum anderen sind Unterschiede dadurch zu begründen, dass im SOEP die Haushaltsvorstände Auskunft geben, hingegen sind es im DEAS Einzelpersonen, die zu ihren individuellen Kontakten zu Nachbarn befragt werden. Eine Rolle spielt eventuell auch, dass die Mittelkategorie im DEAS „weniger eng“ lautet, im SOEP dagegen „mittel“, was qualitativ nicht dasselbe bedeutet.

Von allen befragten Haushalten im SOEP haben nach Auskunft der Personen, die als Haushaltsvorstände dazu Angaben gemacht haben, knapp 28 Prozent einen sehr engen oder engen Kontakt zu Nachbarn. Es fällt auf, dass hier die älteren Befragten ab 60 Jahren deutlich häufiger einen engen Kontakt angeben als die Jüngeren. Etwa die Hälfte beider Altersgruppen gibt eine mittlere Enge des Kontakts an. Insgesamt hat ein Fünftel nur flüchtigen Kontakt zu Nachbarn, hier liegt der Anteil der Älteren deutlich unter der jüngeren Altersgruppe. Sowohl bei den Jüngeren als auch bei den Älteren ist der Anteil derjenigen, die gar keinen Kontakt zu Nachbarn haben mit 3 bzw. 2 Prozent sehr gering. Im Vergleich mit den oben dargestellten Daten aus dem DEAS zeigt sich im SOEP eine deutliche Tendenz zur Mittel-Kategorie: Auch bei den ab 60-Jährigen ist der mittlere Kontakt am häufigsten. Geringere Kontaktintensitäten sind im SOEP stärker ausgeprägt als im DEAS, enge oder sehr enge Kontakte werden seltener angegeben.

Tab. 6: Enge des Kontakts zu Nachbarn (SOEP)

	unter 60 Jahre (%)	ab 60 Jahre (%)	Gesamt (%)
Sehr eng	6	6	6
Eng	19	27	22
Mittel	48	52	49
Nur flüchtig	24	14	20
Gar kein Kontakt	3	2	2

Quelle: SOEP 2009; eigene Berechnungen; unter 60: n = 7.506; ab 60: n= 4.340; Frageformulierung: „Wie eng ist Ihr Kontakt zu Ihren Nachbarn hier im Haus oder im Wohngebiet?“; $p < 0,001$.

Das Durchschnittsalter der Personen, die einen sehr engen oder engen Kontakt angeben, liegt bei 56 Jahren und damit um 2 Jahre über dem Durchschnittsalter der Personen, die einen mittleren Kontakt und um 8 Jahre über dem Durchschnittsalter der Personen, die flüchtigen oder gar keinen Kontakt angeben. In Bezug auf das Geschlecht zeigen sich im bivariaten Vergleich keine Unterschiede bei der Enge des Nachbarschaftskontakts.

Eine weitere Frage im SOEP bezieht sich auf die Häufigkeit von Nachbarschaftsbesuchen. Knapp 56 Prozent der Haushalte beantworten die Frage mit ja, ob sie Nachbarn haben, mit denen Sie sich so gut verstehen, dass sie sich gegenseitig besuchen. Bei den Befragten ab 60 Jahre sind es 61 Prozent, bei den Jüngeren 53 Prozent. Von den Personen, die Nachbarschaftsbesuche praktizieren, haben wiederum etwa 9 Prozent täglichen Besuchskontakt (siehe Tab. 7). Jeweils etwa ein Drittel besucht sich mit Nachbarn mindestens einmal pro Woche bzw. mindestens einmal im Monat. Bei einem Viertel der Haushalte finden Nachbarschaftsbesuche seltener als einmal im Monat statt. Die Unterschiede zwischen den Altersgruppen bis 60 und ab 60 Jahre sind dabei nur sehr gering und nicht signifikant. Ältere Menschen besuchen ihre Nachbarn demnach nicht häufiger als Jüngere.

Tab. 7: Häufigkeit von Nachbarschaftsbesuchen

	unter 60 Jahre (%)	ab 60 Jahre (%)	Gesamt (%)
Beinahe täglich	9	10	9
Mindestens 1x pro Woche	34	36	35
Mindestens 1x pro Monat	33	30	31
Seltener	25	25	25

Quelle: SOEP 2009; eigene Berechnungen; unter 60: n = 3.956; ab 60: n= 2.627; Frageformulierung: „Wie häufig besuchen Sie sich normalerweise?“ (nur Haushalte, bei denen gegenseitige Besuche mit Nachbarn stattfinden); Zusammenhang nicht signifikant.

Im SOEP 2011 wurde im Personenfragebogen zudem danach gefragt, welche Menschen bedeutsam sind für verschiedene Aspekte des Lebens. Im Folgenden werden die Anteilswerte wiedergegeben, bezogen auf diejenigen Befragten, die zu den jeweiligen Fragen eine Angabe gemacht haben, also generell mindestens eine Person genannt haben. Knapp 6 Prozent dieser Befragten haben mindestens eine Person aus der Nachbarschaft angegeben, die eine Vertrauensperson für sie ist, mit der sie über persönliche Gedanken und Gefühle oder Dinge sprechen können, die Sie nicht jedem erzählen (siehe Tab. 8). Etwa 4 Prozent geben an, dass unter den Personen, mit denen gelegentlich Streit oder Konflikte bestehen, sich mindestens eine aus der Nachbarschaft befindet. Unter den Personen, die den Befragten auch unangenehme Wahrheiten sagen dürfen sowie die die Befragten bei Pflegebedürftigkeit um Hilfe bitten würden, ist bei jeweils etwa 3 Prozent der Befragten mindestens ein Nachbar. Bei den Personen, die die Befragten in Beruf oder Ausbildung fördern, wird nur von knapp einem Prozent der Befragten ein Nachbar genannt. Nachbarn sind, dies machen die Daten deutlich, im Vergleich insbesondere zu Familienmitgliedern eine Personengruppe mit sehr geringer Bedeutung. Auffällig ist aber, dass bei vier von fünf erfragten Lebensbereichen die 60-Jährigen und älteren (von allen Befragten sind dies knapp 35 Prozent) zu einem höheren Anteil Nachbarn als bedeutsame Personen genannt haben.

Tab. 8: Mindestens eine Person aus der Nachbarschaft als bedeutsame Person

	unter 60 Jahre (%)	n	ab 60 Jahre (%)	n	Gesamt (%)	p
Vertrauensperson	5	10.052	8	5.149	6	<0,001
belastender Streit, Konflikt	3	6.338	7	1.900	4	<0,001
darf unangenehme Wahrheit sagen	2	9.428	4	4.564	3	<0,001
um Hilfe bitten bei Pflegebedürftigkeit	2	9.731	4	5.117	3	<0,001
fördert Vorankommen in Beruf/Ausbildung	1	6.616	1	505	1	n.s.

Quelle: SOEP 2011; eigene Berechnungen; Frageformulierung: „Auf dieser Liste stehen Personen, die für Sie in irgendeiner Weise bedeutsam sein können. Wie ist es bei Ihnen, wenn es um folgende Dinge geht? – a) Mit wem teilen Sie persönliche Gedanken und Gefühle oder sprechen über Dinge, die Sie nicht jedem erzählen würden? b) Wer unterstützt Sie in Ihrem beruflichen Fortkommen oder Ihrer Ausbildung und hilft Ihnen, dass Sie vorankommen? c) Nur einmal hypothetisch gefragt: Wie wäre es bei einer langfristigen Pflegebedürftigkeit, z.B. nach einem schweren Unfall: Wen würden Sie um Hilfe bitten? d) Mit wem haben Sie gelegentlich Streit oder Konflikte, die belastend für Sie sind? e) Wer kann Ihnen auch mal unangenehme Wahrheiten sagen?“ → „Personen aus der Nachbarschaft“ als eine Antwortmöglichkeit.

Nachbarn spielen den vorgestellten Ergebnissen nach für ältere Menschen sowohl in positiver (Vertrauenspersonen) als auch negativer (Streit) Hinsicht eine Rolle, auch wenn die Anteile insgesamt nur gering ausfallen.

6.3 Ältere und Nachbarschaft im Deutschen Freiwilligensurvey

Während im Deutschen Alterssurvey, wie oben dargestellt, unter anderem auf konkrete regelmäßige Hilfeleistungen eingegangen wird, gibt der Deutsche Freiwilligensurvey Auskunft über die generelle Verfügbarkeit von Nachbarschaftshilfe. 55 Prozent der 2014 im Freiwilligensurvey Befragten geben an, dass sie bei Hilfebedarf die Möglichkeit haben, Nachbarn um Hilfe zu bitten. Als Beispiele für Hilfeleistungen werden „Besorgungen“, „kleineren Arbeiten“ sowie „Betreuung von Kindern oder Kranken“ in der Fragestellung genannt. Betrachtet man nur die Personen, die angeben, dass es für sie generell mindestens eine Person gibt, an die sich im Bedarfsfall unentgeltlich wenden können, liegt der Wert der Nachbarn bei 63 Prozent (siehe Tab. 9). Dabei fällt der Wert bei den 60-Jährigen und älteren mit 73 Prozent deutlich

höher aus als bei den unter 60-Jährigen mit 57 Prozent.⁴¹ Für ältere Menschen scheint demnach ein größeres Hilfefotenzial in der Nachbarschaft zu liegen.

Tab. 9: Hilfe von Nachbarn möglich

	unter 60 Jahre (%)	ab 60 Jahre (%)	Gesamt (%)
ja	57	73	63
nein	43	27	37
Gesamt	100	100	100

Quelle: FWS 2014; eigene Berechnungen; unter 60: n = 16.353; ab 60: n= 8.700; Frageformulierung: „Wenn Sie mal Hilfe brauchen, zum Beispiel bei Besorgungen, kleineren Arbeiten oder der Betreuung von Kindern oder Kranken: Gibt es da Personen außerhalb Ihres Haushaltes, an die Sie sich unentgeltlich wenden können?“ – „An wen können Sie sich dann wenden?“ → „An Nachbarn“ als eine Antwortmöglichkeit. $p < 0,001$.

Hilfe für Nachbarn, etwa bei Besorgungen oder kleineren Arbeiten, leisten 15 Prozent aller Befragten sowie 37 Prozent der Befragten, die generell für Personen außerhalb des eigenen Haushalts Hilfe leisten (siehe Tab. 10). Auch hier sind die Personen ab 60 Jahre mit 47 Prozent stärker vertreten als die Jüngeren mit 33 Prozent.⁴² 60 Prozent derjenigen, die Nachbarn helfen, tun dies mehrmals im Monat oder häufiger, immerhin noch 30 Prozent einmal in der Woche oder häufiger.

⁴¹ Insgesamt haben 88 Prozent der Befragten jemanden außerhalb ihres Haushaltes, an den sie sich bei Hilfebedarf unentgeltlich wenden können. Darunter fallen neben Nachbarn: Verwandte (trifft für 73 Prozent der Befragten zu, die mindestens eine solche Hilfsperson haben), Freunde (79 Prozent) und Bekannte oder Andere (57 Prozent). Interessant ist, dass bei Verwandten und Freunden die Werte bei den 60-Jährigen und älteren geringer ausfallen als bei den unter-60-Jährigen, bei Verwandten oder anderen Personen ändert sich der Wert kaum. Lediglich bei Nachbarn steigt, wie oben dargestellt, der Wert.

⁴² Insgesamt leisten 40 Prozent der Befragten unentgeltliche Hilfe für mindestens eine Person außerhalb des eigenen Haushaltes. Neben Nachbarn sind dies: Verwandte (trifft für 54 Prozent der Befragten zu, die für mindestens eine Person Hilfe leisten), Freunde (42 Prozent) und Bekannte oder Andere (33 Prozent). Auch hier ist es so, dass bei Verwandten und Freunden die Werte bei den 60-Jährigen und älteren geringer ausfallen als bei den unter-60-Jährigen, bei Verwandten oder anderen Personen ändert sich der Wert nicht. Lediglich bei Nachbarn steigt der Wert.

Tab. 10: Hilfe für Nachbarn

	unter 60 Jahre (%)	ab 60 Jahre (%)	Gesamt (%)
ja	33	47	37
nein	67	54	63
Gesamt	100	100	100

Quelle: FWS 2014; eigene Berechnungen; unter 60: n = 7.914; ab 60: n= 3.516 Frageformulierung: „Gibt es [...] Personen außerhalb Ihres Haushalts, denen Sie selbst privat und unentgeltlich helfen, zum Beispiel bei Besorgungen oder kleineren Arbeiten. Bitte denken Sie dabei an die vergangenen 12 Monate.“. $p < 0,001$.

16 Prozent der Befragten des FWS pflegen privat und unentgeltlich eine oder mehrere Personen. Pflege für Nachbarn leisten aber nur knapp 2 Prozent aller Befragten und 9 Prozent der Befragten, die generell entsprechende Leistungen für andere Personen erbringen. Auch hier weisen die 60-Jährigen und älteren mit 12 Prozent einen höheren Wert auf als die unter 60-Jährigen mit 7 Prozent (siehe Tab. 11).

Pflegeleistungen für Nachbarn erfolgen bei den betreffenden Personen recht häufig: 62 Prozent geben an, mindestens einmal in der Woche oder häufiger tätig zu sein, 43 Prozent sogar mehrmals in der Woche oder täglich. Dabei werden Aufgaben der Grundpflege übernommen, z.B. bei der Ernährung, bei der Körperpflege oder beim Treppensteigen (von 43 Prozent), Personen werden beaufsichtigt (42 Prozent) und es erfolgt hauswirtschaftliche Versorgung, z.B. durch Unterstützung beim Wechseln und Waschen der Wäsche (40 Prozent).

Tab. 11: Pflege für Nachbarn

	unter 60 Jahre (%)	ab 60 Jahre (%)	Gesamt (%)
ja	7	12	9
nein	93	88	91
Gesamt	100	100	100

Quelle: FWS 2014; eigene Berechnungen; unter 60: n = 2.983; ab 60: n= 2.013; Frageformulierung: „Gibt es Personen, die auf Grund ihres Gesundheitszustandes von Ihnen privat und unentgeltlich gepflegt bzw. betreut werden?“ „Handelt es sich...?“ → „Um Nachbarn“ als eine Antwortmöglichkeit. $p < 0,001$.

6.4 Zusammenfassung der Ergebnisse aus den Bevölkerungs-Surveys

Die beschriebenen Ergebnisse deutschlandweiter Erhebungen zeigen, dass Nachbarn überwiegend positiv gesehen werden und häufig eine hohe Kontaktfrequenz – insbesondere hinsichtlich alltäglicher Kontakte – besteht. Die Beziehungen weisen dabei für viele Menschen aber keine besonders starke Enge auf. Für das höhere Lebensalter lässt sich allerdings zeigen, dass Nachbarn eine größere Rolle spielen, was die wahrgenommene Enge des Kontaktes und die Zufriedenheit mit der Nachbarschaft allgemein angeht. (Sehr) enge Nachbarschaftskontakte sind bei älteren Menschen (ab 60 Jahre) deutlich häufiger als bei jüngeren Personen, dagegen ist flüchtige Kenntnis von Nachbarn bei Älteren seltener. Damit wird die oben dargestellte theoretische Annahme bestätigt, dass Nachbarn eine größere Bedeutung für Ältere haben als für jüngere Menschen.

Bei einer Mehrheit der deutschen Bevölkerung finden gegenseitige Besuche statt, die in vielen Fällen eine mindestens wöchentliche Frequenz haben. Nachbarn spielen aber meist keine zentrale Rolle im Netzwerk bedeutsamer Personen. Auch hierin werden die theoretischen Annahmen bestätigt. Mindestens gelegentliche gegenseitige Hilfe gehört zwar für etwa die Hälfte der Personen zu ihren Nachbarschaftsbeziehungen. Nachbarn sind aber nur selten unter den Personen, die in zentralen, das Leben bestimmenden Bereichen bedeutsam sind (wie etwa Vertrauens- und Hilfebeziehungen). Aber auch belastende Beziehungen sind selten, wie die Daten sowohl des Deutschen Alterssurveys als auch des SOEP belegen. Die Daten zeigen zwar, dass Nachbarn als bedeutsame Personen in vielen Lebensbereichen bei älteren Menschen eine größere Rolle spielen als dies im jüngeren Alter der Fall ist, aber auch hier ist das Niveau gering. Zudem ist feststellbar, dass Pflegeleistungen oder andere Leistungen aufgrund von körperlichen Einschränkungen unter Nachbarn nur selten stattfinden. Dieses Ergebnis weist darauf hin, dass private, intime und regelmäßige Hilfe im Zusammenhang mit Nachbarn nicht erwünscht sind.

Die multivariate Betrachtung der Daten von ab 60-jährigen Befragten des Deutschen Alterssurveys zeigt, dass innerhalb der Gruppe der älteren Personen das Alter bei Einbezug anderer Einflussvariablen kein Bestimmungsfaktor der Enge des Nachbarschaftskontaktes ist. Auch Sozialstruktur-Merkmale sind nicht ausschlaggebend. Stattdessen sind es hier insbesondere die individuelle Verbundenheit mit der Wohnumgebung und die Größe der Ge-

meinde, in der eine Person lebt, die die Enge des Kontakts zu Nachbarn beeinflussen. Es sind also eher Merkmale des (räumlichen und sozialen) Umfelds, die sich als bestimmend erweisen. Einen Zusammenhang weist die Analyse auch mit Einstellungen der befragten Personen auf, gemessen anhand von unterschiedlichen Themen, die das Denken und Handeln beeinflussen. Es sind zum einen Personen, die stark an sozialen Beziehung und individueller Freiheit orientiert sind, zum anderen Personen, für die Engagement und Glaube eine große Rolle spielen, die enge Nachbarschaftskontakte aufweisen. Enge Nachbarschaftskontakte scheinen demnach aus zwei unterschiedlichen Motiven zu entstehen: Zum einen als soziale Beziehung, was vermutlich vor allem alltägliche, unverbindliche Interaktionen beinhaltet, zum anderen im Rahmen von Engagement und Werten, die eine Person für sich als wichtig erachtet. Hier könnten möglicherweise Aspekte der (Alltags-) Hilfe eine größere Rolle spielen.

Die Daten des Deutschen Alterssurveys weisen aber auch darauf hin, dass Kontakte innerhalb einer Wohnnachbarschaft unterschätzt werden könnten, wenn lediglich die Personen betrachtet werden, die von den Befragten als Nachbarn bezeichnet werden. Denn häufig bestehen vor allem Kontakte zu Personen, die in der räumlichen Nachbarschaft leben, aber von den Befragten nicht als Nachbarn benannt werden, sondern zu denen Freundschafts- oder Verwandtschaftsbeziehungen bestehen. Dieses Ergebnis weist darauf hin, dass Netzwerke innerhalb der Wohnumgebung stärker sein könnten, wenn dort Personen leben, zu denen eine klar definierte Beziehung besteht, die über ein nur auf Wohnnachbarschaft begründetes Verhältnis hinausgeht.

Hinsichtlich der möglichen und tatsächlich stattfindenden Hilfeleistungen zeigen die Daten des Deutschen Freiwilligensurveys, dass Ältere deutlich stärker in Nachbarschaftshilfe involviert sind als jüngere Personen. Die potenzielle, von Empfängerseite angenommene Hilfebereitschaft ist insbesondere bei den älteren Personen recht hoch, wenn man berücksichtigt, dass die tatsächlich stattfindende Unterstützung den Daten nach eher gering ist. Zudem ist auch hier feststellbar – ähnlich wie im Deutschen Alterssurvey – dass Pflegeleistungen für Nachbarn nur in Ausnahmefällen stattfinden.

Es zeigt sich bei der Auswertung der Ergebnisse aber auch deutlich, dass die gewonnenen Befunde stark von der jeweiligen Fragestellung und den vorgegebenen Antwortmöglichkeiten abhängen. So variiert z.B. die Enge des Nachbarschaftskontakts zwischen dem DEAS und

dem SOEP stark, was sich unter anderem mit Unterschieden in der Frageformulierung und im Befragungsmodus begründen lässt. Einschränkend ist zudem anzumerken, dass die vorgegebenen Antwortkategorien, etwa zur Frage nach der Enge des Nachbarschaftskontakts, nicht immer eindeutig sind und sehr wahrscheinlich von verschiedenen Personen unterschiedlich interpretiert werden. Es können sich sehr viele Personen in eine Kategorie einordnen, die aber durchaus unterschiedliche Nachbarschaftsbeziehungen haben. Es wird also verdeckt, dass eine große Bandbreite von Qualitäten des Nachbarschaftskontakts damit verbunden sein kann. Für den einen könnten bspw. schon regelmäßige Zufallsgespräche im Treppenhaus einen engen Kontakt ausmachen, ein anderer würde dies als flüchtigen Kontakt bezeichnen und erst das gemeinsame Verbringen von Freizeit als „eng“ ansehen.

Ähnlich ist es auch bei den Werten zu Hilfeleistungen für Nachbarn. Während im FWS die Fragen danach generell gestellt werden, sind die Antwortmöglichkeiten im DEAS dadurch begrenzt, dass es sich bei den betrachteten Personen lediglich um diejenigen handelt, die von den Befragten zuvor als für sie wichtig benannt wurden.

7 Eigene empirische Untersuchung: Erhebungs- und Analysemethoden der qualitativen Studie

Nachdem in den vorangegangenen Abschnitten anhand von verschiedenen quantitativen Untersuchungen das Thema Nachbarschaft beleuchtet wurde, wird im Folgenden das empirische Vorgehen der vorliegenden Arbeit erläutert. Zum Verständnis der Vorgehensweise bei der Untersuchung werden im Folgenden zunächst die zentralen Fragestellungen und die daraus abgeleiteten Fragen zur Untersuchung des nachbarschaftlichen Hilfefpotenzials älterer Menschen vorgestellt (Abschnitt 6.1). Um die der Arbeit und damit der Beantwortung dieser Fragen zugrundeliegende forschungspraktische Herangehensweise zu verstehen, ist es im Anschluss erforderlich, das der Studie zugrundeliegende spezifisch qualitative Forschungsverständnis zu erläutern (Abschnitt 6.2). Auf die konkrete Anwendung dieses Forschungsverständnisses auf das Thema Nachbarschaft im Alter wird in Abschnitt 6.3 eingegangen. Der in der empirischen Untersuchung verwendete Leitfaden und das Vorgehen zu seiner Entwicklung werden in Abschnitt 6.4 erläutert. Wie bei der Erhebung vorgegangen wurde, welche Zugangswege genutzt wurden und wie die Kontakte zu den Befragten zustande kamen wird anschließend in Abschnitt 6.5 erläutert. Zum Verständnis des Prozesses der Datenanalyse, die mittels hermeneutischer sowie inhaltsanalytischer Verfahrensweisen erfolgte, wird schließlich in Abschnitt 6.6 auf die Auswertungsmethoden eingegangen.

7.1 Fragestellungen

In der wissenschaftlichen und politischen Debatte sind insbesondere ältere Menschen Zielgruppe von Erwägungen zum gesellschaftlichen Nutzen von Nachbarschaftsbeziehungen durch gegenseitige Hilfeleistungen. Um dieses bisher kaum erforschte Potenzial zu klären, wird in der Arbeit empirisch der Frage nachgegangen, wie sich die nachbarschaftlichen Beziehungen „junger alter“ Menschen darstellen, wie diese wahrgenommen werden und welche Hilfearten ihnen überhaupt zugeordnet werden.

Wie in der Einleitung bereits dargestellt wurde, liegen der Arbeit drei zentrale Fragestellungen zugrunde:

- a) Welche unterschiedlichen subjektiven Begriffe von Nachbarschaft gibt es bei älteren Menschen?
- b) Wie stellt sich die Nachbarschaft unter bzw. von älteren Menschen im Alltag dar?
- c) Welches Potenzial weisen die alltäglichen Nachbarschaftsbeziehungen von Älteren für gegenseitige Hilfeleistungen auf?

Zu diesen Fragestellungen wurden für die empirische Untersuchung konkretere Untersuchungsfragen voneinander abgegrenzt, die mithilfe der durchzuführenden Interviews geklärt werden sollten:

zu a) Zur Bestimmung der subjektiven Wahrnehmung und Bedeutung von Nachbarn und Nachbarschaft sollen Aussagen darüber getroffen werden, welche Vorstellungen die Befragten in Bezug auf ihre Nachbarn haben und wie sie diesen Beziehungstyp definieren, auch in Abgrenzung zu andern Beziehungsformen. Darüber hinaus interessiert, welche Rolle die räumlichen Rahmenbedingungen dabei spielen. Dazu werden folgende Untersuchungsfragen formuliert:

- Was verstehen „junge Alte“ unter Nachbarschaft? Welche Arten von Beziehungen werden darunter gefasst?
- Welchen Stellenwert haben Personen des räumlichen Umfeldes innerhalb der individuellen Netzwerke? Wie grenzen sie sich gegenüber anderen Personen ab?
- Wo sind Nachbarn verortet? Welche Rolle spielt der räumliche Kontext?

zu b) Weiterhin interessieren die mit den Verständnisweisen von Nachbarschaft einhergehenden Interaktionen und Kontaktmuster zwischen Personen, die in räumlicher Nähe zueinander wohnen. Im Vordergrund steht, wie sich Beziehungen der Befragten zu Personen in ihrer Wohnumgebung darstellen. Dadurch soll es ermöglicht werden, die unterschiedlichen Gegebenheiten in und Erwartungen an Nachbarschaften in verschiedenen Wohnstrukturen herauszuarbeiten. Als Untersuchungsfragen werden abgeleitet:

- Welche Interaktionsmuster liegen bei „jungen Alten“ in ihrer Nachbarschaft vor?

- Haben sie Strategien, um mit Nachbarn in Kontakt zu treten (oder den Kontakt bewusst zu vermeiden)? Welche?
- Handelt es sich um reziproke Beziehungen?

zu c) Im anschließenden Schritt soll das Potenzial für freiwillige Hilfeleistungen in Rahmen von Nachbarschaften aufgezeigt werden. Solche Hilfeleistungen umfassen (auch auf hypothetischer Ebene) die Versorgung älterer hilfebedürftiger Menschen und umgekehrt die aktive Hilfe von Senioren für andere. Im Fokus stehen zum einen tatsächlich stattfindende Hilfeleistungen, zum anderen die Bedeutung von Nachbarschaftshilfe sowie die Hintergründe, die zu Hilfeleistungen führen oder sie verhindern. Untersucht wird im Einzelnen:

- Welche Tätigkeiten verrichten bzw. erfahren „junge Alte“ im Rahmen von Nachbarschaftshilfe und welche wären sie bereit auszuüben bzw. zu empfangen?
- Was bedeutet Nachbarschaftshilfe für sie?
- Was sind Motive dafür, Nachbarschaftshilfe zu leisten/ zu empfangen?
- Welche Bedingungen tragen dazu bei, dass Nachbarschaftshilfe „funktioniert“?
- Welche Bedingungen stehen der Ausübung von Nachbarschaftshilfe ggf. im Wege?

7.2 Beschreibung des Forschungsverständnisses

Die dargestellten Fragestellungen der Arbeit gehen über die der oben dargestellten quantitativen Studien hinaus und legen daher ein Vorgehen mit qualitativen Methoden nahe. Hierzu zählen grundsätzlich unterschiedliche Ansätze, die den Anspruch haben „Lebenswelten ‚von innen heraus‘ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben.“ (Flick et al. 2000: 14) Qualitative Forschung will damit „zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen.“ (ebd.)

Voraussetzung des hier angewendeten Vorgehens ist die Annahme, dass in sozialen Interaktionen Bedeutungen entstehen, also „Realität“ konstruiert wird durch wechselseitiges Han-

deln. An dieser Realität wiederum wird das individuelle Handeln ausgerichtet. Grundlegend formulierte dies bereits 1928 William Isaac Thomas zusammen mit seiner Frau Dorothy Swaine Thomas in dem nach ihnen benannten Thomas-Theorem: Wenn Menschen etwas für real halten, dann ist es auch in seinen Konsequenzen real. Menschliches Handeln lässt sich nur aus dem situativen Kontext heraus und durch die Interpretation der handelnden Individuen selbst verstehen.

Ausgangspunkt der Erhebung in theoretischer Hinsicht ist der auf das Thomas-Theorem aufbauende Symbolische Interaktionismus Blumers (vgl. Blumer 1973). Dieser Ansatz zur Analyse des menschlichen Zusammenlebens besagt, dass Bedeutungen und damit soziale Realität aus den Interaktionen zwischen verschiedenen Personen hervorgehen. Er beruht auf drei Prämissen: Die erste Grundannahme des Symbolischen Interaktionismus lautet: „dass Menschen ‚Dingen‘ gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung handeln, die diese Dinge für sie besitzen.“ (ebd.: 81) Dinge können dabei sowohl z.B. Gegenstände, also auch andere Menschen, Kategorien von Menschen, Institutionen oder Situationen sein. „Die zweite Prämisse besagt, dass die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die dritte Prämisse besagt, dass diese Bedeutung in einem interpretativen Prozess, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert werden.“ (ebd.)

Trotz der hohen Bewertung des Handelns und seiner subjektiven Bewertung wird in der qualitativen Sozialforschung – und auch hier – dennoch nicht bestritten, dass auch dem Individuum übergeordnete „Strukturen“ (etwa auch im Sinne von „sozialen Repräsentationen“ (Flick 2007: 93), d.h. geteilten Werten, Ideen und Handlungsweisen gegenüber bestimmten Phänomenen) individuelle Handlungen beeinflussen. diese sind jedoch nicht allein einflussreich für das Handeln. Die der qualitativen Forschung⁴³ zugrundeliegenden theoretischen Annahmen fasst Reichertz folgendermaßen zusammen: „Es sind immer konkrete Menschen, die handeln. Stets nehmen konkrete, allerdings in die Geschichte und in die Gesellschaft eingebettete und eingebundene Menschen etwas wahr, bewerten es, messen ihm Sinn zu, ord-

⁴³ Bzw. dem „Feld qualitativer Methoden“ wie Reichertz (2008: 3) er es nennt.

nen sich dann (aufgrund der vorgenommenen Sinnzuschreibung) unter, oder lassen alles beim alten, oder entscheiden sich dafür, etwas zu verändern oder Neues zu entwickeln. Das tun sie in erworbenen, gesellschaftlich erarbeiteten Formen, Gattungen und Rahmen. Handeln hat immer eine Geschichte und einen Kontext. Auf dieses Handeln wirkt das Äußere – die Natur, die Sozialität, der Kontext, die Geschichte – nicht direkt und unmittelbar ein, sondern das Außen wird von der implizit deutenden Wahrnehmung und der (bewussten oder routinisierten) Deutung des Handelns gebrochen. Das Äußere besitzt nur dann (einschränkende oder ermöglichende) Kraft und manchmal auch Macht über den Handelnden, wenn es *durch* ihn und damit *für* ihn Bedeutung erhalten hat.“ (Reichertz 2008: 3f.; Hervorhebungen im Original)

Insbesondere der letzte Satz des Zitats weist darauf hin, dass die strukturellen Bedingungen nur dann das Handeln beeinflussen, wenn diese von den Akteuren selbst als dafür relevant angesehen werden. So müssen – auf das Thema der Arbeit bezogen – z.B. bauliche Strukturen oder die Schichtzugehörigkeit der Nachbarn von den Akteuren selbst nicht als Einflussfaktoren auf das nachbarschaftliche Geschehen angesehen werden, auch wenn die Forschung auf diesem Gebiet darauf Hinweise liefert.

Ziel des Vorgehens im Rahmen der durchgeführten empirischen Studie war es, theoretische Annahmen erst im Verlauf der Datenerhebung- und Analyse zu entwickeln. Dies entspricht dem Verständnis des Forschungsprozesses als „gegenstands begründete Theoriebildung“, die, anderes als die quantifizierende Sozialforschung, „dem untersuchten Feld Priorität gegenüber theoretischen Annahmen einräumt“ (Flick 2007: 124). Ein solches Vorgehen hat gegenüber einem deduktiv-nomologischen Vorgehen, wie es in den quantifizierenden Sozialforschung zum Einsatz kommt, den Vorteil, dass nicht durch theoriegeleitete Annahmen die Vielfalt der empirischen Ausprägungen verdeckt wird. Nur so kann die subjektive Wahrnehmung der Wirklichkeit der Befragten und damit die Vielfalt des Phänomens sinnvoll erfasst werden. Damit soll der Komplexität des Forschungsgegenstandes Rechnung getragen werden: „Qualitative Forschung zielt auf das Besondere. Hier [...] stellt sich die Frage, ob und wie das Allgemeine im Besonderen zu fassen ist. [...] [Es ist] allgemein anerkannt, dass Verallgemeinerungen von Interpretationen qualitativer Interviews auf die Rekonstruktion typischer

Muster und nicht auf Verteilungsaussagen wie in der standardisierten Forschung zielen.“ (Helfferich 2011: 173)⁴⁴

Dieses Forschungsverständnis impliziert, dass auf eine Hypothesenformulierung im Vorfeld der Datenerhebung verzichtet wurde. Qualitative Forschung dient – anders als die quantitative – „nicht einer [...] Prüfung von ex ante formulierten Hypothesen, sondern der Entdeckung von bislang unbekanntem Sachverhalten.“ (Kelle/Kluge 2010: 31) Daher wird das theoretische Vorwissen des Forschers zunächst möglichst ausgeblendet. Hitzler (1991) verwendet dafür den Begriff der „künstlichen Dummheit“. Dazu merkt Reichertz (2009: 9) an: „Künstliche Dummheit weiß viel, weil sie sich vorher umfassend informiert hat, was sie wie untersuchen will, klammert aber die Gültigkeit dieses Wissens aus und bleibt so offen für Altes und Neues.“ Dies darf nicht missverstanden werden als völlige Theorielosigkeit. Denn bereits bei der Formulierung von forschungsleitenden Fragestellungen fließen theoretische Annahmen und Kenntnisse ein und finden so explizit Eingang in den Forschungsprozess (vgl. Flick 2007: 73, 124; Kelle/Kluge 2010: 28). Auch in einem offenen Forschungsprozess ist Vorwissen notwendig, um das Untersuchungsfeld zu strukturieren.

7.3 Anwendung des Forschungsverständnisses

Zentrales Anliegen der Arbeit ist es, durch ein offenes und reflexives Vorgehen hinsichtlich der Erzählungen und Wahrnehmungen der Befragten, zu gewährleisten, dass die Untersuchungen nicht darauf abzielen, Vorannahmen zu bestätigen oder zu widerlegen, sondern subjektive Sichtweisen zu rekonstruieren (vgl. Lamnek 2005: 19f.; Kruse 2015: 366). Entsprechend der Annahmen des symbolischen Interaktionismus wird davon ausgegangen, dass die subjektive Wahrnehmung sowie die Interaktion mit anderen Menschen die Bedeutung von Nachbarn und Nachbarschaft prägen und so Einfluss nehmen auf das Handeln von Personen. Dies bedeutet für den Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit: Beziehungen innerhalb von

⁴⁴ Eine Quantifizierung der Ergebnisse kann unter diesen Ausgangsbedingungen nicht Ziel der Arbeit sein. Entsprechend sollen weder Merkmale repräsentativ gemessen werden, noch statistische Zusammenhänge festgestellt werden.

räumlichen Nachbarschaften werden erst durch Interaktionen der Individuen miteinander und deren Interpretation von Handlungen hervorgebracht und damit zu sozialen Nachbarschaften. Es sollen Bedeutungsmuster aufgedeckt werden, die die befragten Individuen in Bezug auf Nachbarschaft und nachbarschaftliches Verhalten mit ihren Handlungen verbinden.⁴⁵

Der Tatsache, dass übergeordnete Strukturen Einstellungen und Handlungen (mit-)beeinflussen, wird in der vorliegenden Arbeit insbesondere dadurch Rechnung getragen, dass die die Auswahl der Untersuchungspersonen leitenden Kriterien „struktureller“ Art sind: Die drei in die Untersuchungen einbezogenen Wohnkontexte (städtische Wohnlagen, Siedlergemeinschaften, Wohnprojekte) sind hervorgegangen aus theoretischen Überlegungen zu möglicherweise unterschiedlichen Bedeutungen, die Sozialbeziehungen im Bereich des Wohnumfeldes beigemessen werden. Hierdurch wurde die Auswahl der Befragten vorstrukturiert. Es wurde somit – anders als bspw. in der Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 1998 [1967]) – kein theoretisches Sampling⁴⁶ realisiert, sondern ein Vorgehen der Fallauswahl genutzt, dass eine möglichst heterogene Stichprobe hinsichtlich der Fragestellung erzeugen sollte.

7.4 Die angewendete Methode: Leitfadeninterviews

Aufgrund der Zielsetzung der Studie, subjektive Konzepte und Einstellungen zu ergründen, wurde ein exploratives Vorgehen gewählt. Nur so wird es möglich, das wenig erforschte Feld der Nachbarschaftsbeziehungen älterer Menschen zu erschließen.

⁴⁵ Eine Analyse der Herstellung sozialer Wirklichkeit oder eines objektiven Sinns wurde in der vorliegenden Arbeit nicht angestrebt, wie sie Forschungsansätze verfolgen, die bspw. auf dem theoretischen Verständnis der Ethnomethodologie oder der Objektiven Hermeneutik gründen (vgl. z.B. Bergmann 2000: 118ff.; Reichertz 2000: 514ff.).

⁴⁶ Beim theoretischen Sampling wird erst im Verlauf der empirischen Untersuchung und aufgrund der Erkenntnisse aus den vorherigen Fällen festgelegt, welche weiteren Fälle einbezogen werden (vgl. Merrens 2000: 296).

Um die Sichtweisen und Interpretationen der Befragten untersuchen zu können, kam ein qualitatives Vorgehen mit leitfadengestützten persönlich-mündlichen Interviews mit Senioren in unterschiedlichen Wohnkontexten zur Anwendung. Es wurde ein Leitfaden entwickelt, der sich an Witzels Ausführungen zum „problemzentrierten Interview“ orientiert. Ausgangspunkt des problemzentrierten Interviews ist die Konzentration auf eine gesellschaftliche Problemstellung bzw. Thematik (vgl. Witzel 1985: 230). Daher bot sich diese Methode an, um das hier im Fokus stehende Thema der Nachbarschaftsbeziehungen und die dazu existierenden Sichtweisen und Handlungsmuster zu ergründen. Der Leitfaden dient laut Witzel als „Orientierungsrahmen bzw. Gedächtnisstütze für den Interviewer und [...] der Unterstützung und Ausdifferenzierung von Erzählsequenzen des Interviewten“ (ebd.: 236).

Die Interviews waren überwiegend narrativ orientiert: Den befragten Personen sollte eine möglichst große Offenheit entgegengebracht werden, die eine maximale Freiheit in den so generierten Erzählungen ermöglicht. Die Herangehensweise war „so offen und monologisch wie möglich, so strukturiert und dialogisch wie nötig“ (Helfferrich 2011: 169). Ergänzend wurden einige sozialstrukturelle Merkmale, die standardisiert erfassbar sind, zu Beginn des Interview in einem Kurzfragebogen erhoben (u.a. Alter, Geschlecht, Wohndauer in der aktuellen Wohnung). Zudem wurden im Anschluss an jedes Interview in einem Postscriptum Informationen festgehalten zur Interviewsituation, den Gesprächsinhalten, thematischen Auffälligkeiten sowie den Rahmenbedingungen und nonverbalen Aspekten (vgl. Witzel 2000; Lamnek 2005: 367).

Das Vorgehen der Leitfadenerwicklung entsprach den von Helfferrich (2011: 182ff.) vorgeschlagenen Prinzipien, für die sie die Abkürzung „SPSS bei der Leitfadenerstellung“ verwendet. Dahinter verbergen sich vier Schritte, in denen die Fragen nach und nach konkretisiert werden. Diese sind benannt als „Sammeln“, „Prüfen“, „Sortieren“ und „Subsumieren“. Im ersten Schritt (Sammeln) werden – ausgehend von den in Abschnitt 7.1 formulierten Forschungsfragen – alle Fragen zusammengetragen, die in Bezug auf das Thema der Arbeit interessierten. Der zweite Schritt (Prüfen) umfasst die Prüfung der gesammelten Fragen daraufhin, dass einerseits das eigene Vorwissen einbezogen und andererseits auf die notwendige Offenheit gegenüber dem Interviewten geachtet wurde. Dabei wird ein großer Teil der Fragen aus dem ersten Schritt umformuliert oder zusammengefasst. Im dritten Schritt (Sortie-

ren) werden die verbleibenden Fragen anhand inhaltlicher Kriterien sortiert, so dass sie thematisch gebündelt werden konnten. Im vierten Schritt (Subsumieren) schließlich werden die einzelnen Themenbereiche des Leitfadens ausgearbeitet und jeweils unter erzählungsgenerierenden Einstiegsfragen subsumiert.

In Tab. 12 sind die Themengebiete und Fragen des Leitfadens wiedergegeben. Der Leitfaden gliederte sich in vier Bereiche: Zunächst wurde eine Einstiegsfrage gestellt, die eine Erzählung seitens der Befragte generieren sollte. Dabei wurde bewusst auf die Erwähnung von Begriffen wie Nachbarschaft oder Nachbar verzichtet, um eine Vorprägung zu vermeiden. Wie Witzel (1985: 245) anmerkt, sollte zu Beginn eines (problemzentrierten) Leitfadeninterviews eine „relativ allgemeine Frage“ gestellt werden, „die erzählerisch ausgestaltet werden kann, ohne daß man bereits das Augenmerk auf einen bestimmten Aspekt der Problemstellung beschränkt“.

Tab. 12: Frageleitfaden

<ul style="list-style-type: none">● Einstiegsfrage<ul style="list-style-type: none">- Erzählen Sie mir bitte, wie aus Ihrer Sicht das Zusammenleben der Menschen in Ihrer Wohnumgebung aussieht.
<ul style="list-style-type: none">● Thema: Kontaktverhalten und Wahrnehmung von Nachbarn<ul style="list-style-type: none">➤ Aktuelle Situation und persönliche Bedeutung<ul style="list-style-type: none">- Wie sehen Sie Ihre persönlichen Beziehungen zu den Menschen in Ihrer Wohnumgebung aus?- Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu den Menschen im Wohnprojekt beschreiben?- Wie sieht eine typische Situation aus, in der Sie mit den Menschen hier in Kontakt kommen?- Wo finden Ihre Kontakte mit den Menschen in Ihrer Wohnumgebung statt?- Worüber sprechen Sie?- Gibt es gemeinschaftliche Aktivitäten? Welcher Art? Wie oft finden sie statt?➤ Veränderungen über die Zeit<ul style="list-style-type: none">- Wie haben Sie die Menschen kennengelernt, die hier leben?- Und wie haben sich Ihre Beziehungen zueinander über die Jahre entwickelt?- Was sind Unterschiede im Vergleich zu dem Ort, wo Sie früher gewohnt haben, was das Verhältnis der Menschen in der Wohnumgebung zueinander angeht?- Hat sich für Sie etwas verändert bei Ihren Nachbarschaftsbeziehungen, seit dem Sie nicht mehr arbeiten?➤ Kontaktvermeidung<ul style="list-style-type: none">- Gibt es auch Personen, mit denen Sie keinen Kontakt haben? Warum ist das so?➤ Definition Nachbarschaft<ul style="list-style-type: none">- Was ist für Sie ein Nachbar?- Gibt es Nachbarn, die Sie als Freunde bezeichnen würden? Wodurch unterscheidet sich diese Beziehung zu anderen in der Wohnumgebung?➤ Konflikte<ul style="list-style-type: none">- Hatten Sie schon mal Konflikte mit Ihren Nachbarn? Warum? Wie konnten Sie diese lösen?➤ Zusammengehörigkeitsgefühl<ul style="list-style-type: none">- Gibt es ein Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Menschen hier im Wohnprojekt? Fühlen Sie sich zusammengehörig mit den Menschen? Was ist Ihrer Ansicht nach dafür ausschlaggebend?➤ Idealvorstellungen<ul style="list-style-type: none">- Wie stellen Sie sich Ihre ideale Nachbarschaft vor?
<ul style="list-style-type: none">● Thema: Unterstützungsnetzwerke<ul style="list-style-type: none">- Als nächstes würde ich gerne auf Ihre sozialen Netzwerke zu sprechen kommen. Deshalb würde ich gerne zunächst mal ganz allgemein wissen: Auf wen können Sie sich verlassen, wenn Sie Unterstützung brauchen?- Erhalten Sie auch Hilfe von Personen aus der Umgebung? Wobei? (Warum nicht?) Könnten Sie sich vorstellen (darüber hinaus) Hilfe von Nachbarn anzunehmen? Wobei? Wobei nicht?- Unterstützen Sie selbst Nachbarn aus dem Wohnprojekt? Wodurch? (Warum nicht?) Könnten Sie sich vorstellen (darüber hinaus) Hilfe für Nachbarn zu leisten? Wobei? Unter welchen Umständen? Wobei nicht?- Welche Rolle spielt gegenseitige Unterstützung in den Beziehungen zueinander?- Im Moment wird in der Politik viel darüber diskutiert, dass Nachbarn ideale Helfer oder Unterstützungspersonen sind. – Wie sehen Sie das?
<ul style="list-style-type: none">● Abschlussfrage<ul style="list-style-type: none">- Was wünschen Sie sich für Ihre Beziehungen zu Ihren Nachbarn? Gibt es etwas, was sich ändern sollte?

Anschließend ging es in einem Themenblock darum, wie die Befragten ihre Nachbarn wahrnehmen (entsprechend Forschungsfrage a, siehe Seite 98) und wie sich die Kontakte mit Nachbarn gestalten (entsprechend Forschungsfrage b). Es wurde hier in sieben Unterpunkten ergründet, wie 1. die aktuellen Nachbarschaftsbeziehungen dargestellt werden und welche Begründungsmuster und Motive dabei (implizit) zum Tragen kommen, wie sich 2. die Kontakte zu Nachbarn über die Zeit verändert haben und 3. wann Kontakte vermieden oder ausgeschlossen werden. 4. wurde die subjektive Definition von Nachbarschaft hinterfragt. Zudem interessierte 5. das Konfliktverhalten in Nachbarschaften. Es wurden weiterhin 6. das Zusammengehörigkeitsgefühl und 7. Idealvorstellungen zum Thema Nachbarschaft erfragt.

Schließlich wurden im dritten Themenblock Unterstützungsnetzwerke und ihre Ausgestaltung in Bezug auf Nachbarn thematisiert (entsprechend Forschungsfrage c). Hierbei ging es sowohl um die geleistete Nachbarschaftshilfe als auch um den Empfang von Hilfeleistungen durch Nachbarn.

Zum Abschluss wurde danach gefragt, ob Veränderungen innerhalb der Nachbarschaftsbeziehungen aus Sicht der Befragten wünschenswert sind.

7.5 Vorgehensweise der Datenerhebung

Datengrundlage bilden drei unterschiedliche Wohnkontexte, die sich nach der Organisation ihres Zusammenlebens unterscheiden. Es handelt sich um „normale“ städtische Nachbarschaften sowie zwei „organisierte“ Nachbarschaftsformen: Einfamilienhaussiedlungen mit Siedlergemeinschaften und gemeinschaftliche Wohnprojekte. Diese sind in Abschnitt 2.1 beschrieben und in Abb. 4 nochmals wiedergegeben.

Diese unterschiedlichen Kontexte wurden zum einem gewählt um die mögliche Bandbreite unterschiedlicher Ansichten zu vergrößern. Zum anderen war damit aber auch das Ziel verbunden, Rückschlüsse ziehen zu können, ob diese unterschiedlichen einbezogenen Bedingungen, die im Bereich des Wohnens vorliegen, mit unterschiedlichen Formen von Nachbarschaftsbeziehungen und individuellen Konzepten von Nachbarschaft einhergehen.

Abb. 4: Die drei untersuchten Wohnkontexte



Quellen: (v.l.n.r.) 1. Wikipedia, Urheber: Christoph Rückert, Lizenz: CC-BY-SA; 2. eigene Aufnahme; 3. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der abgebildeten Bewohner des Wohnprojekts⁴⁷.

Zunächst fanden die ersten sieben Interviews mit in städtischen Wohnlagen lebenden Personen statt. Alle hatten ihre Wohnung zum Zeitpunkt des Interviews in derselben Stadt, einem Oberzentrum in Nordrhein-Westfalen mit mehr als 300.000 Einwohnern, allerdings in unterschiedlichen Stadtvierteln. So wurden sowohl Personen befragt, die im Stadtzentrum lebten, als auch solche in ehemaligen Neubaugebieten, die heute innerhalb des Stadtgebiets liegen. Die Kontaktaufnahme zu den Befragungspersonen erfolgte über zwei Freizeiteinrichtungen für ältere Menschen. Innerhalb der Einrichtungen bestanden vielfältige Kontakte zu älteren Menschen und auch eine große Bereitschaft und Interesse daran, die Position von Älteren nach außen zu vertreten. Die leitenden Personen dieser Einrichtungen wurden darum gebeten, infrage kommende Personen zu nennen, mit denen die Interviews durchgeführt werden konnten. Diese Personen wurden dann um die Teilnahme an der Studie gebe-

⁴⁷ Es handelt sich um ein Wohnprojekt, das nicht Bestandteil der vorliegenden Untersuchung war.

ten. Die Interviews wurden in den Räumlichkeiten der jeweiligen Einrichtung durchgeführt. Es wurden in allen Fällen einzelne Personen befragt.

Anschließend erfolgten vier Interviews in Siedlergemeinschaften. Hier unterschied sich die Auswahl der Interviewpartner deutlich von der vorangegangenen in städtischen Wohnlagen. Die Interviews fanden in vier verschiedenen Orten innerhalb von Rheinland-Pfalz statt. Vorangegangen war ein zweijähriges Forschungsprojekt, das sich mit der zukunftsgerechten Gestaltung der Siedlungen beschäftigte (vgl. Spellerberg et al. 2011). Im Anschluss an dieses Forschungsprojekt wurde ein Folgeprojekt durchgeführt, das zum Ziel hatte, die unternommenen Maßnahmen zu evaluieren (vgl. Spellerberg et al. 2013). Im Rahmen dieses Projektes wurden auch Interviews mit älteren Bewohnerinnen und Bewohnern der untersuchten vier Siedlungen geführt. In den Interviews wurden stets zunächst die auf das Evaluationsprojekt bezogenen Themen angesprochen. Im Anschluss daran wurden dann die in Abschnitt 7.4 genannten Fragen zum Zusammenleben in der Wohnumgebung thematisiert. Diese Interviews wurden in den Wohnungen der Befragten durchgeführt. Eine Besonderheit war, dass hier stets Paare befragt wurden. Dies war nicht die Absicht der Forscherin, sondern ergab sich aus den jeweiligen Situationen heraus. Dennoch ist anzumerken, dass sich hierdurch eine andere Dynamik in den Interviews entwickelte, die Einfluss auf den Verlauf der Gespräche hatte. So gaben sich die (Ehe-)Partner häufig gegenseitig Gesprächsanreize und es ist anzunehmen, dass dadurch auch andere Themen angesprochen wurden, als dies bei Einzelinterviews mit denselben Personen der Fall gewesen wäre.

Schließlich erfolgten die Interviews mit Bewohnern gemeinschaftlicher Wohnprojekte. Alle einbezogenen Wohnprojekte befinden sich in Rheinland-Pfalz. Die Interviewpartner wurden über ein zu der Zeit durchgeführtes Forschungsprojekt kontaktiert. In diesem ging es unter anderem um Schwierigkeiten, die im Prozess der Planung solcher Wohnprojekte auftreten. Auch die Frage nach der Art des Zusammenlebens in einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt war Bestandteil des Forschungsprojektes (vgl. Spellerberg et al. 2015). Es ergaben sich Überschneidungsbereiche mit der hier vorliegenden Studie, so dass die Fragestellungen an die durchgeführten Interviews angeschlossen werden konnten. Es wurden in allen Fällen Einzelpersonen in ihren Wohnungen befragt.

Insgesamt wurden 15 Interviews geführt, in denen 19 Personen ab 60 Jahren befragt wurden. Darunter waren elf Frauen und acht Männer. Bei allen Befragten handelt es sich um deutsche Staatsbürger, die in ihren Leben berufstätig, aber zum Zeitpunkt des Interviews bereits mehrere Jahre aus dem Berufsleben ausgeschieden waren. Der Altersdurchschnitt der Befragten lag bei 72 Jahren, wobei die jüngste Befragte 60 Jahre alt war, die älteste 88 Jahre.

Die Interviews dauerten im Schnitt 48 Minuten. Das kürzeste hatte eine Dauer von 24 Minuten, das längste von 74 Minuten. Mithilfe eines digitalen Aufnahmegeräts wurden die Interviews aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Die Verschriftlichung erfolgte in Anlehnung an die von Dresing/Pehl (2013) vorgeschlagenen Transkriptionsregeln. Auf eine genaue Wiedergabe der Dialekte wurde aus Gründen der Vereinfachung bei der Transkription verzichtet.

Die Herangehensweisen in allen drei Wohnkontexten hatten die Konsequenz, dass es sich bei den Befragten um eher mobile Personen handelt. Auch wenn bei einigen körperliche Einschränkungen vorlagen, hatten sie alle einen durchaus aktiven Lebensstil, der mindestens den Besuch einer Einrichtung für Senioren (Stadtbewohner), die Mitgliedschaft im Verein (Siedlergemeinschaften) oder innerhalb des Wohnprojekts beinhaltete. Viele Befragte brachten darüber hinaus in den Interviews die Notwendigkeit einer aktiven Gestaltung ihres nachberuflichen Lebens zum Ausdruck. Dies entsprach der Zielsetzung der Studie, vor allem die sogenannten „jungen Alten“ zu betrachten, die ihrerseits auch ein zumindest hypothetisches Potenzial für Hilfeleistungen für andere auswiesen.

7.6 Erläuterung der Auswertungsmethode

Das angewendete Analyseverfahren zielte auf die Rekonstruktion der subjektiven Sichtweisen der Befragten. Sinn und Deutungen der befragten Personen standen im Vordergrund. Aufgrund dessen orientierte sich die Auswertung zunächst an der rekonstruktiv-hermeneutischen Interpretationsmethode, wie sie Kruse (2015: 384ff.) beschreibt. Dabei wurden Vorgehensweisen aus der Grounded Theory-Methodologie verwendet (vgl. Strauss/Corbin 1996; Kruse 2015: 391ff.). Im weiteren Verlauf der Analysen wurden zudem

inhaltsanalytische Auswertungen vorgenommen (vgl. Mayring 2010; Kuckartz 2012; Kruse 2015: 398ff.). Mithilfe dieser verschiedenen Analysemethoden wurden Kategorien gebildet, die schließlich in einer Typenbildung mündeten. Entsprechend der Zielsetzung, unterschiedliche Verständnisweisen von „Nachbarschaft“ und „Nachbarn“ herauszuarbeiten, stand dabei nicht die Unterscheidung hinsichtlich der oben beschriebenen Wohnkontexte im Vordergrund (städtisch Wohnlagen, Siedlergemeinschaften und Wohnprojekte). Vielmehr wurde für die Entwicklung der relevanten Dimensionen jeder einzelne Fall für sich genommen betrachtet. Die Analyse des Datenmaterials erfolgte in mehreren Schritten. Es wurden zuerst einzelfallbezogene, anschließend fallübergreifende Analysen des erhobenen Materials durchgeführt.

7.6.1 Analyse der einzelnen Fälle

Im Anschluss an die erste und zweite Interviewphase (städtische Wohnlagen und Siedlergemeinschaften) fanden jeweils einzelfallbezogene Analysen statt: Jedes Interview wurde einzeln betrachtet. Grundlage dessen waren die vollständig transkribierten Interviews der befragten Personen. Das hier zur Anwendung kommende Verfahren orientierte sich am Vorgehen des „theoretischen Kodierens“ in der Grounded Theory nach Strauss/Corbin (1996). Demnach „beinhaltet Kodierung den ständigen Vergleich zwischen Phänomenen, Fällen, Begriffen etc. und die Formulierung von Fragen an den Text. [...] Dabei werden dem empirischen Material Begriffe bzw. Codes zugeordnet, die zunächst möglichst nahe am Text und später immer abstrakter formuliert sein sollen. Kategorisierung meint in diesem Vorgehen die Zusammenfassung von solchen Begriffen zu Oberbegriffen und die Herausarbeitung von Beziehungen zwischen Begriffen und Oberbegriffen bzw. Kategorien und Oberkategorien.“ (Flick 2007: 388)

Zunächst wurde die einzelnen Interviews in Sinnabschnitte segmentiert und anschließend sequentiell vorgegangen: Die Texte wurden Zeile für Zeile bzw. Satz für Satz durchgearbeitet. Dabei war das Prinzip der Offenheit leitend: Es gingen zunächst keine Hypothesen in die Analyse ein, um so zu ermöglichen, dass der jeweilige subjektive Sinn der befragten Personen aus dem Material herausgelesen werden konnte (vgl. Kruse 2010: 151; Kruse 2015: 366f.).

Zentral waren die für die Befragten relevanten Kategorien, subjektiven Deutungen und Begründungen.

Bei den im Folgenden beschriebenen Analysezugängen handelte es sich nicht um ein lineares Vorgehen, in dem einzelne Schritte aufeinander folgten. Stattdessen wurden die Ansätze parallel zueinander angewendet. Sie stellen „verschiedene Umgangsweisen mit textuellem Material dar, zwischen denen der Forscher bei Bedarf hin und her springt und die er miteinander kombiniert.“ (Flick 2007: 388) So entstand nach und nach ein umfangreiches Kodensystem für jedes einzelne Interview. Zunächst wurde stets handschriftlich auf den ausgedruckten Interviewtranskripten kodiert. Anschließend erfolgte die Übertragung in die Analysesoftware MAXQDA, so dass die weitere Analyse computergestützt erfolgen konnte (vgl. Kelle/Kluge 2010: 56ff.).

1. Entsprechend des „offenen Kodierens“ nach Strauss und Corbin (1996: 43ff.) wurden in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material und unter ständigem Vergleichen der Daten, einzelne Sinneinheiten systematisch mit Benennungen (Kodes) versehen. Es wurden W-Fragen an den Text gestellt (vgl. Strauss/Corbin 1996: 57):

- Was? Worum geht es hier? Welches Phänomen wird angesprochen?
- Wer? Welche Akteure sind beteiligt? Welche Rollen spielen sie? Wie interagieren sie?
- Wie? Welche Aspekte des Phänomens werden angesprochen? Welche werden nicht angesprochen?
- Wann? Wie lange? Wo? Was wird über Zeit, Verlauf und Ort gesagt?
- Wie viel? Welche Aussagen werden zur Intensität und Stärke gemacht?
- Warum? Welche Begründungen werden gegeben oder lassen sich erschließen?
- Wozu? Mit welcher Absicht? Zu welchem Zweck?
- Womit? Welche Mittel, Taktiken, Strategien werden zum Erreichen des Ziels verwendet?

So entstanden erste vorläufige Konzepte, die einzelnen Ereignissen, Phänomen und Bedeutungen in Bezug auf Nachbarschaftsbeziehungen zugeordnet wurden. Diese Konzepte wurden miteinander auf Ähnlichkeiten und Unterschiede hin verglichen und zu Kategorien mit bestimmten Eigenschaften zusammengefasst.

2. Zusätzlich wurde das von Strauss/Corbin (1996: 78) im Rahmen des „axialen Kodierens“ beschriebene „Kodierparadigma“ herangezogen (vgl. Kelle 2007: 43; Strübing 2004: 26ff.): Durch Fragen – etwa nach den ursächlichen Bedingungen, den Konsequenzen, dem Kontext und den Handlungsstrategien – an die bereits erarbeiteten Konzepte und Kategorien und deren Vergleich untereinander wurden sie verfeinert. Anhand der vergebenen Codes und Konzepte wurden so nach und nach zentrale einzelfallbezogene Auswertungskategorien und ihre Beziehungen zueinander abgeleitet.
3. Zudem wurde eine mikrosprachliche Feinanalyse durchgeführt, um so Phänomene der Kommunikation und Versprachlichung im Text aufzudecken (vgl. Kruse 2015: 475ff.). Hier interessierten mit Blick auf den Untersuchungsgegenstand „Nachbarschaft“ insbesondere Selbst- und Fremdpositionierungen der Befragten, aber auch Besonderheiten der Wortwahl und Metaphorik. Der Fokus wurde insbesondere auf die Anfangspassagen der einzelnen Interviews sowie weitere besonders aufschlussreiche oder unklare Passagen gelegt.
4. Konzepte, die zu Beginn des Forschungsprozesses aus der Literatur, den vorliegenden Ergebnissen aus quantitativen Studien (siehe Kapitel 6) und theoretischen Überlegungen heraus als relevant identifiziert wurden (bspw. Motive von Nachbarschaftskontakten oder die Bedeutung räumlicher Bedingungen), wurden im weiteren Analyseverlauf als „sensibilisierende Konzepte“ (vgl. Blumer 1954) verwendet, die aber keine erkenntnisdeterminierende Wirkung hatten, sondern tentative, heuristische Funktion aufwiesen (vgl. Kruse 2010: 191, 305; Kruse 2011; Kruse 2015: 480ff.; Strübing 2004: 30). Ebenso wurden im Verlauf des Prozesses immer auch die Analyseergebnisse der vorangegangenen Interviews einbezogen.
5. Parallel erfolgte eine stärker auf die durch die Forschungsfragestellungen vorgegebenen thematisch-inhaltlichen Fakten abzielende Analyse (vgl. Kuckartz 2012: 77ff.). Dabei wurden die Interviewtranskripte anhand der zentralen Untersuchungsfragen kodiert.

Anhand der Kodierungen wurde für jedes der Interviews ein fallbezogenes Kategoriensystem entwickelt. Dabei wurde aber immer auch auf die in bereits zuvor schon analysierten Interviews gefundenen Kategorien zurückgegriffen – diese gingen wiederum als „sensibilisierende Konzepte“ in die weitere Analyse ein.

7.6.2 Fallübergreifende Analyse

Im nächsten Schritt erfolgte die Integration der fallbezogenen Codes und Kategorien aus den ersten beiden Erhebungsphasen, um so ein fallübergreifendes Kategoriensystem zu entwickeln. Sodann wurden auch die Interviews der dritten Erhebungsphase (Wohnprojekt-Bewohner) in die Analyse einbezogen. Es wurde mit diesen nun aber nicht, wie bei den in den anderen beiden Wohnkontexten erfolgten Interviews, mit einem offenen Analyseprozess begonnen, sondern das bereits entwickelte Kategoriensystem wurde zunächst auf diese Interviews angewendet. Es wurde somit eine inhaltsanalytische Vorgehensweise angewandt, die die zuvor gebildeten Codes und Kategorien berücksichtigte, diese aber auch erweiterte (vgl. Mayring 2010). Dies erfolgte aus forschungspraktischen Gründen in dieser Weise, da bereits nach der Auswertung der ersten beiden Wohnkontexte ein umfangreiches Kategoriensystem vorlag. Die Auswertung des dritten Wohnkontextes beinhaltete aber eine Rückkopplungsschleife im Analyseprozess, durch die eine Überprüfung, Weiterentwicklung und Revision des fallübergreifenden Kategoriensystems möglich wurde. Es wurden ergänzende Aspekte aus den hinzukommenden Fällen aufgenommen, die die fallübergreifenden Kategorien z.T. veränderten. Anhand der fallbezogenen Kategoriensysteme wurden anschließend Fallexzerpte verfasst, d.h. Zusammenfassungen der zentralen Aussagen der einzelnen Interviewpartner.

Nachdem das gemeinsame Kategoriensystem für alle Interviews aus allen drei Wohnkontexten erarbeitet war, wurden anhand dessen Kernkategorien bzw. zentrale Kategorien herausgearbeitet. Anhand der zentralen Dimensionen und ihren Ausprägungen wurden schließlich Typen erarbeitet, die unterschiedliche Formen des subjektiven Verständnisses von Nachbarschaft widerspiegeln. Dieser letzte Schritt der Analyse orientierte sich an der empirisch begründeten Typenbildung nach Kelle und Kluge (vgl. Kelle/Kluge 2010: 91; Kluge 1999: 260ff.). Der grundlegende Schritt hierzu ist die „Bildung von Kategorien und ihre[...] Dimensionalisie-

nung, das heißt [die] theoretisch geleitete[...] und empirisch begründete[...] Bildung von Subkategorien“ (Kelle/Kluge 2010: 83).⁴⁸ Anschließend erfolgt die Typenbildung in vier Schritten: Zunächst werden 1. geeignete Vergleichsdimensionen (d.h. Merkmale bzw. Kategorien mit ihren Ausprägungen) erarbeitet, die zur Erfassung der Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den Fällen und der Charakterisierung der zu entwickelnden Typen herangezogen werden können. Anschließend werden 2. die Fälle entsprechend der Vergleichsdimensionen gruppiert. Die so entstandenen Gruppen werden dann auf empirische Regelmäßigkeiten untersucht. Dabei sollen die Gruppen sich voneinander möglichst deutlich unterscheiden (externe Heterogenität), innerhalb einer Gruppe sollen möglichst große Ähnlichkeiten bestehen (interne Homogenität). 3. werden die den Gruppen zugrundeliegenden inhaltlichen Sinnzusammenhänge analysiert. Dadurch werden i.d.R. der Merkmalsraum und damit die Gruppen verengt auf wenige Typen. Dabei kommt es zu einer Präzisierung der Gruppen zu wenigen Typen. Schließlich werden 4. die konstruierten Typen charakterisiert durch die Kombination der herangezogenen Dimensionen und die inhaltlichen Zusammenhänge. Dieser Schritte können mehrfach durchlaufen werden (vgl. ebd.: 91f.).

Es ist darauf hinzuweisen, dass diese aus dem empirischen Material hervorgegangenen Typen keinesfalls allumfassend sind: Weder sollen sie missverstanden werden als einzig mögliche Ausprägungen von Nachbarschaft, noch als generell besonders wichtige Charakteristika. Stattdessen geben die gefundenen Nachbarschafts-Arten einen Einblick in mögliche Verständnis- und Handlungsformen, die sich in „normalen“ und „organisierten“ Wohnkontexten finden lassen. Es handelt sich um Idealtypen im Sinne Max Webers. Diese erläutern Kelle/Kluge wie folgt: „Ein Idealtypus steht [...] zwischen Empirie und Theorie, er bezieht sich auf reale empirische Phänomene, beschreibt sie aber nicht einfach, sondern übersteigert einige ihrer Merkmale, um zu einem Modell sozialer Wirklichkeit zu gelangen.“ (Kelle/Kluge 2010: 83)

⁴⁸ Die Entwicklung relevanter Kategorien war in der vorliegenden Arbeit durch die oben beschriebenen Schritte der einzelfallbezogenen und fallübergreifenden Analyse erfolgt.

Während des gesamten Analyseprozesses spielten neben dem Vergeben von Codes und der Entwicklung von Kategorien auch erläuternde bzw. ergänzende Hinweise oder Ideen in „Memos“ (Strauss/Corbin 1996: 169ff.; Kuckartz 2010: 133ff.) eine große Rolle. „Unter einem Memo versteht man die von den Forscherinnen und Forschern während des Analyseprozesses festgehaltenen Gedanken, Ideen, Vermutungen und Hypothesen. Es kann sich bei Memos sowohl um kurze Notizen handeln [...] als auch um reflektierte inhaltliche Vermerke, die wichtige Bausteine auf dem Weg zum Forschungsbericht darstellen können.“ (Kuckartz 2012: 55)

Zudem wurden immer wieder einzelne Interviewpassagen mit einer „Analysegruppe“ diskutiert, die sich im Frühjahr 2012 auf einem Workshop zur qualitativen Datenanalyse gebildet hatte, bis Sommer 2014 bestand und innerhalb dieser Zeit verschiedene Mitglieder hatte, die zwar zu unterschiedlichen Themenbereichen aber stets mit ähnlichem methodischen Vorgehen arbeiteten. Durch die Arbeit in der Analysegruppe wurde es ermöglicht, „die Analysen und abschließenden Interpretationen gemeinsam zu erarbeiten und sie somit über die ‚Triangulation‘ verschiedener subjektiver Perspektiven kollegial zu validieren und damit in entscheidender Weise auch eine reflexive theoretische Sensibilisierung zu fördern.“ (Kruse 2010: 176f.; vgl. auch Kruse 2015: 557ff.; Steinke 2003: 326).

8 Subjektive Konzepte von Nachbarschaft bei älteren Menschen - Ergebnisse qualitativer Interviews

Im Folgenden wird zuerst eine kurze Charakterisierung der befragten Personen wiedergegeben (8.1). Anschließend werden die Analyseergebnisse entlang der zentralen Fragestellungen dargestellt: Subjektive Nachbarschaftskonzepte der Befragten (8.2), innerhalb der Nachbarschaften stattfindende Interaktionen (Abschnitt 8.3) und schließlich Nachbarschaftshilfe (8.4). Insbesondere die Abschnitte 8.3 und 8.4 beinhalten eine Vielzahl unterschiedlicher Bestimmungs- und Einflussfaktoren des Phänomens Nachbarschaft bzw. Nachbarschaftshilfe bei den untersuchten „jungen Alten“. Diese werden in der später dargestellten Abgrenzung unterschiedlicher Nachbarschafts(hilfe)typen in einen Zusammenhang gebracht, in der aufgezeigt wird, welche typischen Muster sich in Bezug auf Nachbarschaftskonzepte, -interaktionen und -hilfe abzeichnen (siehe Abschnitt 9.2).

8.1 Kurzcharakterisierung der Befragten

Die befragten Personen sind zwischen 60 und 88 Jahre alt. Bei einigen liegen gesundheitliche Probleme und Einschränkungen vor, aber alle können als eher aktive und unabhängige Menschen bezeichnet werden, die in der Lage und willens sind, ihre Zeit durch vielfältige Aktivitäten auszufüllen. Sie gehören somit zu den „jungen Alten“, wie es in Abschnitt 5.1.1 beschrieben ist. So wurden die sieben „Städter“ über eine Einrichtung für ältere Menschen sowie eine selbstorganisierte Seniorengruppe kontaktiert, in denen die Befragten verschiedenen Freizeitaktivitäten nachgehen. Die Seniorengruppe engagiert sich darüber hinaus freiwillig, in dem sie z.B. Kaffeemittage für die Bewohner eines Altenheims mitgestaltet. Die Kontakte zu den „Siedlern“ kamen über ein Forschungsprojekt zustande, das sich mit der zukunftsfähigen Gestaltung der von diesen bewohnten Eigenheimsiedlungen und Fragen der Übertragbarkeit befasste. Es handelt sich bei diesen Befragten also um Personen, die in irgendeiner Form in der Siedlergemeinschaft organisiert sind, d.h. dem Verein, der in der Siedlung besteht. Bei den „Wohnprojektbewohnern“ schließlich handelt es sich um Personen, die alle innerhalb der letzten Jahre in eine völlig neue Wohnumgebung gezogen sind, unter anderem mit der Absicht, dort ein aktives, gemeinschaftliches Leben zu verbringen. Die folgende Tabelle beinhaltet eine Übersicht über die befragten Personen, die als Fallbeispiele für die vorliegende Arbeit dienen.

Städter	1	Herr G. (68 Jahre, ledig, keine Kinder) wohnt seit zwölf Jahren als Mieter in einem Haus, in dem über 30 Wohnparteien leben. Seine sozialen Kontakte können als „depriviert“ bezeichnet werden. Es sind keine von ihm positiv bewerteten Nachbarschaftsbeziehungen vorhanden. Kritik an der Situation und der Wunsch nach Veränderung der Wohnsituation herrschen vor.
	2	Frau L. (73 Jahre, verwitwet, keine Kinder) wohnt seit sechs Jahren zur Miete in ihrer Wohnung und ist dort sehr zufrieden. Im Haus wohnen sechs Parteien. Für die Befragte handelt es sich um die (subjektiv) ideale Nachbarschaft. Die Wahrnehmung der Wohnsituation ist durch ein Gefühl des Verwurzelenseins geprägt. Dennoch sind die Haus-Nachbarn von eher geringer Bedeutung, wichtiger sind Personen aus der weiteren Wohnumgebung, die sie regelmäßig in einer Einrichtung für Senioren im Stadtteil trifft.
	3	Herr R. (65 Jahre, mit Partnerin zusammenlebend, ein Kind) ist Eigentümer des Hauses, in dem er seit 33 Jahren mit mehreren Mietern wohnt. Er ist grundsätzlich zufrieden mit der Wohnsituation, aber er fühlt sich dort nicht zuhause. Für ihn haben Kontakte zu Nachbarn gegenwärtig eine geringe Bedeutung, er wünscht sich aber intensivere Nachbarschaftsbeziehungen unter Einhaltung gewisser Grenzen.
	4	Frau A. (67 Jahre, verwitwet, keine Kinder) wohnt seit 31 Jahren als Eigentümerin in einem Reihenhaus. Ihre Nachbarschaftsbeziehungen sind geprägt durch wenig intensive, eher pragmatische Kontakte und Nothilfe. Sie bezeichnet die Situation im Wohngebiet als „fast ein bisschen anonym“. Die ist hinsichtlich ihrer sozialen Kontakte stark außerhalb des Wohnumfelds orientiert.
	5	Frau E. (72 Jahre, verwitwet, ein Kind) wohnt seit 39 Jahren als Mieterin in ihrer Wohnung in einem Mehrfamilienhaus. Kontakte zu Nachbarn bestehen v. a. durch die Kommunikation über Regeln. Es herrscht Reziprozität in Bezug auf Nothilfe, ansonsten betont sie die Geringfügigkeit des Kontakts.
	6	Herr N. (74 Jahre, verheiratet, ein Kind) wohnt seit 34 Jahren als Eigentümer in einem Haus mit acht Wohnparteien. Er bezeichnet die Personen in der Nachbarschaft, zu denen er Kontakt hat, als „Gemeinschaft“ und „Bekanntenkreis“. Er hat dort vielfältige Kontakte und sucht auch aktiv Kontakte. Er stellt sich als Kümmerer dar, dem die Fürsorge für seine Nachbarn wichtig ist.
	7	Frau C. (76 Jahre, verwitwet, drei Kinder) wohnt seit 47 Jahren als Mieterin in einem Haus mit sechs Parteien. Sie pflegt unpersönliche, aber aus ihrer Sicht gute Nachbarschaftsbeziehungen. Distanz zu Nachbarn wird von ihr positiv bewertet. „Vorbildlichkeit“ und die Einhaltung von Regeln sind für sie zentral.

Siedler	1	Frau und Herr B. (sie Ende 60, er Anfang 70, verheiratet, zwei Kinder) wohnen seit 46 Jahren als Eigentümer in der Siedlung. Sie gehören zu den „Erstsiedlern“, die ihr Haus in Eigenleistung erbaut haben. Sie haben enge Kontakte zu einigen gleichaltrigen Nachbarn aufgrund der gemeinsamen Geschichte und der räumlichen Nähe. Im Vordergrund steht die Erwartung an die „Neubewohner“, dass diese sich integrieren. Der Siedlerverein veranstaltet einmal im Jahr ein Sommerfest. Dies wird von einigen Bewohnern gemeinsam vorbereitet. Zudem wird immer wieder versucht, gemeinsame Ausflüge zu organisieren, was aber länger nicht mehr stattgefunden hat. Die gemeinsamen Aktivitäten scheinen stark zurückzugehen.
	2	Frau S. und Herr H. (sie 77 Jahre, Tochter von „Erstsiedlern“, Wohndauer 41 Jahre, ein Kind; er 66 Jahre alt, Wohndauer 14 Jahre, zwei Kinder) leben als Paar zusammen. Sie ist Eigentümerin des Hauses. Die beiden haben sporadische Kontakte zu Haus-Nachbarn und intensive Kontakte zu einigen gleichaltrigen Bewohnern der Siedlung, mit denen sie gemeinsam Freizeitaktivitäten ausüben. Im Vordergrund steht die Abgrenzung von jüngeren und älteren Bewohnern. Über den Siedlerverein werden jedes Jahr ein Sommerfest und einer Weihnachtsfeier sowie gemeinsame Ausflüge organisiert. Einmal im Monat finden ein Hausfrauennachmittag und ein Frühschoppen statt.
	3	Frau und Herr B. (sie Ende 80, er Anfang 80, verheiratet, ein Kind) leben seit 42 Jahren als Eigentümer in der Siedlung. Sie gehören zu den „Erstsiedlern“, die ihr Haus in Eigenleistung erbaut haben. Sie betrachten ihre Nachbarn als „Familie“. Der bestehende Zusammenhalt unter den Bewohnern hat eine große Bedeutung für sie, wobei sie eine starke Unterscheidung zwischen „alten“ und „jungen“ Bewohnern treffen. Es finden mehrere Feiern (Sommerfest, Herbstfest, Weihnachtsfeier) und eine Vielfalt von Aktivitäten (z.B. Theatergruppe, Gymnastikgruppe) statt, die über den Siedlerverein organisiert werden.
	4	Frau und Herr K. (beide Mitte 60, verheiratet, zwei Kinder) wohnen seit 23 Jahren in der Siedlung. Sie gehören zu den „Neubewohnern“, d.h. sie sind Zugezogen, haben ihr Haus nicht selbst gebaut. Sie pflegen ausschließlich Grußkontakte zu ihren Haus-Nachbarn. Intensivere Kontakte zu Bewohnern der Siedlung bestehen nur über Vereinsaktivitäten (Theatergruppe). Distanzhaltung hat für sie eine zentrale Bedeutung. Vorherrschend im Interview ist der Vorwurf insbesondere an jüngere Bewohner, dass sie an Kontakten und dem Erhalt des Siedlervereins nicht interessiert seien. Über den Verein besteht die Theatergruppe, die aber nur noch wenige Mitglieder hat. Sonst scheint es keine gemeinsamen Aktivitäten (mehr) zu geben. Bis vor kurzem gab es eine gemeinsame Fastnachts-Feier und einen Turnkurs.

Wohnprojektbewohner	1	Frau G. (73 Jahre, verheiratet, zwei Kinder) wohnt seit einem Jahr (seit Beginn) als Mieterin in einem Wohnprojekt, in dem 23 Parteien leben. Sie lebt allein in ihrer Wohnung. Sie ist Vorsitzende des Bewohnervereins. Bei ihr herrscht Enttäuschung über die (noch) fehlende „Enge“ des Kontaktes zwischen den Bewohnern vor. Es finden zahlreiche gemeinsame Feiern und andere Aktivitäten statt, die auf unterschiedliche Resonanz bei den Bewohnern stoßen.
	2	Frau Z. (60 Jahre, ledig, keine Kinder) wohnt seit einem Jahr als Mieterin in einem Wohnprojekt, das seit 9 Jahren besteht und in dem 55 Parteien leben. Sie ist seit 15 Jahren Erwerbsunfähigkeitsrentnerin. Sie ist sehr enttäuscht über die geringen Kontakte zwischen den Bewohnern, die sich auch trotz ihrer großen individuellen Bemühungen nicht verändern. Einmal im Monat findet ein Kaffee-Nachmittag für die Bewohner statt sowie ein abendlicher Stammtisch. Darüber hinaus bietet sie selbst einen Singkreis an, an dem bis zu sechs Personen teilnehmen.
	3	Frau K. (73 Jahre, geschieden, zwei Kinder) wohnt seit sieben Jahren (seit Beginn) als Mieterin in einem Wohnprojekt, in dem elf Parteien leben. Vorherrschend ist ihre große Begeisterung für das Zusammenleben vor Ort und insbesondere die kleinen Kinder einiger Bewohner. Es finden vielfältige gemeinsame Aktivitäten (z.B. Basteln, Kaffeetrinken, Gesellschaftsspiele spielen) und Feierlichkeiten statt, an denen eine große Zahl der Bewohner teilnimmt.
	4	Herr T. (74 Jahre, mit Partnerin zusammenlebend, zwei Kinder) lebt seit vier Jahren (seit Beginn) in einem Wohnprojekt, in dem 37 Parteien leben und das die Rechtsform der Genossenschaft hat. Er ist sehr begeistert vom Zusammenleben vor Ort. Für ihn sind die bestehenden formalen Strukturen (z.B. Versammlungen und andere Zusammentreffen) von großer Bedeutung. Die Bandbreite der gemeinsamen Aktivitäten ist sehr groß. Neben thematischen Gruppen (z.B. Yoga, Meditation, Schach, Französisch) finden mehrere gemeinsame Feiern statt sowie ein alljährliches „Putzfest“, bei dem die Gemeinschaftsbereiche gemeinsam grundgereinigt werden.

8.2 Subjektive Konzepte von Nachbarschaft

Im Fokus der Untersuchung dieser Arbeit stand unter anderem die Frage, was die befragten älteren Menschen unter Nachbarschaft verstehen und welche Arten von Beziehungen darunter gefasst werden. Dabei wurde angenommen, dass sich die Wahrnehmungen und subjektiven Deutungen von Nachbarschaft unterscheiden, dass verschiedene Kriterien angelegt und unterschiedlich gewichtet werden. Im Folgenden werden die zentralen Aspekte der subjektiven Nachbarschaftskonzepte der Befragten dargestellt. Hier werden Ebenen von Nachbarschaft (8.2.1), die Vielfältigkeit nachbarschaftlicher Beziehungen (8.2.2) sowie die Abgrenzung von Nachbarschaft zu Verwandtschaft und Freundschaft dargestellt (8.2.3). Es geht in diesem Abschnitt nicht um eine genauere Darstellung der Beziehungen (diese erfolgt in Abschnitt 8.3), sondern das Ziel ist es zunächst, einen Einblick in das generelle Verständnis von Nachbarschaft bei den Befragten zu geben.

Gefragt danach, was für sie ein Nachbar sei, fällt es den meisten Befragten zunächst schwer, eine spontane Antwort zu geben. Dies zeigt sich daran, dass sie die Frage zunächst wiederholen und sich so ein wenig Zeit verschaffen, um darüber nachzudenken. So alltäglich die Existenz von Nachbarn auch sein mag, die Überlegung, was einen Nachbarn ausmacht erscheint gar nicht so einfach zu sein.

8.2.1 Die Ebenen von Nachbarschaft

Aus den Aussagen der Befragten in den Interviews hinsichtlich ihres subjektiven Verständnisses von Nachbarschaft lassen sich vier Ebenen voneinander abgrenzen, die stark miteinander verwoben sind und häufig parallel auftreten. Dies sind die Ebene

- der Funktionalität,
- der Emotionalität,
- der „Rahmung“,
- und die fiktive Ebene.

Für die Befragten liegen zumeist mehrere oder sogar alle dieser Ebenen und entsprechende damit einhergehend Beziehungen zu verschiedenen Personen in ihrer Wohnumgebung vor.

Wie sich in Abschnitt 9.2 zeigen wird, steht bei den Nachbarschafts(hilfe)typen, die auf Grundlage der Ergebnisse dieser Studie abgegrenzt wurden, jedoch jeweils deutlich eine der Verständnisebenen im Vordergrund.

8.2.1.1 Ebene der Funktionalität

Die meisten Definitionen, die die Befragten hinsichtlich der Frage nach dem Verständnis von „Nachbar“ geben, beziehen sich in erster Linie auf den Aspekt der Hilfe oder einen anderen funktionalen Aspekt. Gegenseitige Hilfe in Notfällen oder die Bereitschaft dazu erscheint als definierendes Kriterium von Nachbarschaft. Auf die Nothilfefunktion von Nachbarschaft weist bereits Weber hin: „Nachbarschaft bedeutet praktisch zumal bei unentwickelter Verkehrstechnik, Aufeinanderangewiesensein in der Not. Der Nachbar ist der *typische Nothelfer*, und ‚Nachbarschaft‘ daher Trägerin der ‚Brüderlichkeit‘ in einem freilich durchaus nüchternen und *unpathetischen*, vorwiegend *wirtschaftsethischen* Sinne des Wortes.“ (Weber 1922: 198; Hervorhebungen P.G.) Nach Blau (2005: 125) liegt hier eine extrinsische Motivation für die soziale Interaktion vor. Das „Solidarverhalten“ (Klages 1968 [1958]) steht im Vordergrund.

Diese Funktionalität nachbarschaftlicher Beziehungen steht in vielen Interviews klar im Vordergrund: Nachbarschaft wird als vernünftige, nützliche oder gar unverzichtbar wichtige Beziehung bezeichnet. Hier geht es um Problemlösung, Sicherheitempfinden, finanzielle Vorteile (z.B. durch die gemeinsame Bestellung von Heizöl mehrerer Hauseigentümer) und gegenseitige Unterstützung. Besonders deutlich in dieser Hinsicht äußert sich Frau B., die die Bedeutung von Nachbarn über die von Verwandten stellt, wenn diese nicht in unmittelbarer Nähe leben:

„Der Nachbar ist wichtiger, ein guter Nachbar ist wichtiger wie die beste Verwandtschaft, die weit weg ist. Den Nachbarn braucht man. Jeder eine braucht den Nachbarn. Und wer da sagt, dass das nicht stimmt, der lügt.“ (Frau B., Siedler 3)

Die meisten Befragten sehen diesen Aspekt jedoch abgeschwächt. Der Nachbar ist vor allem Helfer „im Falle eines Falles“ oder „wenn man in Not ist“. Dies entspricht den von Mann

(1954) beschriebenen „latenten Nachbarschaftsbeziehungen“, die nur in Notfällen konkrete Handlungen beinhalten.

Die Gegenseitigkeit der Hilfsbereitschaft ist zentral. Es handelt sich aber nicht um regelmäßige, erwartbare Leistungen, sondern um unvorhergesehene, spontane und zumeist einmalige Unterstützung. Auffällig ist bei allen Aussagen der Interviewten, die sich hierauf beziehen, dass nicht genauer spezifiziert wird, um welche konkreten Hilfeleistungen es sich handeln kann. Dies verstärkt die Annahme, dass es sich eher um eine hypothetische Hilfsbereitschaft handelt, die – wenn überhaupt – nur selten abgefragt wird. Die Hilfsbereitschaft stellt eine soziale Norm dar. Diese Ebene von Nachbarschaft ähnelt der von Atteslander (1960) beschriebenen „normativen“ Ausprägung von Nachbarschaft, in der Gefühle gegenseitiger, durch Normen vorgegebener, Verpflichtung vorherrschend sind.

„Tja, was ist für mich ein Nachbar? Der, ich sag mal, der im Falle eines Falles mir hilft und wo ich auch bereit bin, dem zu helfen im Rahmen meiner Möglichkeit. Und das man, ja gut, das man sich gegenseitig hilft, wenn es nötig ist.“ (Frau C., Städter 7)

„Nachbar? Was ist ein Nachbar? Ein Nachbar ist ein Mensch, den man auch mal ansprechen kann, wenn man Hilfe braucht oder die mich ansprechen können, wenn sie Hilfe brauchen.“ (Herr N., Städter 6)

„Dass man sich gegenseitig hilft, wenn man in Not ist. Nicht nur in Not, dass man auch zusammen was unternimmt⁴⁹, dass man sich abspricht. [...] Wenn man in Not ist, weiß man genau, ich kann den Nachbar rufen, ich kann mich drauf verlassen [, dass er] hilft, und umgekehrt genauso. Man springt sofort ein.“ (Frau A., Städter 4)

„Wie soll ich das sagen, also ich denke, wenn was wäre könnte man eigentlich bei jedem klingeln und sagen, kannst du mir mal helfen. Also ich denke das kann man überall hier.“ (Frau S., Siedler 2)

In eine andere, aber ebenso als funktional zu charakterisierende Richtung geht die Bezeichnung von Nachbarn als Handlungs- und Kommunikationspartner. Hier liegt nach der Definition von Blau (2005: 125) eine intrinsische Motivation zugrunde, die auf Geselligkeit abzielt. Auch hierin ist eine soziale Norm zu sehen. Ein Nachbar ist derjenige, mit dem man in Kon-

⁴⁹ Der Ausdruck „zusammen etwas unternehmen“ ist hier im Sinne der gemeinsamen Reaktion auf eine Situation gemeint, in der z.B. ein Handwerker benötigt wird und so durch Absprache unter den Nachbarn Kosten gespart werden können – nicht im Sinne von gemeinsamen Freizeitaktivitäten.

takt steht und sich zumindest kurz unterhält „wenn man sich sieht“, d.h. bei zufälligen Begegnungen. Die Intensität des Kontakts kann dabei sehr unterschiedlich sein und z.B. gemeinsames Feiern oder gelegentliches Kaffeetrinken mit einzelnen ausgewählten Personen beinhalten, oder aber auch auf der Ebene des gegenseitigen Grüßens verbleiben. Die Beziehungen können somit im Sinne Granovetters (1973) sowohl schwach (Beschränkung auf Gelegenheitskontakte) als auch stark (mit höherem Zeitaufwand und Verbundenheit) ausgeprägt sein.

„Unterhaltung, also dass man mal, wenn man sich sieht, ein Gespräch miteinander führt, auch wenn es nur kurz ist.“ (Herr K., Siedler 4)

Häufig werden die beiden genannten funktionalen Aspekte – gegenseitigen Hilfe und Kommunikation – kombiniert genannt, wie etwa im Falle von Frau E.:

„Ja, was ist für mich ein Nachbar? Das ist eigentlich, so wie ich das jetzt ermessen kann, das sind Menschen, mit denen ich gerne einen angenehmen Kontakt habe, freundlich, und dass man, wenn Not am Mann ist, sich gegenseitig auch behilflich sein kann.“ (Frau E., Städter 5)

Ebenso nimmt Frau K. auf beide Aspekte Bezug:

„Ein Nachbar? Wenn man das so sagen soll. Ja, ist halt eben, dass ich mit meinem Nachbar reden kann und dass man sich gegenseitig hilft. In welchen Formen auch immer. Und ja, wie hier im Haus ja Gott sei Dank zum allerallergrößten Teil gelebt wird. Dass der Nachbar mich ansprechen kann und es auch tut und ich ebenso. [...] Auch Gedankenaustausch. Ja, dass man sich unterhält.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

Frau G.s Ausführungen weisen ebenfalls beide Komponenten auf. Sie weist zudem auf die Schwierigkeit der Entstehung von Beziehungen hin, innerhalb derer gemeinsame Aktivitäten stattfinden können. Dazu sei „Überwindung“ nötig:

„[...] man muss sich ein bisschen überwinden, um auf jemand zuzugehen, zu gucken, können wir zusammen feiern, können wir zusammen im Garten sitzen, können wir was machen? Das ist schon manchmal schwierig, aber machbar. Und selbstverständlich Helfen, Päckchen annehmen, machen wir ja dauernd, einkaufen gehen, wenn einer nicht laufen kann, das biete ich ja auch an, du ich hab ein Auto, du musst doch nicht deine Kartoffeln schleppen, sag mir doch Bescheid. Gucken, wo es fehlt, so etwas, das wär für mich Nachbarschaft.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

Insgesamt lässt sich hier bereits erkennen, dass das funktionale Moment von Nachbarschaft, obwohl es einen hohen Stellenwert in der Wahrnehmung der Befragten hat, im Alltag nur selten tatsächlich zum Tragen kommt. Es handelt sich eher um seltene bis gelegentliche

Ausnahmefälle, die nicht geplant werden und auch meist auch der Planbarkeit entziehen (vgl. dazu Hillebrand 2009).

8.2.1.2 Ebene der Emotionalität

Emotionen scheinen bei Nachbarschaftsbeziehungen meist eher im Hintergrund zu stehen, stattdessen sind Abgrenzung voneinander und Sicherung der eigenen Privatsphäre vorherrschend (vgl. z.B. Seibt 2009: 75). Rohr-Zänker/Müller (1998: 17) verweisen darauf, dass „nur mit einzelnen ausgewählten Personen [...] intensive Beziehungen“ entstehen. Doch innigere und persönlich orientierte Formen von Nachbarschaft werden immer wieder in der Literatur genannt und bilden so einen festen Bestandteil dessen, was Nachbarschaftsbeziehungen sein können. So spricht Atteslander (1960) von der „emotiven Nachbarschaft“, die durch Gemeinsamkeiten der sozialen Schicht der Personen und freiwillige Interaktionen geprägt ist. Klages (1968 [1958]) beschreibt ein „individuelles Nachbarschaftsverhalten“, das mit sozialer Nähe zueinander einhergeht und bis hin zu Freundschaften gehen kann. Und auch Mann (1954) beschreibt mit den „manifesten Nachbarschaftsbeziehungen“ solche Beziehungen, die durch Besuche und gemeinsame Freizeitaktivitäten geprägt sind und damit eine höhere emotionale Orientierung aufweisen können sollten. Schließlich identifiziert Blokland (2003) in Anlehnung an Webers Typen des sozialen Handelns als eine Dimension nachbarschaftlicher Beziehungen affektuelle, d.h. gefühlsbezogene Verbindungen („bonds“), die mit gegenseitigem Vertrauen und einem starken Zusammengehörigkeitsgefühl einhergehen.

Viele der im Rahmen der vorliegenden Studie Befragten äußern allerdings, dass Sympathie oder Freundschaft innerhalb von Nachbarschaften nicht notwendig oder von ihnen nicht gewünscht sind. Dennoch nehmen einige der Befragten auf emotionale Gesichtspunkte Bezug. In erster Linie geht es hierbei um ein niedriges Niveau von Emotionalität, um Höflichkeit sowie die Abwesenheit negativer Eindrücke, die Emotionen wie Ärger, Furcht oder Aversion hervorrufen könnten. Beispielhaft hierfür kann die Aussage von Frau S. stehen (in der zunächst auch die Ebene der Funktionalität genannt wird):

„Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit und keine Streitereien, finde ich ist schon eine gute Nachbarschaft, wenn das so ist. Und kein Lärm, sagen wir mal, was heißt Lärm, wenn inner-

halb dem Haus von dem Nachbarn Streitereien sind, das möchte ich auch nicht, aber das kann man hier auch nicht sagen.“ (Frau S., Siedler 2)

Auch Frau C.s Aussage nimmt darauf Bezug.

„Es gibt mal vor allen Dingen keine negativem Berührungspunkte, die ja sehr wichtig sind. Dass man jetzt denkt, wenn einer durchs Haus geht, und man geht dann zurück und will mit dem nicht zusammentreffen.[...] Für mich ist wichtig, dass es keinen Unfrieden gibt.“ (Frau C., Städter 7)

In einigen Fällen erscheinen die Aussagen der Befragten jedoch höhere Emotionalität einzuschließen. Freude, Zuneigung oder andere positive Gefühle werden durch einzelne oder auch alle Nachbarn hervorgerufen:

„Das ist ein sehr beruhigendes Gefühl. Jemanden zu haben, der für dich da ist. Das ist ein Nachbar.“ (Herr D., Siedler 1)

Frau K. bezieht sich bei der Beurteilung ihrer Nachbarschaftsbeziehungen vor allem auf den Kontakt zu den im Haus lebenden Kindern von ihren Nachbarn. Für sie waren die Kinder ein wesentlicher Grund, warum sie sich für das Leben im Wohnprojekt entschieden hat:

„Wegen der Kinder bin ich besonders, hat mich gezogen hier hinzuziehen, denn ich habe keine Enkelkinder. [...] Und die eine, die E., die eine Kleine, die ist jetzt fünf geworden, ja da ist Gang und Gäbe, klopft es an mein Küchenfenster und dann heißt es: A. [Vorname der Befragten]. Und dann kriege ich neue Schuhe oder was auch immer gezeigt. Und der kleine L., der wird jetzt 18 Monate, ja der steht dann auch schon da und schreit: A., A. [Vorname der Befragten]. Und das tut mir sehr gut. Das tut mir sehr gut.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

Insbesondere das Leisten oder der Erhalt von Nachbarschaftshilfe kann mit stärkeren positiven Emotionen einhergehen:

„Hilfe zu bekommen und Hilfe zu geben ist ja auch was, was einen innerlich befriedigt.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

Einige Befragte hegen den Wunsch nach einer intensiveren emotionalen Verbundenheit. So ergänzt Frau G. ihre Definition von Nachbarschaft mit folgender Aussage, die ihre Sehnsucht und Hoffnung auf enge Beziehungen zum Ausdruck bringt:

„Auch dass man mal zusammen, wenn man traurig ist, dass man auch mal sich ausweinen kann oder dass man mal zusammen Kaffee trinken kann, mal ein Glas Wein: ‚Du ich muss mal mit jemand reden, mir fällt die Decke auf den Kopf‘, oder so. Aber das muss sich entwickeln, das kann man nicht hauruck machen.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

Geselligkeit ist ein zentrales (funktionales) Motiv, wenn Kontakte mit Nachbarn eingegangen werden. Hiermit sind aber auch emotionale Aspekte verbunden. Der Wunsch geht dahin, dass gemeinsame Aktivitäten stattfinden, um dadurch Einsamkeit zu vermeiden und sozialen „Anschluss“ zu finden.

„Das ist unheimlich schön, wenn man nach Hause kommt und denkt nicht: ‚Jetzt warst du mit jemandem zusammen und jetzt ist wieder die Einsamkeit da‘. Die Einsamkeit entsteht hier nicht. Das passiert nicht und das ist ja auch gut.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

„Das ist insofern wichtig, weil man ohne Kontakte ja unwahrscheinlich vereinsamen würde.“ (Herr N., Städter 6)

„Wir haben uns jetzt vor ein paar Jahren der Theatergruppe angeschlossen. Vorher [...] hatten wir hier so gut wie keine Bekannten gehabt. Weil durch die Arbeit war keine Zeit dafür. Und seit dem wir jetzt in der Theatergruppe sind, da haben wir jetzt halt mehr Anschluss.“ (Frau K., Siedler 4)

Über den bloßen Wunsch nach Geselligkeit hinaus geht auch die Absicht, eine Gemeinschaft mit engem Zusammenhalt mit Nachbarn zu bilden. Der Unterschied liegt zum einen darin, dass es hier um eine viel intensivere, dauerhafte und mehrere Ebenen übergreifende Bindung geht, zum anderen, dass dieses Ziel alle Bewohner eines bestimmten Umkreises einschließt, nicht nur einzelne Personen. Somit ist das Motiv des Zusammenhalts ein viel weitergreifender Anspruch, der dadurch auf schwieriger zu realisieren ist und damit häufiger hypothetisch bleibt.

„Ich wünschte mir mehr Nähe zu den Leuten hier im Haus, egal wie. Einladungen, Kaffee-Stündchen, einfach mal auch morgens sagen, du, mir fällt die Decke auf den Kopf, ich habe heute Abend mal frei, trinken wir mal ein Glas Wein miteinander oder so.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

Ein weiterer emotionaler Aspekt ist, dass die Kontaktaufnahme zur Einleitung von näherem Kontakt und gemeinsamen Aktivitäten „Mut“ und „Überwindung“ erfordern. Frau E. berichtet etwa, dass sie sich bei einem Umzug in eine neue Wohnumgebung schwer tun würde, mit Nachbarn Kontakt aufzunehmen, aus Unsicherheit über deren Reaktion:

„Wenn man dann allein ist, ich glaub ich würd mich sehr schwer tun erst mal. Obwohl ich kontaktfreudig bin. Aber man weiß ja nicht, wie die Leute reagieren, ob man gleich auf sie zugehen kann und sie begrüßen: ‚Ich bin die Neue.‘ und jeder mag das vielleicht auch gar nicht.“ (Frau E., Städter 5)

Im Umkehrschluss spielt also eine Form von Angst eine Rolle. Die Offenbarung eigener Bedürfnisse und des Wunsches nach deren Erfüllung durch den Nachbarn ist mit Unsicherheit verbunden, da Unklarheit darüber besteht, wie der Nachbar reagieren wird, ob er sich gestört fühlt und ob er bereit ist, dem Wunsch zu entsprechen oder die Erwartungen enttäuschen wird.

Und auch bei Frau Z. (Wohnprojekt 2) taucht dieser Aspekt auf, wenn sie etwa sagt, dass sie sich „nicht getraut“ Hilfeangebote anzunehmen. Auch für sie hat das Eingehen von Nachbarschaftskontakt und insbesondere das Fragen um Hilfe (auch bei einfachen Leistungen wie Ausleihen) etwas mit „Mut“ zu tun.

Auffällig ist, dass sich unter den Befragten, die in ihrer Definition dessen, was ein Nachbar ist, auf emotionale Komponenten eingehen, kaum Personen aus den „nichtorganisierten“, städtischen Nachbarschaften befinden. Dies legt die Vermutung nahe, dass Emotionen gegenüber Nachbarn (sowohl positive als auch negative) und die Struktur des Zusammenlebens zusammenhängen könnten. Möglicherweise schafft die formale Organisation der Nachbarschaft vermehrt Berührungspunkte, die Chancen für gegenseitige Sympathie oder Antipathie bieten.

8.2.1.3 Ebene der „Rahmung“

Nachbarn werden vielfach als eine Art Rahmen des Wohnens betrachtet. Sie werden als „Tatsache“, „Faktum“ oder auch „bekannte Gesichter“ bezeichnet. Es handelt sich ganz einfach um Personen, die im Umfeld leben. Die Existenz von Nachbarn ist auf dieser Ebene eine Gegebenheit, mit der man konfrontiert ist, ohne sie selbst beeinflussen zu können. Es finden keine oder kaum Interaktionen mit diesen Personen statt. Somit handelt es sich – in den Worten Viereckes (1972) – entweder um „potenzielle Nachbarn“, d.h. es besteht persönliche Unkenntnis der einzelnen Personen, oder „Nachbarn der faktischen Nähe“, die zwar bekannt sind, aber mit denen es keinen Austausch gibt. Wie die unten stehenden Zitate zeigen, ist diese Ebene auch in den organisierten Nachbarschaften in der Sichtweise auf Nachbarschaft vorhanden. Auch für Siedler und Wohnprojektbewohner sind also Nachbarn nicht immer von größerer Bedeutung. Blokland (2003) beschreibt diese Dimension nachbarschaftlicher Bezie-

hungen als „abstrakte Wechselverhältnisse“, die keine persönlichen Interaktionen beinhalten, aber in ihren Auswirkungen dennoch das eigene Leben beeinflussen können.

„Nachbarschaft ist eine Nähe, die sich ergeben hat, die man nicht selbst hergestellt hat. [...] Man hat sich das ja nicht ausgesucht, es hat sich ja ergeben.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

„Man wohnt hier, hat hier sein Wohneigentum und das war es dann schon.“ (Herr K., Siedler 4)

Dennoch kann auch dies eine positive Seite haben. Herr R. macht deutlich, dass die Bewohner des Hauses für ihn wichtig sind, da sie ihm durch die bloße Anwesenheit das Gefühl vermitteln, nicht allein zu sein. Intensive Kontakte sind für ihn dazu nicht notwendig und auch nicht erwünscht:

„Mir ist es auch lieber, dass man mit den Leuten, mit denen man unter einem Dach wohnt nicht nur anonym nebeneinander wohnt, sondern dass man eben auch zu erkennen gibt oder dargebracht bekommt: ‚Ich interessier mich ein Stück weg für dich.‘ Aber bitte alles unter Vorbehalt, wir müssen jetzt nicht jetzt direkt die dicksten Freunde werden. Aber einfach dieses Gefühl, da ist etwas drumherum und im Zweifelsfalle renn ich nicht nur alleine durchs Treppenhaus.“ (Herr R., Städter 3)

Zu dieser Ebene zu zählen ist auch die Wahrnehmung von Nachbarn über explizite und implizite Regeln des Zusammenlebens, etwa hinsichtlich Reinigung oder Müllentsorgung, die mitunter die einzigen Berührungspunkte mit Personen aus der Wohnumgebung sind.

8.2.1.4 Fiktive Ebene

Ein weiterer Aspekt ist eine fiktive Ebene. Diese umfasst zum einen ein Wunschdenken, wie Nachbarschaftsbeziehungen sein sollten, jedoch bei diesen Befragten nicht gegeben sind. Zum anderen sind damit eine Gesellschaftskritik und eine Art von Kulturpessimismus verbunden. Nachbarschaft ist nicht nur „gelebte Realität“ sondern ebenso ein „Anspruch“, wie Rohr-Zänker/Müller (1998: 14) es ausdrücken.

Herr G. wünscht sich Gegenseitigkeit, Toleranz und Höflichkeit, die in seiner Nachbarschaft nicht gegeben sind. Er berichtet aus seinem Wohnhaus:

„Man muss sich nicht mögen. Aber ich mein, zumindest als Mensch muss man sich tolerieren. [...] Man soll mehr oder weniger, wenn man sich sieht, auch grüßen. Aber sonst, man muss sich nicht umarmen und liebhaben braucht man sich nicht, aber man kann sich ja grüßen mit-

einander, oder? Das ist da Wenigste, was man machen kann. [...] Wenn ein Jüngerer kommt, der kann doch mal für nen Älteren die Tür kurz offenhalten. Wird nicht gemacht: Hat ja selber Arme, der kann selber die Tür aufmachen.“ (Herr G., Städter 1)

Auch Herr R. beschreibt einen hypothetischen Idealzustand. Dieser beinhaltet eine idyllische Vorstellung einer intensiveren emotionalen Bindung:

„Sagen wir mal, für mich wär ein Nachbar derjenige mit dem ich mich üben Gartenzaun hinweg unterhalte und wo wir dann irgendwann mal feststellen, wir haben gemeinsame Interessen, und dann verplauschen wir uns und irgendwann ruft dann die Frau und wir zwei sitzen dann, er auf seiner Seite von der Hecke und ich auf diese Seite, jeder mit ner Flasche Bier oder ner Flasche Apfelsaft und sind immer noch am schwätzen über Hinz und Kunz und alles erdenklich mögliche und haben gar nicht mitgekriegt, wo unsere Zeit geblieben ist. Und man freut sich dann beim nächsten Mal, wenn man denjenigen wieder sieht. Also das ist so für mich Nachbar.“ (Herr R., Städter 3)

Er erklärt später, warum aus seiner Sicht seine Vorstellungen von Nachbarschaft nicht realisierbar sind:

„Es versuchen viel zu viele Leute ohne Regeln und ohne Rücksichtnahme auf andere ihr Ding durchzusetzen. Mit den Ellenbogen, der Stärkere siegt. [...] Warum soll ich denn meinen Lebensstil meinem Nachbarn aufoktroieren? Ich führ mein Leben und der führt sein Leben und da wo wir uns ich sag mal in Anführungszeichen in die Quere kommen, da nehmen wir uns beide ein Stück zurück und lassen jedem seinen Freiraum. Also so stelle ich mir das idealerweise vor, Nachbarschaft.“ (Herr R., Städter 3)

In der folgenden Tabelle sind die vier Ebenen von Nachbarschaft dargestellt.

Tabelle 1: Ebenen von Nachbarschaft

Ebene	Inhalt
Ebene der Funktionalität	(Not-)Hilfe, Sicherheitsinstanz; Handlungs-/ Kommunikationspartner
Ebene der Emotionalität	Abwesenheit negativer Eindrücke, Zuneigung, Glücksempfinden, Mut
Ebene der „Rahmung“	„Faktum“, „bekannte Gesichter“, Regeln
Fiktive Ebene	hypothetische Vorstellungen, Utopie

8.2.2 Vielfältigkeit von Nachbarschaft: „Den Nachbarn“ gibt es nicht

Im vorliegenden Abschnitt wird darauf eingegangen, wie unterschiedlich die Befragten Nachbarschaft darstellen im Hinblick auf die Frage, was für sie ein Nachbar sei – welche Abgrenzungen also innerhalb der subjektiven Konzepte vorliegen. Die einzelnen Aspekte der daraus resultierenden Beziehungen zu Nachbarn werden dann in Abschnitt 8.3.1 beschrieben.

In den Interviews wird immer wieder deutlich, dass Nachbarschaft im Sinne des Gefüges sozialer Beziehungen im Wohnumfeld als ein sehr vielfältiges Gebilde wahrgenommen wird. Es existieren diverse unterschiedliche Beziehungen nebeneinander. Somit kann eine Person mehrere Bilder oder Konzepte im Kopf haben, wenn es um den „typischen Nachbarn“ geht. Herr G. etwa drückt es so aus:

„Nachbar ist auch nicht gleich wieder Nachbar. Also es gibt natürlich auch, wo man nen dicken Hals kriegt, wenn man den schon nur sieht. Das gibt's natürlich auch. [...] Manchen ist man ja nicht so sympathisch. Also, das kann man jetzt nicht so wiedergeben. Merkt man selber. Wie ne Abscheu dann dafür oder so. (Herr G., Städter 1)

Er bezieht sich mit dieser Aussage auf die Existenz von Personen in seinem Wohnhaus, die ihm unsympathisch sind.

Für Frau und Herrn D. gibt es eine Abstufung in der Bedeutung der Nachbarn. Es werden klare Unterschiede gemacht bei den Beziehungen zu bzw. Beschreibungen Personen in der Nachbarschaft. Sie sprechen von ihren „liebsten“ oder „besten“ Nachbarn, zu denen besondere, intensivere Beziehungen bestehen (sie beziehen sich hier auf ein bestimmtes Ehepaar). Dies spielt eine Rolle insbesondere in Bezug auf gegenseitige Hilfe und gemeinsames Feiern:

„Also einer guten Nachbarin würde ich das [Hilfe bei Pflegebedürftigkeit] schon machen, hier meiner liebsten Nachbarin würde ich das schon machen.“ (Frau D., Siedler 1)

„Je nach dem welche Hilfe ich brauche suche ich mir die, von denen ich glaube, dass sie am geeignetsten sind, diese Hilfe auch zu gewähren. In aller Regel sind es aber die Nachbarn, die unmittelbaren Nachbarn, mit denen ich besonders guten Kontakt habe. In dem Falle sind es die L.s hier, das sind unsere Leib- und Magen-Nachbarn.“ (Herr D., Siedler 1)

„Bei runden Geburtstagen wird ein Saal gemietet und da wird natürlich schon gefragt, wen laden wir jetzt ein. Und das ist natürlich mal neben der ganzen Verwandtschaft, was ja auch nicht ohne ist, sind es halt die besten Freunde und die besten Nachbarn.“ (Herr D., Siedler 1)

Generell wird vor allem bei den Siedlern deutlich, dass in deren Wahrnehmung unter den Nachbarn verschiedene „Gruppen“ existieren, die sich vor allem durch ihre Wohndauer in der Siedlung und damit auch das Lebensalter unterscheiden. Dabei ist auch die gemeinsame Bauphase von Bedeutung, die zu einem intensiven Zusammenhalt unter den „Erstbewohnern“ beigetragen hat:

„I: Sie haben das Haus hier auch selbst neu gebaut? FRAU B.: Die Männer, hier ja alle, dadurch ist auch der Zusammenhalt so eng. Weil ja die Männer hier alle gemeinsam, jeder nach seinem mit den Händen schaffen, wer es nicht konnte, der hat es gelernt.“ (Frau B., Siedler 3)

„Es ist ein Zusammengehörigkeitsgefühl dazu, dass man zusammen in der Baugrube gestanden hat, das verbindet. Man erzählt sich heute noch die Geschichten, die da mal passiert sind.“ (Herr D., Siedler 1)

Allerdings sind auch diese Beziehungen einem Wandel unterworfen:

„Die Bindungen, die ganz am Anfang da waren, als wir noch zusammen hier geschuftet haben, die haben so langsam nachgelassen.“ (Herr D., Siedler 1)

Daran wird auch deutlich, dass Nachbarschaft eine Abfolge von verschiedenen Zuständen über die Zeit ist. Sie ist nicht statisch, sondern entwickelt sich stetig fort, selbst wenn keine Personenwechsel stattfinden.

Unterschiede gibt es auch hinsichtlich des Geschlechts – die Nachbarschaft zwischen Frauen ist in einigen Fällen intensiver als die zwischen Männern (vgl. dazu auch Rohr-Zänker/Müller 1998: 19). Dies kann unter anderem dadurch bedingt sein, dass die heute älteren Frauen häufiger nicht berufstätig waren. Sie haben so bereits in jungen Jahren deutlich mehr Zeit im Wohnumfeld verbracht, was auch ihre Beziehungen zu den Nachbarinnen prägte, die in einer ähnlichen Situation waren. So sagt etwa Herr N.:

„Man ist ja mehr oder weniger immer präsent jetzt [nach dem Austritt aus dem Berufsleben], wie meine Frau das die ganze Zeit war, die hat ganz andere Kontakte als ich.“ (Herr N., Städter 6)

Frau K. sieht ebenfalls Unterschiede in den Beziehungen zwischen den weiblichen und männlichen Bewohnern ihres Wohnprojekts: Es werden andere Themen miteinander besprochen, andere Aktivitäten finden statt (z.B. kommen nur zwei Männer zum gemeinsamen Basteln).

Dies wird von der Befragten auch dadurch begründet, dass die Mehrzahl der Männer arbeiten geht und daher weniger Zeit hat.

Auch Herr D. sieht einen Unterschied zwischen den Geschlechtern, der allerdings weit in der Vergangenheit liegt. Er sieht die Beteiligung von Frauen in der Nachbarschaft allgemein als Ursache für den Rückgang des intensiven Zusammenhalts der Männer, der durch die gemeinsame Bauphase zustande kam:

„Das ging, in dem Moment los wo die Frau dann noch dazu kam. Es war aber so, dass dann die ganze Geschichte etwas lockerer wurde. [...] Die Frauen kamen in dem Moment dazu, wo die Häuser fertig waren und sind eingezogen. Vorher hat man die eh nicht gesehen. Gut. Also war das vorher eine reine Männergesellschaft. Und mit den entsprechenden Bindungen, man hat zusammen gebaut, man hat zusammen Bier getrunken, so. Wie auf der Arbeit. So eine Struktur, wie das also auch im Betrieb ist.“ (Herr D., Siedler 1)

Frau D. bestätigt eine gewisse Trennung zwischen den Aktivitäten der Männer und der Frauen, indem sie darauf hinweist, dass nur die Frauen gemeinsam ihre Geburtstage feiern:

„Wir haben also von Anfang an, seit dem wir gesiedelt haben, wie viele Frauen sind es, so 5-6, wo wir immer Geburtstage feiern, jedes Jahr. Bei der, bei der, bei der. Also wer Geburtstag hat, da kommen immer die gleichen Leute hier von der Siedlung und dann wird Geburtstag gefeiert.“ (Frau D., Siedler 1)

Hinzu kommt, dass Frauen häufiger als hilfebedürftig benannt werden als Männer. Dagegen sind es in vielen Fällen Männer, die Hilfe leisten. Das Rollenbild des Mannes als starker Beschützer scheint bei den Befragten sehr präsent zu sein und wird im Alltag ganz selbstverständlich gelebt.

Schließlich ist auch die Abwesenheit einer sozialen Beziehung eine Form von Nachbarschaft. Hierauf wird in Abschnitt 8.3.1 eingegangen. Der Begriff Nachbar und das, was als „nachbarschaftlich“ wahrgenommen wird, kann also sehr unterschiedliche Bedeutungen haben. In der Regel sind die Beziehungen aber wenig intensiv, im besten Fall stehen Höflichkeit und „gute Umgangsformen“ im Vordergrund, die Kontakte werden als „angenehm“, „freundlich“ oder „nett“ bezeichnet. Ein „gutes Verhältnis“ und „gutes Zurechtkommen“ werden positiv bewertet. Der Mehrheit der Nachbarn wird aber eine eher geringe Bedeutung beigemessen.

8.2.3 Nachbarschaft in Abgrenzung zu Verwandtschaft und Freundschaft

Familienmitglieder und Freunde haben in Nachbarschaftsbeziehungen teilweise eine bedeutende Rolle inne. Häufig leben Personen in der unmittelbaren Wohnumgebung, die nicht „nur“ Nachbarn sind, sondern als Verwandte oder Freunde eine besondere Position einnehmen. Und auch der Austausch über Familienmitglieder ist ein wichtiger Bestandteil von nachbarschaftlicher Kommunikation.

8.2.3.1 Verwandtschaft

Verwandte spielen schon insofern eine Rolle innerhalb der Nachbarschaftsbeziehungen der Befragten, als dass sie häufig Thema der nachbarschaftlichen Kommunikation sind. Es wird über die eigenen Kinder oder Enkel gesprochen, über besondere Ereignisse wie Hochzeiten oder Geburtstage. Insbesondere wenn Nachbarn die Kinder persönlich kennen, da diese vor Ort aufgewachsen sind, wird deren weiterer Lebensweg häufig thematisiert.

Eigene Kinder bieten zunächst einen Anknüpfungspunkt für Beziehungen zu Nachbarn, solange sie noch klein sind. Sie können als eine Art Kontaktvermittler fungieren. Dies wirkt auch noch fort, wenn die Kinder längst ausgezogen sind.

„Durch unsere Tochter haben wir ein Ehepaar kennengelernt, die auch ne Tochter hatten, die zusammen in die Schule gegangen sind. Da sind wir heute noch mit zusammen und spielen da regelmäßig jede Woche, einmal bei denen und dann bei uns, Karten.“ (Herr N., Städter 6)

„Solang man schulpflichtige Kinder hat und so, dann ist das kein Thema,, dann kommt man doch eher mal in Berührung mit andern Müttern, [...] Elternabende und so weiter.“ (Frau E., Städter 5)

Jedoch können Kinder ganz im Gegenteil auch dazu führen, dass Kontakt zu Nachbarn verhindert wird. Dies war in der Vergangenheit für Frau A. der Fall, die selbst keine eigenen Kinder hat, was sich bis heute auf ihre Nachbarschaftsbeziehungen auswirkt:

„Eigentlich durch die Kinder schläft das dann ein bisschen ein. Weil wir keine Kinder hatten.“ (Frau A., Städter 4)

Auch im Alter können Kinder zu einer Schwächung nachbarschaftlicher Beziehungen führen. So berichtet etwa Frau K., dass sie und ihre Mann durch die eigenen Enkel so stark eingebunden sind, dass sie keine Ressourcen für nachbarschaftliche Kontakte übrig haben:

„Ich glaube dafür hätten wir im Moment wenig Zeit. Weil wir haben unsere Enkelkinder, und die sind des Öfteren bei uns. Dann sind wir mal froh, wenn wir mal nichts haben.“ (Frau K., Siedler 4)

Auch wenn die erwachsenen Kinder oder andere Verwandte in der Wohnumgebung leben, kann dies zu verminderten Kontakten zu Nachbarn führen. So haben sich Frau und Herr K. nie um intensivere Nachbarschaftsbeziehungen bemüht:

„Da war nicht die Zeit dafür da. Und auf der anderen Seite war ja meine Schwester und mein Schwager, das hat uns gereicht. Wir haben ja nebeneinander gewohnt und das hat uns eigentlich dann gereicht.“ (Frau K., Siedler 4)

Dagegen sind in einigen Fällen Beziehungen zu einzelne Nachbarn so intensiv, dass sie von den Befragten als verwandtschaftsähnlich wahrgenommen werden.

„Er ist für mich wie ein Sohn mittlerweile.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

„Das ist wie eine große Familie.“ (Frau B., Siedler 3)

Allerdings werden zumeist die Beziehungen zu Nachbarn deutlich unterschieden von solchen zu Verwandten oder auch Freunden.

„Wenn irgendwas ist, Not am Mann oder wenn man Kummer hat oder schwere Schicksalsschläge, die Familie fängt einen auf. Das können Nachbarn oder gute Freunde zum Teil nur. Aber ich finde als erste Linie die Familie. Gute Freunde auch, Freunde. Da kann man sich auch ausweinen mal (lacht). Das kann man, wirklich gute Freunde. Aber ich finde die Familie ist ganz wichtig. Auf beiden Seiten, da hilft man sich, da geht man durch dick und dünn.“ (Frau A., Städter 4)

8.2.3.2 Freundschaft

Auf die Frage nach Freundschaften zu Nachbarn reagieren die Befragten mit einer großen Bandbreite von Antworten. Während es für einige durchaus freundschaftliche oder freundschaftsähnliche Beziehungen zu Nachbarn gibt, lehnen andere Freundschaften innerhalb der Nachbarschaft strikt ab.

Wenn Freundschaften bestehen, so sind die Personen häufig im gleichen Alter und haben ähnliche Interessen.

„FRAU S.: Wir haben also, wo man sagen kann, das sind unsere Freunde, das sind die D.s, das sind die K.s und B.s. [...] Wir unternehmen einiges zusammen. HERR H.: Man ruft auch schon mal an, wir wollen das und das machen, geht ihr mit und so.“ (Frau S. und Herr H., Siedler 2)

Allerdings ist die Abgrenzung nicht ganz einfach, ab wann eine Beziehung als Freundschaft zu bezeichnen ist:

„HERR N.: Da gibt es zwei Familien, mit denen wir richtig befreundet sind. I: Was macht für Sie den Unterschied aus? HERR N.: Ja, man hat mehr Kontakt, mehr persönlichen Kontakt. Der andere Kontakt, der ist zwar auch in gewisser Hinsicht persönlich, aber nicht so intensiv. Also man fragt nach dem Wohlbefinden und nach dem Weg, aber da spricht man dann doch nicht. Ja, das ist auch falsch, das ist auch falsch. Das ist auch ein intensiver Kontakt. Aber nicht ein freundschaftlicher.“ (Herr N., Städter 6)

Lediglich für Frau K. und Herrn T. (bei Wohnprojektbewohner), erscheint es selbstverständlich, dass unter den Nachbarn auch Freundschaften bestehen.

„I: Gibt es unter den Bewohnern Personen, die Sie als Freunde bezeichnen würden? Frau K.: Ja, ne Menge. Viele. I: Was macht das aus? Also den Unterschied, ob das jetzt der Freund ist? Frau K.: Dass man auch seine Sorgen erzählen kann. Man kann seine Sorgen erzählen und seine Wehwehchen.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

„Ich sage immer, 50 Erwachsene, von den 50 habe ich ungefähr 1/3, mit denen kann ich, würde ich sagen, mit denen bin ich absolut befreundet inzwischen.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

Herr D. dagegen differenziert sehr deutlich zwischen Freundschaft und Nachbarschaft, ist sich letztendlich aber doch unsicher über den genauen Unterschied. Er hält beide für wichtige Beziehungsformen, sieht Freundschaft aber eher als emotionale Bindung an, Nachbarschaft dagegen hat für ihn eher praktische Aspekte:

„ Ein guter Nachbar muss nicht unbedingt ein guter Freund sein finde ich. Also Freundschaft ist was anderes. Hier beschränkt sich das darauf, dass man sich gut leiden kann und dass man sich auf den anderen verlassen kann. Beim Militär nennt man so was Kameradschaft. Das ist was anderes als Freundschaft. Nein, meine Freunde die ich habe, das ist anders. Auf die kann ich mich auch verlassen, aber ich würde zum Beispiel einem Nachbarn noch längst nicht das erzählen, was ich meinem Freund erzähle. Also eine Freundschaft ist schon eine Sache, die emotional mehr in die Tiefe geht als eine Nachbarschaft. Obwohl die Nachbarschaft eine ganz wichtige Angelegenheit ist. Möglicherweise kann ich mich auf den Nachbarn besser verlassen auf einen Freund. Eine Freundschaft, das hat was mit eher emotionaler Bindung zu tun. Und Nachbarschaft ist wie gesagt, es ist mein Nachbar, das ist erst mal Faktum und ich kann mich auf ihn verlassen und er kann sich auf mich verlassen, so ist Lebenshilfe. Praktische Lebenshilfe. Der Freund ist vielleicht seelische, psychische Lebenshilfe. Vielleicht so. Ich muss mir erst mal noch mal drüber Gedanken machen. Über den Unterschied zwischen Freund und Nachbarn.“ (Herr D., Siedler 1)

Doch nicht von allen wird Nachbarschaft überhaupt als potenzielle Quelle von Freundschaft wahrgenommen. So berichten einige davon, dass es im Alter schwer sei, Freundschaften einzugehen oder aufrechtzuerhalten, wenn etwa durch den Berufsaustritt Bezüge wegfallen, über die lange Jahre intensive Beziehungen bestanden.

„I: Würden Sie sagen, Sie haben Freunde in der Wohnumgebung? B: Nein. Nein, definitiv nicht. Freunde gibt's ja immer nur ne Hand voll. Und ich hab zwar Freunde, aber die sind alle nicht in der Wohnumgebung. Da sind ein, zwei hier in [Name der Stadt] [...]. Aber ansonsten sind die also relativ weit verteilt im Bundesgebiet. Ja doch, ist so. Und ich muss gestehen, ich beobachte das im Augenblick bei meinen Kindern, auch da haben die etwas, wo meine Generation von lernen kann, ich hab nicht so viel Freunde, die haben wirklich Freunde. Meine Freundschaften, da sind zwar Freundschaften, aber die sind doch aus meiner Sicht sehr brüchig und sehr löcherig. Weil man einfach irgendwo zu irgendeiner Zeit mal Kontakt hat schleifen lassen.“ (Herr R., Städter 3)

8.3 Nachbarschaft im Alltag, Alltag in der Nachbarschaft – Beziehungen und Interaktionen

Die durchgeführte Untersuchung hatte unter anderem zum Ziel, nachbarschaftliche Interaktionsmuster ältere Menschen aufzudecken. Im Folgenden werden unterschiedliche Aspekte des Kontakts zwischen Nachbarn beleuchtet. Dies sind nachbarschaftliche Beziehungsformen, die voneinander abgegrenzt werden können (8.3.1), Inhalte und Formen der Kommunikation innerhalb der untersuchten Nachbarschaften (8.3.2), Begründungen und Rahmenbedingungen der Befragten für ihre individuellen und kollektiven Nachbarschaftsbeziehungen (8.3.3), Selbst- und Fremdwahrnehmung innerhalb der Nachbarschaft (8.3.4), von den Befragten benannte Grenzen in den Beziehungen zu ihren Nachbarn (8.3.5), Normen und Erwartungen an das Verhalten der Nachbarn sowie das eigene Verhalten gegenüber Nachbarn (8.3.6), Konflikte in Nachbarschaften und darauf bezogene Lösungsstrategien (8.3.7) und schließlich die Bedeutung verschiedener Orte und Räume für Nachbarschaftsbeziehungen (8.3.8).

8.3.1 Beziehungsformen

Innerhalb der Nachbarschaftsbeziehungen der Befragten bestehen, wie schon in Abschnitt 8.2.2 dargestellt, unterschiedliche Formen von Beziehungen. Diese entstehen aufgrund un-

terschiedlicher Anlässe oder Arten der Begegnung. Hier soll nun genauer beschrieben werden, welche Formen diese Beziehungen konkret annehmen können. Aus den Interviews lassen sich sechs Formen des Kontakts voneinander abgrenzen, die alle parallel auftreten können. Aber auch die Existenz nur einer einzigen Beziehungsform ist möglich. Diese Formen sind:

- Gelegenheitskontakte
- Anonymität
- Private Freizeitkontakte
- Organisierte Kontakte
- Kontakte im Kontext von Hilfe
- Problemhafte Kontakte

Die Bezeichnungen der nachbarlichen Interaktionen beinhalten zumeist eine Vagheit hinsichtlich der Häufigkeit. Beispielsweise verwendet Frau L. (Städter 2) Füllwörter und Phrasen wie „schon mal“, „Das ist manchmal Zufall.“ oder „gewisser Kontakt“. Vieles von dem, was die Befragten über ihre Nachbarn wissen, haben sie „aus Zufall mitgekriegt“ (Herr G., Städter 1). Diese Unbestimmtheit und der Zufälligkeitscharakter prägen die meisten Nachbarschaftskontakte. Sie können daher als Gelegenheitskontakte bezeichnet werden. Interaktionen finden zumeist ungeplant statt, sie sind vage und oberflächlich. Hinsichtlich der in Abschnitt 8.2.1 beschriebenen Ebenen handelt es sich eher um Nachbarschaftsbeziehungen als „Rahmung“ des Wohnens. Sie haben selten eine emotionale oder funktionale Ausprägung, auch wenn die Grenzen dazu oft fließend sind.

„Der eine kommt aus seiner Wohnung, der andere kommt zurück oder umgekehrt. [...] Also es wird glaub ich von keiner Seite bewusst herbeigeführt.“ (Herr R., Städter 3)

„Sieht man sich zufällig im Treppenhaus, dann begrüßt man sich und das ist dann alles.“ (Frau E., Städter 5)

„Wenn das dann schon ein paar Häuser weiter runter geht, dann ist es eigentlich so, dass man sich sieht, wenn man zufällig gleichzeitig auf der Straße ist. Das man jetzt hingehet und mit dem jetzt ganz bewusst ein Schwätzchen macht, so was habe ich eigentlich nicht den Eindruck. Man redet zwar miteinander und wenn man sich auf der Straße sieht, aber ansonsten...“ (Herr B., Siedler 1)

„Wenn sie die Straße fegen, dann kann es mal passieren...“ (Herr K., Siedler 4)

In Mehrfamilienhäusern – auch solchen, die zu Wohnprojekten gehören – „ergeben sich“ die Kontakte zwischen den Bewohnern im Alltag in der Regel außerhalb der Wohnungen, z.B. „an den Briefkästen“, „bei den Mülltonnen“ oder „am Auto“ (Frau G., Wohnprojekt 1). Diese Kontakte finden jedoch selten statt.

„Das ergibt sich zum Beispiel, wenn man zum Briefkasten geht oder zum Auto, oder ich fahr auch mit dem Bus, rausgeht, dass man jemand trifft: ‚Tag, wie geht’s?‘ Man bleibt beieinander stehen. Und redet über alles Mögliche, auch über interne [das Wohnprojekt betreffende] Sachen, was kann man machen, hast du schon gesehen oder haben Sie schon gesehen.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

Sie erreichen selten ein Stadium, das über punktuelle, unspezifischen Zusammentreffen hinausgeht, (obwohl prinzipiell die Möglichkeit besteht, dass sich intensivere Beziehungen daraus entwickeln könnten). Solcherart Kontakte beinhalten gegenseitiges Grüßen, auch kurze Gespräche sind möglich, diese bleiben aber oberflächlich und bewegen sich thematisch auf der Ebene von Smalltalk. Ein zentrales Kriterium ist, dass der Austausch nur zustande kommt „wenn man sich sieht“ (diese Formulierung wird von mehreren Befragten verwendet), also keine Absicht oder Zielgerichtetheit besteht, mit der betreffenden Person in Kontakt zu kommen. Das gegenseitige Sehen ist gleichzeitig Voraussetzung und Ursache für solch einen Kontakt

„Ich wohn am Anfang der Kante, und wenn die vorbeifahren, dann grüßen die dann auch immer nett oder kommen: ‚Oh, Frau A.‘. Grad wenn sie vorbeifahren mit dem Auto, grüßen nett, ich weiß gar nicht, wer das ist.“ (Frau A., Städter 4)

„Damit spricht man mal im Hausflur und sagt ‚Guten Tag‘ und ‚Guten Weg‘, aber so näheren Kontakt kriegt man mit denen nicht.“ (Herr N., Städter 6)

„Ich denke wir reden miteinander wenn wir im Garten sind, da wird schon miteinander geredet und so.“ (Herr H., Siedler 2)

„Man sagt sich Guten Tag und fertig aus.“ (Herr B., Siedler 3)

Die Abstufungen sind graduell. Zu einigen Personen bestehen intensivere Gelegenheitskontakte als zu anderen, dennoch bleibt der Grundsatz der Gleiche, dass die Kontakte nicht bewusst hergestellt werden.

„Im Haus die Leute, natürlich, die kennt man alle, da pflegt man also auch Kontakt mit. Da wechselt man also auch mehr wie nen Satz mit.“ (Herr R., Städter 3)

„Man grüß sich, man kennt sich, weil ich ja schon sehr lange da wohne. [...] Man grüßt sich, auch vom Nebenhaus, vom Balkon aus, man sieht sich. Das sind aber mehr oder weniger dann die Leute, die ich alle Jahre schon kenne, die schon in dem Haus gewohnt haben.“ (Frau E., Städter 5)

Ein zentraler Bestandteil dieser Gelegenheitskontakte ist eine ‚Kultur des interessierten Fragens‘: Fragen bedeutet hier Interesse zeigen und Anerkennung der anderen Personen. Dabei dürfen die Fragen nicht zu tiefgehend sein, da sie sonst als Neugierde ausgelegt werden könnten. Somit blieben die beteiligten Personen auch hier eher distanziert, sie sprechen nur unverfängliche Themen an und führen nur kurze Gespräche.

„Da ist schon ein bisschen mehr, die fragen dann auch, oder ich frage auch nach der Gesundheit.“ (Herr R., Städter 3)

„Dann haben sie irgendwann mal son Oldtimer bei mir vor der Türe stehen sehen. ‚Ah, was ist denn damit los?‘ Ja, ich sag: ‚Den hab ich mir geliehen für meine Tochter und für die Hochzeit.‘ ‚Ach ja, wann hat die denn Hochzeit?‘ So.“ (Herr R., Städter 3)

„Wir fragen, jeder fragt, wie’s dem anderen geht, wie war’s im Urlaub oder so.“ (Frau L., Städter 2)

Für Gelegenheitskontakte ist eine Voraussetzung, dass sich die Personen außerhalb ihrer vier Wände aufhalten, also bspw. auf der Straße vor dem Haus, auf dem Balkon oder im Garten. Besondere Situationen, die dazu führen, dass die Bewohner sich häufiger draußen befinden, führen somit zu höherer Kontaktfrequenz.

„Wenn der Kurt zum Beispiel, wenn der draußen ist, man geht vorbei, dann wird immer geredet.“ (Herr H., Siedler 2)

„HERR H.: Letztes Jahr haben sie [die Nachbarn direkt nebenan] da hinten so einen Anbau gemacht. FRAU S.: Ja, da hat man sie jeden Tag gesehen. HERR H.: Da waren sie öfters draußen, da hat man automatisch ein bisschen mehr [Kontakt]. FRAU S.: Da hat man sie jeden Tag gesehen.“ (Herr H. und Frau S., Siedler 2)

Die Witterungsbedingungen haben somit einen starken Einfluss auf Nachbarschaftskontakte. Im Sommer finden Gelegenheitskontakte deutlich häufiger statt:

„Es ist ja auch jetzt, es schafft keiner draußen und so. Im Sommer, da ist man mittags mal draußen.“ (Frau S., Siedler 2)

„Ich sehe sie nur, wenn wir im Sommer hinten im Garten sind.“ (Frau B., Siedler 3)

„Das ist im Sommer ein bisschen leichter. Da haben wir auch draußen als mal gegessen. Das war ganz schön. [...] Weil man einfach mehr draußen ist. Ich hab auch hier gegessen (zeigt auf

ihre Terrasse), es gehen alle Leute hier vorbei, dann schwätzt man dann mal so. Im Sommer hab ich den ganzen Mittag Sonne, bis die Sonne da hinter dem Haus da untergeht. Und das ist ja wirklich wie ein Paradeplatz da. Alle, die zum Auto gehen oder nachhause kommen, die sehen einen, da wird auch ein bisschen geschwätzt.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

Teilweise Anonymität ist für die meisten Befragten in ihrer Nachbarschaft Realität. Es gibt fast immer einige Bewohner, zu denen keinerlei Kontakt besteht. Auch wenn gegenseitige persönliche Unkenntnis vorherrscht, sind diese Personen Nachbarn. Dieser Aspekt zeigt deutlich die oben beschriebene Ebene der Rahmung auf.

„Das ist ziemlich anonym, weil es ja auch sehr viel wechselt.“ (Herr G., Städter 1)

„Im ganz großen Block ist es ja anonym kann man fast sagen.“ (Frau A., Städter 4)

„Aber man sieht sie [gemeint sind zwei neue Bewohner] nur im Aufzug und wundert sich: Wer ist das? Wie in einem Hochhaus. Anonym.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Diese Form der Nachbarschaft kann sogar als positiv angesehen werden:

„Es lebt im Grunde jeder für sich. Was ich also eigentlich auch begrüße, denn ich hab ja meinen Freundeskreis.“ (Frau C., Städter 7)

Meist wird die Ursache des fehlenden Kontakts im Verhalten der betreffenden Personen gesehen. Entweder weil diese sich aktiv abgrenzen, oder weil sie schlicht „nicht interessiert“ seien.

„Wir sehen von denen [einigen Bewohnern] quasi gar nichts.“ (Frau B., Siedler 3)

„Wir wohnen jetzt 20 Jahre hier, 24 sind es schon, und ich weiß nicht wer da wohnt. Neulich wurde mir gesagt, die Frau wäre gestorben, aber ich kann mir die Frau nicht vorstellen.“ (FRAU K, Siedler 4)

Doch auch private Freizeitkontakte sind bei den Befragten in sehr vielfältigen Formen gegeben. Sie reichen vom gelegentlichen gemeinsamen Kaffeetrinken zweier Personen über gemeinsame Feiern mit ausgewählten Nachbarn zu besonderen Anlässen bis hin zu regelmäßigen Spieleabenden und Ausflügen. Anders als bei den Gelegenheitskontakten sind diese Begegnungen geplant oder beabsichtigt. Sie weisen entsprechend der obigen Darstellung der Ebenen von Nachbarschaft eine funktionale Komponente auf, indem Nachbarn als Handlungs- und Kommunikationspartner fungieren. Es besteht zudem die Möglichkeit, dass daraus emotionale Beziehungen erwachsen, was jedoch eher selten der Fall ist. Es fällt zudem auf, dass auch hier (wie bei den Gelegenheitskontakten) in den Beschreibungen der Befrag-

ten sehr häufig abschwächende Worte wie „schon mal“ verwendet werden, die darauf hinweisen, dass private Freizeitkontakte eher Ausnahmen darstellen.

„Ich bin auch schon mal oben bei der Vermieterin zum Kaffee eingeladen [...] und dann setzen wir uns schon mal da zusammen hin und erzählen über früher, was sie so erlebt hat oder was ich erlebt hab. Das machen wir schon. Aber das ist eigentlich nur mit der Vermieterin.“ (Frau L., Städter 2)

„Da haben wir auch nen guten Kontakt. Da treffen wir uns auch an Geburtstagen, oder laden uns gegenseitig ein [...]. Man geht schon mal zusammen ins Museum oder wir gehen zusammen essen. Das ist so die unmittelbare Nachbarschaft.“ (Frau A., Städter 4)

„Bei den Nachbarn in der Wohnung, jetzt zum Beispiel Geburtstage. Dann wird man da eingeladen. Und dann ist das ne große Runde, je nachdem, oder nur Kaffeetrinken, dann sind's so sechs Personen, mal mehr, mal weniger. Geburtstag ist dann auch schon mal zehn bis vierzehn.“ (Frau A., Städter 4)

„Wir haben guten Kontakt mit Nachbarn, die wir regelmäßig besuchen oder die uns und mit denen wir zusammen auch schon mal ne kleine Reise unternehmen. [...] Wir spielen da regelmäßig jede Woche, einmal bei denen und dann bei uns, Karten.“ (Herr N., Städter 6)

„FRAU B.: [...] zu unserer diamantenen Hochzeit haben wir sie alle eingeladen und bei der goldenen Hochzeit. HERR B.: Zur Diamantenen sollte man so was schon machen. Bei der goldenen Hochzeit waren sie auch nicht abwesend, die kamen auch.“ (Frau und Herr B., Siedler 3)

„HERR K.: Es kann auch zu spontanen Feier kommen, im Sommer, wenn schönes Wetter ist. [...] FRAU K.: Wie zum Beispiel, wenn wir jetzt so eine Radtour gemacht haben und dann heißt es: ‚Ach, wir könnten noch ein Eis essen.‘ Dann sage ich: ‚Wir haben Eis zu Hause, das können wir bei uns essen.‘ HERR K.: Oder wir trinken noch ein Bierchen.“ (Frau und Herr K., Siedler 4)

„Und bei Fußballspielen hat irgendeiner einen großen Bildschirm und lädt auch ein und bei ihm gibt es dann das Fußballspiel.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

Bei privaten Feierlichkeiten spielt häufig die Gemeinsamkeit des Lebensalters eine entscheidende Rolle:

„Wenn irgendwie eine private Feier stattfindet, ist die unter unseresgleichen in unserem Alter. Und wenn die Jugend was feiert, dann sind junge Leute da. Das ist ganz klar. Sagen wir mal, in den Festlichkeiten, die man privat macht, da werden wir nicht einbezogen und wir haben auch noch nie junge Leute eingeladen.“ (Frau S., Siedler 2)

„Wir haben also von Anfang an, seit dem wir gesiedelt haben, wie viele Frauen sind es, so 5-6, wo wir immer Geburtstage feiern, jedes Jahr. Bei der, bei der, bei der. Also wer Geburtstag hat, da kommen immer die gleichen Leute hier von der Siedlung und dann wird Geburtstag gefeiert.“ (Frau D., Siedler 1)

„Wir haben hier unten, da waren sieben Frauen, das hat sich so ergeben, so zum Geburtstag. Da hat einer eingeladen und dann hat man gedacht, ach, die kann auch noch mit dazu kommen. Und das Kaffeekränzchen besteht jetzt schon bestimmt 30 Jahre.“ (Frau B., Siedler 3)

In den Aussagen erscheint das gemeinsame Trinken und/oder Essen eine besondere Bedeutung zu haben. Zum Essen gehört, so schreiben Kimmich und Schahadat (2012: 13f.), eine „signifikante und nachhaltige Form des Zusammenschlusses und der Gemeinschaft“. Diese sehen sie insbesondere in „alle[n] Formen der Gastfreundschaft, die Gemeinsamkeit gerade mit Fremden herzustellen in der Lage sind.“ Sie zitieren Därman/Lemke (2008: 17) mit der Aussage: „Zu den ältesten und zugleich gegenwärtigsten, den vielleicht unverwüchtlichsten und weltweit verbreitetsten Institutionen, Gelegenheiten und Riten, die in diesem Sinne als sozialitätsstiftend angesehen werden müssen, gehören die Praktiken der Alimentären Gabe und Gastfreundschaft.“

Organisierte Kontakte finden nicht auf privater Basis statt, sondern im Rahmen von Aktivitäten und Veranstaltungen institutioneller Art. Diese existieren vor allem in den Siedlergemeinschaften sowie den Wohnprojekten. In der Regel werden sie zwar von einzelnen Bewohnern (mit-) organisiert, sind aber prinzipiell ein für alle Bewohner offenes Angebot. Jeder, der in der Nachbarschaft wohnt (d.h. dem Wohnprojekt, der Siedlung), kann daran teilnehmen. Es handelt sich also, wie bei den privaten Freizeitkontakten, um beabsichtigte Zusammentreffen, jedoch ist vom Prinzip her unklar, welche Personen im Einzelfall die Gelegenheit nutzen, um daran teilzunehmen. Die Angebote haben häufig eine große Bedeutung für den Kontakt der Bewohner zueinander. Der Kontakt, der hier besteht, wird dann als für die Bewohner typisch angesehen. Es handelt sich um regelmäßig wiederkehrende Veranstaltungen (jährlich, monatlich oder wöchentlich) durch die der Kontakt aufrechterhalten wird, aber nicht ständig selbst durch alltägliches, eigeninitiatives Handeln aktualisiert werden muss. Der Einzelne muss also nicht selbst aktiv werden, um individuelle Kontakte zu Nachbarn knüpfen zu können. Die Kontakte sind, entsprechend der oben dargestellten Ebenen, als funktional zu bezeichnen. Ein Übergang in (individuelle) emotionale Beziehungen ist aber durchaus denkbar.

Wie die Gelegenheitskontakte finden auch einige der organisierten Kontakte vor allem bei gutem Wetter statt: Sowohl in den Siedlungen als auch den Wohnprojekten werden Sommerfeste veranstaltet, die als Höhepunkte des Jahres wahrgenommen werden.

„Hier im Sommer dieser Innenhof, da wird auch, wir haben so eine riesen Feuerschale und mit Grillmöglichkeit oben drüber.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

„Es wird gemeinsam gegrillt im Sommer. Das ist natürlich ein Highlight.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

Solche Feiern werden als Gradmesser herangezogen, um das gemeinschaftliche Zusammenleben zu bewerten. Ein Kritikpunkt ist, dass das Interesse der Bewohner sich ausschließlich auf solche Feiern beschränkt:

„Man grüßt sich, man sagt auch mal ein paar Worte, aber nicht dass man sagt, das hier die Jungen und die Alten [gemeint sind die Bewohner], die machen irgendwas zusammen. Außer beim Siedlerfest, dann kommen sie natürlich fast alle dahin. Es ist ja auch immer schön, da ist ein Getränkestand, Imbissstand, da wird eine Tombola veranstaltet und Musikgruppen sind da. Also es ist schon recht schön und macht Spaß, es ist immer lustig. Dann sind sie eigentlich alle da. Und dann ist es auch wieder vorbei.“ (Frau S., Siedler 2)

„Im Sommer haben wir zwei Feste gefeiert. Also im Frühjahr hat jemand Siebzigsten gefeiert, ich habe im Sommer ein Sommerfest gemacht, wir hatten ein Nikolausfest, vorher ging eine Wanderung. Das war's aber auch schon.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

Ein anderer Kritikpunkt besteht darin, dass selbst an den Feierlichkeiten kein Interesse unter den Bewohnern besteht:

„FRAU B.: Da wird ein Zelt aufgebaut. [...] HERR B.: Ja. Die letzten Male auf der Ebene auf dem Spielplatz da. [...] Wir haben uns ein großes Zelt gekauft und bauen dann immer das Zelt da auf. Und dann feiern wir halt da ein bisschen. Wissen Sie, [...] es werden immer weniger, nicht deshalb, weil die Alten aussterben, sondern weil viele eben auch keine Lust mehr haben da hin zu gehen. [...] [Die neu zugezogenen Bewohner] werden gefragt: ‚Ihr gehört ja zur Siedlung hier, kommt zum Siedlerfest.‘ Und dann kommt eben niemand und dann ist das eben so.“ (Frau und Herr B., Siedler 1)

„Wir hatten letztes Jahr im Sommer hier ein Sommerfest. Und da hab ich gedacht: ‚Wunderbar. Das ist die Gelegenheit, andere [Bewohner] noch kennenzulernen.‘ [...] Und bin dann da runter, und da standen auch so Bierzeltgarnituren, so zwei drei. Und da hab ich dann gedacht: ‚Na? Wo sind die alle?‘ Na gut, es kamen dann ein paar Leute, und dann saßen da zwei Damen, die etwa so in meinem Alter sind, und da habe ich gedacht: ‚So, jetzt setzt du dich zu denen dazu, unterhältst dich mit denen.‘ Hab ich gemacht. Und hab ich gesagt: ‚Wie gefällt es Ihnen denn hier in dem Projekt?‘ ‚Ei wir sind nicht von hier.‘ Ja. Und die, die von hier sind, das waren die vom Kaffeetreff, Stammtreff, Singen, die waren auch da. Aber andere hab ich nicht kennengelernt.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Neben den Festen gibt es andere regelmäßige Aktivitäten, z.B. Ausflugsfahrten, Hausfrauen-nachmittage, Gymnastikkurse, Theatergruppen oder andere thematische Gruppen. Eine spe-

zielle Form des Kontakts in den Siedlergemeinschaften und Wohnprojekten sind darüber hinaus die Vereins- bzw. Bewohnerversammlungen. Diese finden mit unterschiedlicher Frequenz statt, von mehrmals im Monat bis einmal im Jahr. Hier werden Dinge besprochen, die die Gemeinschaft betreffen und oft auch kritische Themen aufgegriffen. Insbesondere in den Wohnprojekten ist von Bedeutung, dass über diese Versammlungen Protokolle verfasst werden, die allen Bewohnern – auch denen, die nicht anwesend waren – zur Verfügung gestellt werden. Dadurch sind alle auf dem gleichen Informationsstand, was Themen der Gemeinschaft betrifft.

„Es gibt immer eine Tagesordnung, die rundgemailt wird, damit jeder weiß, worum es geht und danach ein Protokoll, was wieder rundgemailt wird. Dadurch nehmen alle daran teil, was da beschlossen wurde, was diskutiert wird, was es für Probleme gibt oder welche Hochzeit da angekündigt wird.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

Auch eine der Stadtbewohnerinnen berichtet davon, dass für sie Kontakte organisierter Art von Bedeutung sind, da sie eine Einrichtung für ältere Menschen im Stadtteil regelmäßig besucht:

„Ich hab hier eine Freundin, die wohnt auch hier in der xyz-Straße. Ich bin ja schon da drüben in der [andere Freizeiteinrichtung] schon gewesen, wir haben uns angefreundet. Und da ist noch eine andere Dame mit der ich mich gut verstehe. Ich habe den meisten Kontakt zu alten Menschen hier. [...] Hier kann man über Probleme reden, hier lachen wir über irgendwelche Sachen, wir spielen Rommé. Meine Freundin und ich, wir haben nen Malkreis hier gegründet [...] Wir gehen zusammen zum Turnen. [...] Und wir machen auch zusammen Gedächtnistraining. Und wir tauschen uns eben auch privat aus. Wir treffen uns auch schon mal privat zu Geburtstagen oder so. Also die Kontakte sind an sich mehr hier.“ (Frau L., Städter 2)

Innerhalb der Nachbarschaft eines Stadtbewohners finden gemeinsame Aktivitäten zur Gestaltung und Aufwertung der Wohnumgebung statt:

„Wir hatten da in unserer Anlage eine Kinderspielplatz, der war so’n bisschen verrottet. Aber inzwischen sind so viele Kinder hinzugekommen, dass wir den jetzt wieder aufgebaut haben und schön gemacht haben und da soll demnächst die Einweihung stattfinden. Ist auch wieder so’n Gemeinschaftsunternehmen. Da hängen jetzt überall Zettel, wer zu essen macht und zu trinken mitbringt und mit wie viel Personen und so weiter.“ (Herr N., Städter 6)

Gegenseitige Hilfe ist – wie in Abschnitt 8.2.1 dargestellt – ein charakteristisches Kriterium von Nachbarschaftsbeziehungen. Somit machen auch Kontakte, die in diesem Kontext ent- und bestehen einen großen Teil nachbarschaftlicher Interaktion aus. Es handelt sich aber – entsprechend der Wesenheit der Hilfeleistungen (vgl. Abschnitt 8.4) – oft um nur gelegentli-

che, spontane Interaktionen, die nicht kontinuierlich und/oder über einen längeren Zeitraum stattfinden. Voraussetzung für solche Kontakte sind Ausnahmesituationen. Sie finden statt „wenn irgendwas ist“ (Frau S., Siedler 2). Es handelt sich zumeist um rein funktionale, auf die Hilfeleistung bezogene Beziehungen. Gelegentlich können emotionale Aspekte aber eine Rolle spielen.

Der Situation der konkreten Hilfeleistung voraus geht oftmals eine Kommunikation über Hilfebedarfe. Entweder wird diese initiiert von Seiten einer hilfebedürftigen Person, indem sie um Hilfe fragt oder ihre Hilfebedürftigkeit deutlich macht. (Hierunter zu fassen ist auch das häufige Sprechen gerade älterer Menschen über ihren Gesundheitszustand, Erkrankungen und körperliche Gebrechen. Dadurch machen sie unter anderem deutlich⁵⁰, dass es möglich wäre, dass irgendwann einmal auf Hilfeleistungen angewiesen sein könnten. Zudem kann auch das Sprechen über solche Schwierigkeiten bzw. die Tatsache, dass jemand zuhört, bereits als (emotionale) Hilfe angesehen werden.

Oder die Kommunikation geht von einer Person aus, die potenziell zu Hilfeleistungen bereit ist und ihre Unterstützung anbietet. Diese Form der Hilfsbereitschaft gilt zumeist generalisiert, sie wird also allen (potenziell hilfsbedürftigen) Nachbarn gegenüber zum Ausdruck gebracht:

*„Wir fragen: ‚Wie geht es dir?‘ jeden ‚Was machen Sie?‘ und ‚Brauchen Sie Hilfe?‘ Und ich sag auch: ‚Wenn Sie mal Hilfe brauchen, sagen Sie mir Bescheid, ich kann auch mal, auch wenn ich kein Auto mehr habe, ich kann auch mal irgendwo hingehen und für Sie was besorgen.“
(Frau L, Städter 2)*

Eine weitere mögliche Ausprägung des Kontakts im Kontext von Hilfe ist es, wenn Nachbarn auf ungewöhnliche, von außen erkennbare Situationen reagieren.

„Wenn man länger nichts hört, so ein zwei Tage, guckt man, das Fenster ist nicht gekippt oder Jalousien sind noch runter oder man hört gar nichts.“ (Frau A., Städter 4)

⁵⁰ Ein anderer möglicher Aspekt ist das Aufzeigen von Ähnlichkeiten zwischen den Kommunikationspartnern. Es wird so deutlich, dass beide Schwierigkeiten haben und so die Situation des jeweils anderen nachvollziehen können.

„Wenn dann zu lange die Fenster, also wir sehen hier schon rüber, wenn wir morgens frühstücken, dann sehen wir, ist die Frau F. wach oder noch nicht. Wenn das Fenster noch nicht oben ist, dann schläft sie noch.“ (Frau B., Siedler 3)

„Da ist es mir also ein Bedürfnis, wenn ich an der Türe vorbeigehe und sehe die Zeitung da zwei Tage liegen, dass ich da mal schelle und sag: ‚Was ist los, wie geht’s dir?‘ Und wenn ich dann weiß, es ist wieder alles in Ordnung, dann beruhigt mich das.“ (Herr N., Städter 6)

Schließlich können auch Konflikte ein Anlass sein, der zu nachbarschaftlicher Interaktion führt – in diesem Fall handelt es sich im Idealfall um Kommunikation über ein bestehendes Problem und den Versuch der Lösung (siehe dazu Abschnitt 8.3.7). Diese Art des Kontakts stellt, entsprechend der in Abschnitt 8.2.1 beschriebenen Ebenen, eine weitere Form der Rahmung von Nachbarschaft dar.

Bei den Klassikern spielt dieser Aspekt nur bei Simmel eine gewisse Rolle, insofern er Streit als eine Form der Vergesellschaftung ansieht. Nachbarschaftsstreitigkeiten sind in der heutigen Zeit keine Seltenheit: Etwa ein Drittel der Deutschen haben oder hatten in der Vergangenheit Streit mit Nachbarn.⁵¹ Allerdings werden konflikthafte oder problematische Kontakte von den Befragten der im Rahmen dieser Arbeit durchgeführten Studie kaum berichtet. Wie bereits oben erwähnt, liegt bei keinem der Befragten ein typischer Fall von Nachbarschaftsstreitigkeiten vor, wie man es aus der Presse kennt. Nur im Fall von Herrn G. (Städter 1) erscheint der Großteil der nachbarschaftlichen Interaktion negativ geprägt zu sein. Er erklärt im Hinblick auf seine Kontakte zu Nachbarn:

„Da sind auch ein paar die trinken und da will ich nichts mit zu tun haben. Und ich guck dass sie, wenn ich das mitkriege schon mal, lag hin und wieder schon mal einer im Flur, den stoß ich immer an: ‚Hör mal Alter, lebst du noch?‘ Gut, ja. Kümmert sich [keiner von der Wohnungsbaugesellschaft] [...]: „Ach der ist bestimmt besoffen.“ Kümmert sich keiner drum. Das ist ganz schlimm.“ (Herr G., Städter 1)

Einige Befragte berichten von Einzelfällen in der Vergangenheit, in denen Konflikte mit Nachbarn bestanden. In der Regel werden diese aber als Lappalien dargestellt, die sich einfach aus der Welt schaffen ließen. Es sind eher Themen wie Sauberkeit und Reinigungsaufgaben, die zu Schwierigkeiten in Nachbarschaftsbeziehungen führen, die zwar eine Art „Bei-

⁵¹ Die Angaben hierüber variieren je nach zitierter Untersuchung (vgl. z.B. Jüngling 2015; Fehling 2014).

geschmack“ zu den Beziehungen hinzufügen, aber meist nicht zu offenen Konflikten führen. Ein typischer Fall von Nachbarschaftsstreitigkeiten, wie man es aus der Presse kennt, liegt bei keinem der Befragten vor. Im Gegenteil findet Kommunikation auch zur Konfliktvermeidung statt:

„Für mich ist wichtig, dass es keinen Unfrieden gibt. Also Friede, und das heißt aber nicht, dass ich mir alles gefallen lasse, ich hab Ihnen das ja grad schon geschildert. Friede ist für mich, dass man vernünftig miteinander redet. Man kann alles sagen, aber vernünftig. Und manche Dinge, die mir auffallen und ich so empfinde, empfindet ein anderer ja gar nicht. Dann muss man ihm das mal nahebringen und erklären. Und das funktioniert oft. Wichtig ist immer, dass man nicht sofort mit Hacke und Schippe dran geht, so mit Gewalt. Und das klappt.“ (Frau C., Städter 7)

8.3.2 Kommunikation in Nachbarschaftsbeziehungen – Smalltalk, Regeln, „Nöte und Sorgen“

Das Gros der Kommunikation zwischen Nachbarn findet im direkten Kontakt miteinander statt. Eine große Bedeutung haben eher oberflächliche, gelegentliche Alltagsgespräche im Sinne von Smalltalk bei gelegentlichen Zusammentreffen (vgl. Abschnitt 8.3.1). Wetter, Urlaub, „tagesaktuelle Dinge“ und am Tag geplante Aktivitäten beherrschen den Austausch von Nachbarn untereinander. Bei den Hauseigentümern sind das Haus und der Garten häufig Thema. Oftmals wird das Sprechen miteinander als „plauschen“ bezeichnet (Herr T., Wohnprojekt 4; Herr K, Siedler 4; Herr R., Städter 3). Auch ‚Aufreger‘ aus den Gebieten Politik und Wirtschaft werden besprochen, etwa „dass alles teurer wird“ (Frau C., Städter 7). Auch stärker personenbezogene Themen gehören dazu, wie das eigene Wohlbefinden, die Familie (Kinder, Enkel) oder „von früher erzählen“ (Frau L., Städter 2). Unter den älteren Bewohnern werden vor allem Krankheiten und der Gesundheitszustand häufig besprochen. Dies bemängeln auch einige der Befragten, da sie der Meinung sind, dass dieses negative Thema zu viel Raum einnehme. Laut Topf (2012: 9) sind solche Alltagsgespräche zunächst absichtsfrei und beziehungsorientiert. „Mit dem Gesprächsgegenstand selbst verfolgt man nicht das Ziel, den anderen zu einer bestimmten Handlung zu bewegen.“ (ebd.) Dennoch sei es ein „hervorragendes Instrument, um bestimmte Ziele zu erreichen“ (ebd.: 12)

Einigen wenigen Nachbarn kann auch Vertrauliches mitgeteilt werden, wenn Gewissheit darüber besteht, dass diese das Erzählte nicht weitergeben. Ebenfalls bedeutend für nachbarschaftliche Kommunikation sind Regeln, deren Neudefinition oder Verletzungen. Insbesondere Reinigungsaufgaben, Mülltrennung und Lärm sind relevant und führen oft zu Konflikten (siehe dazu Abschnitt 8.3.7).

Schließlich ist mitfühlende Kommunikation ein weiteres Feld des Austauschs unter Nachbarn. Es wird über „Nöte und Sorgen“ oder persönliche Alltagsprobleme gesprochen und tröstende Worte werden gesagt, etwa wenn ein Partner verstorben ist.

In den Siedlergemeinschaften und Wohnprojekten kommen gemeinschaftsbezogene Themen hinzu. Darunter fallen zum Beispiel Vorbereitungen von Versammlungen und anderen Aktivitäten und die Entwicklung von Verbesserungsmöglichkeiten oder neuen Ideen für das Zusammenleben. Insbesondere in den Siedlergemeinschaften spielt auch die (gemeinsame) Geschichte der Siedlung und ihrer Bewohner eine wichtige Rolle.

Einige Kontakte zwischen Nachbarn erfolgen nach vorheriger Kommunikation über Telefon oder E-Mail. So finden Treffen in einigen Fällen nicht zufällig statt, sondern nach vorheriger Absprache per Telefon. Auch gegenseitige Einladungen erfolgen zum Teil telefonisch. Herr T. beschreibt, dass hin und wieder von einzelnen Bewohnern organisierte Aktivitäten stattfinden, wie z.B. Fahrradtouren, Wanderungen oder Kinobesuche. Diese werden per Rundmail an alle anderen Bewohner kommuniziert, so dass meist mehrere daran teilnehmen.

Ausgeschlossen aus der Kommunikation unter Nachbarn sind zumeist „intellektuelle Sachen“, wie es Frau G. (Wohnprojekt 1) bezeichnet. Dies wird von einigen aber wiederum bedauert. So würde Frau G. sich, ebenso wie Frau K. (Wohnprojekt 3) wünschen, dass häufiger über Politik und Umwelt gesprochen würde.

8.3.3 Begründungen und Bedingungen der Kontaktintensität

Zu unterscheiden voneinander sind zwei Ebenen des Kontakts zu Nachbarn: Zum einen sind dies individuelle eins-zu-eins Kontakte oder ggf. Kontakte als (Ehe-)Paar, zum anderen das kollektive „Zusammenleben“ aller Bewohner eines Hauses oder eines bestimmten Gebietes.

Es ist durchaus möglich, dass das eine kaum ausgeprägt, das andere dafür von umso größerer Bedeutung ist. Im Folgenden wird dargestellt, wie die Befragten das Ent- und Bestehen ihrer nachbarschaftlichen Kontakte begründen und welche Bedingungen Einfluss haben auf den Status quo ihrer Nachbarschaftsbeziehungen. Hinsichtlich der individuellen Beziehungen wird dabei unterschieden zwischen einer hohen und einer geringen Intensität des Kontakts, da hier durchaus unterschiedliche Argumente benannt werden.

8.3.3.1 Individuelle Nachbarschaftsbeziehungen – hohe Intensität

Eine hohe individuelle Kontaktintensität kann durch viele differenzierte Faktoren entstehen. Dazu gehören räumliche, personenbezogene, handlungsbezogene sowie organisatorische Bedingungen. Zumeist handelt es sich bei den beschriebenen Kontakten um häufigere oder ausgedehntere gelegentliche und zufällige Begegnungen. Intensivere funktionale oder emotionale Beziehungen sind, wie in Abschnitt 8.2.1 beschrieben, generell eher selten, können aber aus einer hohen Intensität von Gelegenheitskontakten erwachsen.

Als räumliche Rahmenbedingung kann eine direkte Haus- oder Wohnungsnachbarschaft dazu führen, dass intensivere Kontakte entstehen als zu anderen Bewohnern eines Hauses oder Wohngebietes. Hier läuft man sich eher „über den Weg“ oder sieht sich im Falle eines Einfamilienhauses im Garten über den Zaun hinweg (siehe dazu Abschnitt 8.3.8)

Unter den personenbezogenen Faktoren ist die Ähnlichkeit des Lebensalters ein sehr zentrales Kriterium. Befragte berichten von einem „Bekanntenkreis“ (Herr N., Städter 6) unter den Nachbarn, „Freunden“ (Frau S., Siedler 2) oder „engeren Nachbarn“ (Herr B., Siedler 1), bei denen das ähnliche Alter gegeben ist. Die „Jungen“ werden stark abgegrenzt von dem „wir“ der älteren Generation.

„Man merkt ja, wie die Leute älter werden. Inzwischen hat sich wieder die Jugend bei uns in der Siedlung [...] ergeben. Dazu gehört auch so ein abgeschottetes Verhältnis.“ (Herr N., Städter 6)

„Die jungen Leute, die haben wirklich ganz andere Freundeskreise, in die man einfach gar nicht so reinkommt, oder die [...] besuchen dann andere Veranstaltungen oder haben dann wirklich jüngere Leute um sich herum.“ (Frau A., Städter 4)

*„Jetzt wohnen wir noch zu vier Parteien, die älter sind und zwei Parteien, die jünger sind.“
(Frau C., Städter 6)*

*„[Das sind nur] ältere Leute, die dann hier eine besondere Beziehung innehaben.“ (Herr B.,
Siedler 1)*

„Und dann sind junge Leute, die halt wieder ein Haus gekauft haben, die sind dann halt eben ganz junge Frauen mit ihren Kindern und so, aber da ist irgendwie kein Zusammenhalt. Man grüßt sich, man sagt auch mal ein paar Worte, aber nicht dass man sagt, das hier die Jungen und die Alten, die machen irgendwas zusammen. [...] Wenn irgendwie eine private Feier stattfindet, ist die unter unseresgleichen in unserem Alter und wenn die Jugend was feiert, dann sind junge Leute da. Das ist ganz klar. Sagen wir mal, in den Festlichkeiten, die man privat macht, da werden wir nicht einbezogen und wir haben auch noch nie junge Leute eingeladen.“ (Frau S., Siedler 2)

Doch nicht das Alter allein ist entscheidend. Relevant ist auch die (gemeinsame) Wohndauer. Diese kann dazu führen, dass die Kontakte sich über die Zeit entwickelt und intensiviert haben.

„Man grüß sich, man kennt sich, weil ich ja schon sehr lange da wohne.“ (Frau E., Städter 5)

„So im Nachhinein muss ich sagen, hat sich da auch ein Bekanntenkreis gebildet, so dass man da Kontakt hat. [...] Wenn man fünfundzwanzig Jahre in so ner Anlage gewohnt hat, immer mit den gleichen Leuten zusammen, hat man natürlich nen ganz anderen Kontakt als welche, die da zwei Jahre bei uns wohnen.“ (Herr N., Städter 6)

„Wenn man da so lange wohnt, als das gegründet wurde vierundsechzig zogen alle ein.“ (Frau C., Städter 7)

„Und so lernt man peu a peu die Namen kennen.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Ein gleichzeitiger Einzug in ein Wohngebiet oder Haus führte in einigen Fällen zu Kontakten zwischen Nachbarn, was bis heute fortwirkt.

„Diese Reihenhaussiedlung, die wurde von nem Bauträger gebaut, so sagen wir mal. Und naja, der eine hatte diese Schwierigkeiten, der andere jene, also sprich Reklamationen, wie das dann so ist. Und dann kommt man sich natürlich auch näher und trifft sich und hat sich eingeladen zum Kaffee oder abends mal zum Gläschen oder wie auch immer oder einfach mal zum Schwätzchen.“ (Frau A., Städter 4)

Auch Frau C. sieht den gleichzeitigen Einzug in der Vergangenheit positiv, da Regeln gemeinsam definiert werden konnten:

„Den Vorteil haben sie ja, wenn alle Mieter neu einziehen, dann hat ja keiner irgendwelche Vorgaben zu machen.“ (Frau C., Städter 7)

Eine Besonderheit bei einigen Bewohnern der Siedlergemeinschaften ist, dass diese selbst ihre Häuser in Gruppenselbsthilfe gebaut haben. Die damals entstandenen intensiven Beziehungen haben teilweise bis heute Bestand.

„Also erstens Mal verbindet die Leutchen, die hier wohnen, die Tatsache, dass wir zusammen gebaut haben, wirklich zusammen gearbeitet haben. Wir haben an der Baustelle zusammen gestanden und haben geschafft.“ (Herr D., Siedler 1)

„Die Männer, hier ja alle, dadurch ist auch der Zusammenhalt so eng, weil ja die Männer hier alle gemeinsam, jeder nach seinem mit den Händen schaffen [...]“ (Frau B., Siedler 3)

Für fast alle Befragten hat ihr Austritt aus dem Berufsleben zu häufigeren oder sogar intensiveren Kontakten zu Nachbarn geführt. Für berufstätige Personen ist es oft schwierig, Kontakte mit Nachbarn zu unterhalten, da diese nur selten überhaupt in den Aktionsradius gelangen. Es wird ein großer Zeitanteil außerhalb der Wohnumgebung verbracht und die freie Zeit wird vor allem der Familie und Freizeitaktivitäten gewidmet. Nachbarn spielen eine sehr untergeordnete Rolle.

„Früher war es so, dann war man auch den ganzen Tag aus dem Haus.“ (Frau E., Städter 5)

Da Personen, die nicht mehr arbeiten, nicht mehr gezwungen sind die Wohnumgebung jeden Tag für einen großen Teil des Tages zu verlassen, verbringen sie deutlich mehr Zeit dort. Auf die große Bedeutung der in der Wohnumgebung verbrachten Zeit für Nachbarschaftskontakte weisen auch Rohr-Zänker /Müller (1998: 13) hin: „Wenn wenig Zeit im Nahbereich verbracht wird oder wenn Überschneidungen der Zeit, die Bewohner in der Nachbarschaft verbringen, gering sind, reduzieren sich die Möglichkeiten für soziale Beziehungen und gelebte Nachbarschaft.“ Dies führt dazu, dass nicht (mehr) berufstätige Personen mehr ‚mitbekommen‘ von dem, was in der Wohnumgebung geschieht und sich die Wahrscheinlichkeit erhöht, in der Wohnumgebung auf andere, ebenfalls nicht berufstätige, Personen zu treffen. Sie haben zudem mehr Zeit und Gelassenheit für spontane Gespräche, die auch einmal länger dauern können. Außerdem haben diese Personen mehr Zeit, um sich z.B. Vereinsaktivitäten oder Freizeitaktivitäten zu widmen, wo ebenfalls die Wahrscheinlichkeit hoch ist, dass sie auf andere Personen in ähnlicher Situation stoßen. Auch Hilfe für Nachbarn kann in höherem Maße geleistet werden.

„Für mich sind die [Kontakte zu Nachbarn] intensiver geworden. Man hatte ja früher nicht den täglichen Kontakt oder häufigen Kontakt, weil man tagsüber in der Arbeit war. Das hat sich

verändert, das hat sich wirklich verändert. Also man ist ja mehr oder weniger immer präsent jetzt, wie meine Frau das die ganze Zeit war, die hat ganz andere Kontakte als ich. Allerdings hat sich das mehr oder weniger jetzt verändert in den elf Jahren, die ich zuhause bin.“ (Herr N., Städter 6)

„Also die Freizeitaktivitäten haben tatsächlich erst dann angefangen, als wir Rentner waren, als wir dann zu Hause waren und konnten über unsere Zeit selbst entscheiden. Vorher war, da hatten sie auch keine Lust, wenn sie samstags mittags oder wann heim gekommen sind, abends nochmal weg zu gehen. Oder wenn sie dann gewusst haben, sie mussten sonntags morgens wieder früh raus. Das geht jetzt halt erst, seit dem wir vogelfrei sind.“ (Herr K., Siedler 4)

„Ich habe jetzt praktisch einen größeren Bekanntenkreis als ich vorher hatte.“ (Herr H., Siedler 2)

Frau G. gibt an, dass sie nur aufgrund der ihr durch den Berufsaustritt zur Verfügung stehende freie Zeit das Amt der Vorsitzenden des Bewohnervereins ausfüllen kann. Auch Herr T. berichtet, dass ihm die freie Zeit ermöglicht, sich für das Wohnprojekt und seine Weiterentwicklung zu engagieren.

„Dann [wenn man noch arbeiten würde] könnte man Vieles nicht machen in dieser Ausdehntheit. Dann hätte ich auch das Amt der Vorsitzenden nicht angenommen, wenn ich noch einen Achtstundentag hätte. Das kann man dann nicht alles so machen.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

„Ich habe halt jetzt auch viel mehr Zeit und Muße und überlege mir auch, was könnte man noch verbessern oder so.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

Für Frau C. (Städter 7) besteht die Veränderung darin, dass sie „mehr mitkriegt“, wobei sie hauptsächlich von Störungen und Regelverletzungen durch andere berichtet. So kommt es, dass sie stärker auf die Einhaltung von Absprachen seitens der Nachbarn achtet und betreffende Personen darauf anspricht, wenn sie eine Abweichung feststellt.

Aber auch Ähnlichkeiten im Lebensstil und Bildungsgrad sind eine Komponente intensiverer persönlicher Nachbarschaftsbeziehungen. So gibt etwa Frau G. (Wohnprojekt 1) in Bezug auf ihre individuellen Nachbarschaftsbeziehungen an, dass diese bewusst selektiv sind. Es ist für sie wichtig, mit den Menschen, mit denen sie Kontakt hat, auf einer „Augenhöhe“ zu sein. Dies deutet darauf hin, dass Homogenität und ähnliche Lebensstile Voraussetzung sind für einen engen persönlichen Kontakt. Die Aussage wird als Regel formuliert („man“). Die Befragte klingt hier elitär. Ihre Aussage widerspricht im Grunde dem Gemeinschaftsgedanken

des Wohnprojektes. Durch diese Herangehensweise entsteht eine (informelle) Hierarchie (zusätzlich zu der formalen aufgrund der Vereinsstruktur): Die Befragte und diejenigen Bewohner, die auf ihrer „Augenhöhe“ sind, stehen im Ansehen der Befragten höher als Bewohner, deren Bedürfnisse und Verhalten sich davon unterscheiden.

Zu intensiveren persönlichen Kontakten können Einrichtungen im Stadtteil beitragen, die gemeinsame Freizeitaktivitäten für Ältere anbieten. Frau L. (Städter 2) berichtet, dass – neben den Kontakten, die sie in ihrem Wohnhaus zu den direkten Nachbarn pflegt – besondere Kontakte und Freundschaften bestehen über einen Seniorentreff, das sie mehrmals die Woche besucht. Dort nimmt sie an künstlerischen Kursen teil und kann auch dort zu Mittag essen.

In den organisierten Nachbarschaften – Siedlergemeinschaften und Wohnprojekten – ist ein wichtiger Faktor intensiverer individueller Beziehungen die Teilnahme an Versammlungen und Aktivitäten. Eine gesteigerte Bedeutung hat die Vorbereitung solcher Termine. Hierdurch entstehen intensive, thematisch fokussierte Kontakte. Diese sind selten emotionaler Art, steht doch klar die jeweilige Funktion des Einzelnen im Vordergrund.

Ein zentraler Bestandteil von engeren Beziehungen zu einzelnen Nachbarn scheint hier zu sein, dass gemeinsam an der Weiterentwicklung des Zusammenlebens gearbeitet wird.

„Unser Vorstand, die Vorbereitungsgruppe für das Mitbewohnertreffen, das war eigentlich auch ganz schön, dass ist die Frau Z. und noch ein paar. Da wird auch mal geredet, sag was können wir denn verbessern, was können wir im Keller machen, [...] da können wir ja noch was draus machen. Oder hier mit Bepflanzung im Innenhof, da kommt schon einiges.“ (Frau G., Wohnprojekt 1):

Ein weiterer Aspekt ist die gemeinsame Erfahrung im Vorfeld des Wohnens als auch während des Wohnens. Insbesondere bei den Wohnprojekten wird deutlich, dass gegenseitige Kenntnis schon in der Planungsphase des Projekts zu heute immer noch stärkeren Bindungen geführt hat. Ähnlich ist es auch bei den Siedlergemeinschaften, die auch nach sehr langer Zeit – hier sind es 50 Jahre und mehr – gemeinsame intensive Bauerfahrungen noch in den Beziehungen fortleben und sie prägen.

8.3.3.2 Individuelle Nachbarschaftsbeziehungen – geringe Intensität

Auch wenn Kontakte eher oberflächlich und selten sind, können sie als durchaus positiv und wichtig wahrgenommen werden. Es kommt also weniger darauf an, dass zu jedem Einzelnen eine kontinuierliche, intensive Beziehungen besteht, sondern vielmehr auf die Qualität der einzelnen Begegnungen, die stattfinden. Auch durch das bloße gegenseitige Grüßen kann positive Bestätigung und Eingebundenheit vermittelt werden.

Viele Beziehungen unter Nachbarn werden durch zufällige Begegnungen geprägt (siehe Abschnitt 8.3.1). Kontakte werden nicht bewusst herbeigeführt und oft sind persönliche Beziehungen auch nicht erwünscht. Freundschaften und Beziehungen zu Verwandten stehen stattdessen im Vordergrund. Dies macht Frau C. deutlich:

„Was ich unter Kontakten versteh, Kontakte sind ja mehr oder weniger regelmäßig. Dazu gibt es keinen Anlass. Ja? Es gibt keinen Anlass. Es lebt im Grunde jeder für sich. Was ich also eigentlich auch begrüße, denn ich hab ja meinen Freundeskreis.“ (Frau C., Städter 7)

Eine räumlich weitere Entfernung der Wohnhäuser und Wohnungen zueinander trägt dazu bei, dass Kontakte weniger intensiv sind. Herr B. meint:

„Die Bindungen, die werden umso enger, je näher man wirklich in der Siedlung aufeinander hängt.“ (Herr B., Siedler 1)

Und Frau Z. gibt an:

„Man sieht sie [bestimmte Bewohner] nur im Aufzug und wundert sich: Wer ist das? Wie in einem Hochhaus. Anonym.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Sind für die einen geringfügige Kontakte zu Nachbarn ausreichend oder werden sogar als ideal angesehen, so sind andere enttäuscht über ein geringes Niveau der Interaktionen. Eine große Rolle spielt das – vermeintliche – Desinteresse der anderen Bewohner an Kontakten mit den Nachbarn. Dies wird insbesondere jüngeren Personen zugeschrieben und auch vorgeworfen (siehe dazu auch Abschnitt 8.3.6).

„[...] also jeder macht eigentlich eher, jeder kocht sein eigenes Süppchen und so irgendwie was Großartiges findet da nicht statt.“ (Herr K., Siedler 4)

„Die ich kennengelernt hab, mit denen komm ich allen aus. Aber ich möchte mal sagen, die die ich kennengelernt hab, die kann man hier an drei Händen abzählen. Mehr kenne ich nicht.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

„Die Leute wollen halt keinen näheren Kontakt oder jetzt einen nicht so nahe ran kommen lassen.“ (Herr H. , Siedler 2)

8.3.3.3 Kollektive Nachbarschaftsbeziehungen

Die individuellen Kontakte zwischen benachbarten Personen, die sich z.B. aufgrund räumlicher Nähe oder Sympathie zueinander ergeben, sind zu unterscheiden von kollektiven Kontakten über die Siedlergemeinschaft oder das Wohnprojekt. Bei den Befragten, die in städtischen Wohnlagen leben, spielt dies kaum eine Rolle. Nur bei einem dieser Befragten (Herr N., Städter 6) tauchen am Rande kollektive Aspekte auf, in Form eines Bewohnerbeirats, der gemeinsamen Neugestaltung eines Spielplatzes und eines Grillfests. Ansonsten scheinen Nachbarschaftsbeziehungen in den „normalen“ Wohnsituationen, die keinerlei organisierten Hintergrund haben, auch keine kollektive Komponente aufzuweisen.

Die individuellen Kontakte in den Siedlergemeinschaften und Wohnprojekten unterscheiden sich nur in Nuancen von denen, die auch in „normalen“ Wohngebieten vorkommen. Der Unterschied liegt vor allem darin, dass überhaupt eine (wie auch immer geartete) kollektive Identität besteht über die organisierten Formen der Nachbarschaft, die eine ganz andere Art des Kontakts zwischen den Bewohnern ermöglicht.

In den Siedlergemeinschaften wie auch den Wohnprojekten finden eine Reihe von gemeinsamen Aktivitäten statt, die zumindest dem Prinzip nach für alle Bewohner angeboten werden. Die Resonanz ist allerdings sehr unterschiedlich und auch die Bewertungen dessen durch die Befragten fallen unterschiedlich aus.

Die Zusammengehörigkeit mit den Nachbarn, die von den Befragten teilweise empfunden wird, bezieht auch solche Personen mit ein, zu denen keine persönliche Sympathie besteht. Somit ist es eine Solidarität, die von persönlichen Beziehungen abstrahiert.

8.3.4 Selbst- und Fremdwahrnehmung innerhalb der Nachbarschaft

8.3.4.1 Selbstwahrnehmung der Befragten

Einige der Befragten sehen sich in einer Sonderrolle. Dies kann durch eine formell hierarchische Struktur gegeben sein, die sie in eine Art „Machtposition“ gegenüber anderen Bewohnern versetzt. So ist Herr R. (Städter 3) Eigentümer des Hauses, und somit Vermieter. Auch Frau G. (Wohnprojekt 1) ist als Vorsitzende des Bewohnervereins in einer besonderen Position. Beide haben eine Funktion, die es erlaubt, den anderen Bewohnern Vorgaben bis zu einem gewissen Grad zu machen.

Vor allem aber sind es subjektive Wahrnehmungen, die die Befragten äußern, die sie als Inhaber einer besonderen Rolle innerhalb der Nachbarschaft kennzeichnen. So sieht sich Herr G. (Städter 1) als der Einzige im Haus, der sich „kümmert“, d.h. sich interessiert für die anderen Bewohner und ihnen gegenüber hilfsbereit ist. Auch Herr N. (Städter 6) stellt sich selbst als „Kümmerer“ dar, dem das Wohl der Personen im Haus ein Anliegen ist. Frau C. (Städter 7) bezeichnet sich als „Müllschlucker“. Sie drückt damit aus, dass Nachbarn ihr häufig ihren Kummer anvertrauen bzw. sie zuhört, wenn es Nachbarn nicht gut geht. Sie nimmt dabei eine negative Umdeutung vor, da sie dies für sich selbst als Belastung empfindet. Sie hat sich dieser Rolle aber wie einem Schicksal ergeben und „schluckt“ nun das, was ihr erzählt wird, aber tut nichts weiter (etwa keine Ratschläge erteilen).

Mehrfach wird von Befragten darauf hingewiesen, dass sie selbst zu den Erstbewohnern in ihrer Wohnumgebung gehören und daher einen stärkeren Kontakt haben zu anderen Personen, die ebenfalls schon lange dort leben. Sie grenzen sich so ab von „Zugezogenen“. Dies ist der Fall bei Frau A. (Städter 4), Frau C. (Städter 7), Frau und Herrn D. (Siedler 1) sowie Frau und Herrn B. (Siedler 3).

Frau und Herr K. (Siedler 4) sehen sich als zum „harten Kern“ derjenigen gehörig, die noch Interesse an den Veranstaltungen der Siedlergemeinschaft haben, diese aktiv mitgestalten und regelmäßig und intensiv nutzen. Im Gegensatz dazu sehen sie bei den meisten Bewohnern ein Desinteresse an gemeinschaftlichen Dingen. Frau Z. (Wohnprojekt 2) sieht sich selbst als „Neuankömmling“, da sie erst seit einem Jahr in der jetzigen Wohnung lebt. Sie empfindet sich selbst einerseits noch in einer Art Orientierungsphase im Hinblick auf die

Wohnsituation. Andererseits stellt sie sich aber auch als eine der Wenigen dar, die Interesse am Gemeinschaftsleben haben und versucht immer wieder, andere dafür zu begeistern – scheinbar ohne Erfolg.

Ein weiterer Aspekt ist das eigene Lebensalter im Vergleich zu dem der Nachbarn. Sowohl Frau S. und Herr H (Siedler 2) als auch Frau K. (Wohnprojekt 3) weisen darauf hin, dass sie einer bestimmten Alterskohorte innerhalb der Wohnumgebung angehören, was den Kontakt zueinander wesentlich beeinflusst (siehe dazu Abschnitt 8.3.3.1).

Andere Wahrnehmungen der eigenen Person innerhalb der Nachbarschaft werden implizit deutlich aus dem, wie sich die Befragten selbst darstellen. So erscheint Frau C. (Städter 7) als Regelwächterin oder Ordnungshüterin im Haus. Sie achtet penibel darauf, dass der Putzplan korrekt eingehalten wird und ist stets diejenige, die Nachbarn darauf anspricht, wenn sie eine ungeschriebene Regel verletzt haben, etwa indem sie zu laut Musik hören.

Doch nicht alle Befragten sehen sich selbst und ihr Verhalten in solch deutlicher Abgrenzung zu ihren Nachbarn. Auch die (prinzipielle) Gleichheit wird immer wieder von einigen Befragten betont. So etwa bei Frau L. (Städter 2), die darauf hinweist, dass alle Bewohner auf ähnliche Weise miteinander kommunizieren und gegenseitige Hilfe bei Krankheit leisten, etwa indem sie füreinander einkaufen. Ähnliches gilt für Frau A. (Städter 4), wo die Nachbarn gegenseitig auf die Häuser achten, wenn jemand in Urlaub ist. Bei Frau E. (Städter 5) besteht die Gleichheit darin, dass alle Nachbarn sich gegenseitig grüßen, also niemand intensivere Beziehungen zu Nachbarn hat. Frau K. (Wohnprojekt 3) sieht bei fast allen Bewohnern die gleiche Bereitschaft gegeben sich innerhalb des Wohnprojektes einzubringen. Auch Herr T. (Wohnprojekt 4) sieht alle Bewohner als „Gemeinschaftstypen“ an.

8.3.4.2 Wahrnehmung anderer Bewohner

Häufig werden solche Nachbarn beschrieben, die für die Befragten Kontaktpersonen darstellen, wobei für den Einzelnen die Kontakte eine sehr unterschiedliche Intensität haben können. Sie reichen von Grußkontakten über geselliges Beisammensein und „Vereinskameraden“ bis hin zu Freundschaften. Begründungen dafür, dass zu bestimmten Personen intensivere Kontakte bestehen, liegen unter anderem in einer Passung hinsichtlich des Lebensalters, räumlicher Nähe der Häuser bzw. Wohnungen, der gemeinsame Einzug in ein Wohnge-

biet oder gemeinsame Vereinsaktivitäten. Auch gleiche Interessen führen dazu, dass eher Kontakt zu Nachbarn besteht. Bei den Bewohnern der Siedlergemeinschaften, die zu den „Erstsiedlern“ gehören, kommt hinzu, dass der Kontakt wesentlich durch die gemeinsame Bauphase geprägt wurde (siehe dazu Abschnitt 8.3.3).

Andere Bewohner hingegen werden als eine Art „Nicht-Kontakt-Personen“ beschrieben. In der Regel wird die Ursache des ausbleibenden Kontakts beim Gegenüber gesehen, nicht bei sich selbst. Solche Nachbarn werden als Kontaktverweigerer dargestellt, als „verschlossen“ (Frau G., Wohnprojekt 1), „Zurückgezogene“ (Herr N., Städter 6) oder solche, die sich „abkapseln“ (Herr R., Städter 3). Als Begründungen unterstellt werden hohes Alter, Zeitmangel oder mangelndes Interesse. Weitere mögliche Gründe sind die „Wahrung der Intimsphäre“ und Angst vor Gerüchten. Andere Ursachen dafür, dass kein Kontakt zu bestimmten Personen besteht, werden darin gesehen, dass diese einen ganz anderen Tagesablauf haben, bedingt durch die unterschiedlichen Lebensphasen, in denen sie sich im Vergleich zu den Befragten befinden. Oder auch eine wahrgenommene Wertedifferenz wird als Ursache angeführt. Zudem weist Herr T. (Wohnprojekt 4) darauf hin, dass es durchaus Bewohner gibt, denen er von sich aus „auch mal aus dem Weg geht“ oder mit denen er nicht weiß, was er reden soll. Frau A. (Städter 4), Frau E. (Städter 5), Frau C. (Städter 7) sowie Frau und Herr K. (Siedler 4) weisen auf den eigenen Wunsch nach Distanz zu Nachbarn hin. Auch eigene Verpflichtungen oder Aktivitäten verhindern teilweise Kontakt zu Nachbarn. Hinzu kommen strukturelle Gründe, die Kontakt zwischen Nachbarn erschweren. Dazu gehört die räumliche Distanz der Häuser bzw. Wohnungen, eine große Anzahl von Bewohnern oder eine kurze Wohndauer

Bezüglich der Wohndauer wird, entsprechend der oben beschriebenen Selbstwahrnehmung der Befragten, häufig eine Unterscheidung getroffen zwischen „Alteingesessenen“ und „Zugezogenen“ (Frau B., Siedler 3). Erstere teilen in gewisser Weise eine gemeinsame Vergangenheit und grenzen sich daher deutlich ab von Letzteren. Innerhalb der Zugezogenen werden noch einmal Unterschiede wahrgenommen, zum einen dadurch, ob es sich um Kinder der vormaligen Hauseigentümer handelt, die damit zu einem gewissen Grad bekannt sind bei den Nachbarn, oder um gänzlich „neue“ Bewohner. Zum anderen liegt ein Unterschied

darin, ob die zugezogenen Personen als „Integrationswillige“ oder „Integrationsverweigerer“ wahrgenommen werden (Frau und Herr D., Siedler 1).

Einige Nachbarn werden als Störer oder Regelbrecher wahrgenommen bzw. als Personen, deren Verhalten als Abgrenzungsmerkmal für das eigene Verhalten herangezogen wird. So sieht Herr G. (Städter 1) in seinem Wohnhaus einige Bewohner als solche „wo man nen dicken Hals kriegt, wenn man die schon nur sieht“. Herr N. (Städter 6) bezeichnet einen Nachbarn als „Querulant“ und auch Herr D. (Siedler 1) empfinden einige Bewohner der Siedlung als „Querulanten“ und „Stinkstiefel“. Frau C. (Städter 7) sieht – entsprechend ihrer eigenen Rolle als Regelwächterin (siehe oben) – einige Bewohner als Regelbrecher. Ebenfalls entsprechend der oben beschriebenen Selbstwahrnehmung von Herrn und Frau K. (Siedler 4), sehen diese die meisten anderen Bewohner, insbesondere die Jüngeren, als Desinteressierte an, die sich nicht für den Erhalt der Siedlergemeinschaft und ihrer Traditionen einsetzen möchten. Frau Z. (Wohnprojekt 2) bezeichnet die große Mehrheit der Bewohner des Wohnprojekts, die nicht an gemeinsamen Aktivitäten mit anderen Bewohnern teilnehmen, geringen Kontakt haben und somit die Regeln nicht erfüllen, die von der Wohnungsbaugesellschaft hinsichtlich des gemeinschaftlichen Zusammenlebens vorgegeben werden, als „bequem“. In Frau K.s Fall (Wohnprojekt 3) handelt es sich um eine Person in der Nachbarschaft, die sich „nicht einbringt“ und damit eine Sonderrolle innerhalb der Bewohner einnimmt.

Vielfach werden einzelne oder auch alle Nachbarn als potenzielle oder tatsächliche Helfer in Sondersituationen wahrgenommen, etwa bei Krankheit oder Abwesenheit. Zudem werden einige als Hilfsbedürftige empfunden, weil sie krank sind, körperlich eingeschränkt, alleinstehend oder andere Defizite aufweisen. Diesen gegenüber wird Unterstützung geleistet oder zumindest angeboten (siehe dazu Abschnitt 8.4)

Es fällt auf, dass mehrere Befragte so gut wie keine Beschreibungen einzelner Personen vornehmen, die irgendwie auf unterschiedliche Wahrnehmungen dieser hinweisen könnten. Hierunter finden sich ausschließlich Siedlungs- und Wohnprojektbewohner. Es erscheint so, als würde hier die kollektive Wahrnehmung der Nachbarschaft die individuelle überdecken; die Vielfalt der stattfindenden Aktivitäten verhindert oder erschwert möglicherweise die Ausbildung persönlicher Beziehungen zueinander.

Generell werden Nachbarn vor allem wahrgenommen über von außen sichtbare oder einfach in Erfahrung zu bringende Merkmale. Das Lebensalter bzw. die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Alterskohorte ist, wie oben bereits angemerkt, eins der wichtigsten Kriterien der Einordnung von Nachbarn. Oft eng damit verknüpft ist zum einen die Wohndauer, zum andere die Tatsache, ob jemand berufstätig ist oder nicht. Auch Geschlecht, Nationalität, Familienstand sowie bestimmte Aspekte der Lebenssituation sind relevant, wie der „Wohlstand“ bzw. die finanzielle Situation oder Alkoholismus.

Ein individuelleres Kriterium der Wahrnehmung von Nachbarn ist persönliche Sympathie oder Antipathie. Diese wird stets nur in Bezug auf einzelne Personen geäußert, die eine Sonderrolle innerhalb der Menge aller Nachbarn einnehmen.

8.3.5 Normen und Verhaltenserwartungen

In den Aussagen der Befragten lassen sich Erwartungen an das Verhalten der Nachbarn abgrenzen von Normen für das eigene Verhalten. Für das eigene Verhalten wird als Norm angesehen, hilfsbereit und kontaktfreudig zu sein. Die Hilfsbereitschaft bleibt in der Regel hypothetisch, ist nicht auf konkrete Leistungen bezogen. Sie erscheint eher als eine generelle Einstellung gegenüber den Nachbarn denn als alltäglicher Bestimmungsfaktor der Beziehungen. Beispielhaft hierfür kann die Aussage von Herrn N. herangezogen werden:

„Man muss mit ihnen [den Nachbarn] reden und sich deren Geschichten und Nöte und Sorgen anhören, so dass man denen auch mal unter die Arme greifen kann.“ (Herr N., Städter 6)

Auch Höflichkeit, Toleranz und der Respekt der Lebensweise anderer gehören dazu.

„Warum soll ich denn meinen Lebensstil meinem Nachbarn aufoktroieren? Ich führ mein Leben und der führt sein Leben, und da wo wir uns ich sag mal in Führungszeichen in die Que-re kommen, da nehmen wir uns beide ein Stück zurück und lassen jedem seinen Freiraum. Also so stelle ich mir das idealerweise vor, Nachbarschaft.“ (Herr R., Städter 3)

„Ich denke immer es gibt ein Sprichwort: Wie man in den Wald rein ruft, so schallt es zurück. Wenn man ehrlich bleibt, keine Lügen in die Welt setzt und wenn man den anderen so nimmt wie er ist, es ist doch jeder eine Persönlichkeit, der eine so, der andere so.“ (Frau B., Siedler 3)

„Ich halte es für wichtig, dass man den Leuten einen gewissen Respekt zollt.“ (Frau C., Städter 7)

Für einige ist Distanzwahrung ein Grundsatz innerhalb der Nachbarschaft. So sind Frau und Herr K. (Siedler 4) der Meinung, dass der Kontakt mit Nachbarn nicht über gelegentliche Gespräche „über den Zaun hinweg“ hinausgehen sollte. Frau Z. (Wohnprojekt 2) sieht es als unmöglich an, einfach bei einem Nachbarn zu klingeln, wenn sie Kontakt wünscht. Es besteht eine Hemmung aufgrund einer Norm zur Distanzwahrung. Sie müsste aktiv werden, ohne zu wissen, ob der Nachbar in dem Moment bereit zur Kontaktaufnahme ist. Trotz Sympathie gegenüber diesem Nachbarn erscheint ein spontaner Kontakt also unmöglich.

An das Verhalten anderer werden im Grunde ähnliche Maßstäbe angelegt wie an das eigene. Auch hier sind Toleranz und Respekt, Höflichkeit, Hilfsbereitschaft und Hilfe untereinander zentrale Erwartungen.

„Man muss sich nicht mögen. Aber ich mein, zumindest als Mensch muss man sich tolerieren.“ (Herr G., Städter 1)

Zum Teil aber gehen die Erwartungen dahin, dass gemeinschaftliche Aktivitäten oder Engagement für die Gemeinschaft in den Vordergrund rücken.

„Man muss auch selbst was tun denke ich mal, wenn ich in eine Gemeinschaft rein will.“ (Herr B., Siedler 1)

Vor allem die Wohnprojekt-Bewohner, aber auch die Siedler haben eine hohe Erwartungshaltung hinsichtlich des Einbringens der Nachbarn für gemeinschaftliche Dinge. Insbesondere Frau G. (Wohnprojekt 1) und Frau Z. (Wohnprojekt 2) sehen sich in diesen Anforderungen schwer enttäuscht, da ihrer Meinung nach die Bewohner kaum Bemühungen für die Gemeinschaft zeigen.

Bei den Bewohnern der Siedlergemeinschaften liegt in den Aussagen der Befragten eine viel stärkerer Aufteilung der Bewohner in Gruppen vor als bei den Stadtbewohnern: Es gibt eine deutliche Abgrenzung der Erstbewohner, d.h. den „Alten“ gegenüber den „Jungen“, die zugezogen sind. Von letzteren wird Integration, Übernahme der Werte der Erstbewohner und Anpassung an bestehende Strukturen erwartet oder zumindest gewünscht (was in vielen Fällen enttäuscht wird). Der Kontakt zu jüngeren Personen, die neu in ein Haus oder eine Siedlung einziehen, erscheint in vielen Fällen davon abzuhängen inwieweit diese bereit sind sich zu „integrieren“. Diese Aufgabe der Integration wird allein den Zuziehenden zugeschrieben und beinhaltet eine hohe Erwartungshaltung. Eine Mitverantwortung für das Entstehen

von Kontakt seitens der Personen, die bereits vor Ort leben, wird nicht in Betracht gezogen.

Herr und Frau D. sehen es so:

„HERR D: Es kommt immer auf die Leute selbst an. Es gibt Leute, die wollen sich sofort integrieren und es gibt aber auch welche, da habe ich nicht das Gefühl, dass die also Interesse daran haben sich zu integrieren, die bleiben isoliert. Oder ob die jetzt drauf warten, das ist immer das alte Spiel, dass man sie jetzt händeringend auffordert, komm mit in diese Gemeinschaft. Man muss auch selbst was tun denke ich mal, wenn ich in eine Gemeinschaft rein will. Ich habe eben nicht den Eindruck, dass die das wollen. [...] Es ist so unterschiedlich wie jeder Einzelne ist, so unterschiedlich sind dann die Möglichkeiten. Zum Beispiel die K.s. FRAU D.: Die haben sich sofort integriert. HERR D.: Die haben ganz gezielt und ganz bewusst haben die also daran gearbeitet Mitglied in dieser Gemeinschaft zu sein. Und da hat es auch keine Probezeit gegeben, die wollten dann, dann war das so.“ (Frau und Herr D., Siedler 1)

Auf eine etwas andere Weise liegt dies auch bei den Wohnprojekt-Bewohnern vor. Hier spielt zwar das Lebensalter eine geringere Rolle, dafür tritt umso stärker die Erwartung des „aktiven Einbringens“ hervor.

8.3.6 Grenzen in den Beziehungen zueinander

Grenzen innerhalb von nachbarschaftlichen Beziehungen sind zum einen räumlicher, zum anderen sozialer bzw. handlungsbezogener Natur. Eine räumliche Grenze besteht für einige darin, dass private Treffen oder gegenseitige Besuche in den eigenen vier Wänden zwischen Nachbarn strikt abgelehnt werden. Die Entstehung funktionaler oder emotionaler Beziehungen wird dadurch erschwert, aber so wird auch das Konfliktpotenzial minimiert. Frau K. etwa ist der Meinung:

„Ich finde, das hat man schon oft gehört, wenn dann so eine Hockerei anfängt, der bei dem, der bei dem Nachbarn und ich gehe mal rüber und irgendwann ist es irgendeinem zu viel und dann gibt es Streit. Und deshalb finde ich, wie wir es machen, mal so über den Zaun reden oder so, das ist besser, wie wenn man jetzt so eine Hockerei anfängt, ich komm mal rüber zu dir, wir trinken mal ein Bier oder so. Das bringt irgendwo nichts.“ (Frau K., Siedler 4)

Für die Hauseigentümer ist in vielen Fällen der Gartenzaun eine Grenze, über die hinweg zwar Kontakte stattfinden, die aber nicht überschritten wird. Auch die Haustür bzw. der Bereich davor ist eine räumliche Grenze, die gezogen wird (siehe zu räumlichen Bedingungen Abschnitt 8.3.8).

„Ich denke wir reden miteinander wenn wir im Garten sind, da wird schon miteinander geredet.“ (Herr H., Siedler 2)

„Aber so, dass jemand an die Haustür kommt oder so, das gibt es nicht.“ (Frau K., Siedler 4)

Eine soziale Grenze besteht unter anderem darin, dass gewisse Dinge nicht mit Nachbarn besprochen werden sollten und Nachbarn nicht alles wissen sollten, was innerhalb einer Familie in einem Haus/einer Wohnung passiert. Herr D. (Siedler 1) meint, man solle sich gegenseitig „nicht in die Töpfe gucken“. Für einige der Befragten gehen die Grenzen noch weiter. So schließt etwa Frau A. (Städter 4) gemeinsame Feiern aus, zudem ist gegenseitiges Duzen für sie unvorstellbar. Frau E. (Städter 5) sieht das Klingeln an der Haustür ohne vorherige Ankündigung als eine Verletzung der Privatsphäre an.

Es wird zudem von einigen Befragten erwähnt, dass es wichtig sei, die individuellen Grenzen der Nachbarn, die möglicherweise von den eigenen abweichen, zu respektieren.

„Manche sind direkt, da hat man Kontakt und manche sind halt eher, das merkt man aber auch, ob einer möchte oder nicht, ob einer ein Gespräch sucht oder nicht. Und dann lässt man es halt sein. Man probiert es und wenn nicht, dann ist es halt so.“ (Frau D., Siedler 1)

„Es ist einfach erkennbar, da ist ne Grenze, da wollen die nicht. Und dann spricht man das auch nicht an. Wenn da von alleine irgendetwas kommt, dann reagiert man darauf. Aber bewusst ist das nicht gefragt.“ (Herr R., Städter 3)

Darüber hinaus kann das Eingebundensein in andere soziale Kontexte Nachbarschaftskontakte als uninteressant erscheinen lassen.

„Ich bin ja nun auch fast jeden Tag unterwegs. Durch [die Seniorengruppe]. Und ehemalige Kolleginnen und Turnverein. Also da sind ist so eine Menge Leute, die da zusammenkommen. Also bis jetzt hab ich noch nichts vermisst.“ (Frau E., Städter 5)

„Ich bin jetzt natürlich hier durch [die Seniorengruppe] sehr eingebunden und wir unternehmen viel. Dadurch vermisst man jetzt diesen nachbarlichen Kontakt nicht allzu stark, sagen wir mal. War vielleicht früher intensiver. [...] Meine Sache spielt sich jetzt hier eben mehr in der Gruppe. Wie gesagt, dann geht man einmal im Monat mit den Arbeitskollegen zum Frühstück, dann gehen wir einmal hier von der Gruppe aus einmal kegeln im Monat. Wenn Schlechtwetter ist spielen wir hier Karten, Museumsbesuche, haben ne Koch-AG gegründet. Halt sowas.“ (Frau A., Städter 4)

8.3.7 Konflikte, Störendes und darauf bezogene Lösungsstrategien

Konflikte kommen in den Nachbarschaften von vielen Befragten nicht vor oder sind so geringfügig, dass sie nicht als erwähnenswert wahrgenommen werden. Werden störende Aspekte und Konflikte berichtet, so sind die entweder personenbezogen oder beziehen sich auf übergeordnete, strukturelle Bedingungen. Personenbezogene Konflikte entstehen häufig aus Lärmbelästigungen, Verschmutzung bzw. unterlassener Reinigung und anderen Missachtungen von Regeln. Hiermit ist verbunden, dass Nachbarn eher als Belastung oder Störung der Privatsphäre wahrgenommen werden.

„Es kommen auch schon mal immer wieder welche, die sich nicht so schicken. Also Krach machen, laute Musik. Wenn man da anklopft: ‚Geh doch ins Heim, alter Mann!‘-, Da kommst du auch mal hin!“, sag ich da.“ (Herr G., Städter 1)

„Die Nachbarin hat zwei weiße Schäferhunde und die sind teilweise sehr laut und dann muss ich sagen, schlecht erzogen, wenn da auf der Straße vorne jemand vorbei geht, wenn sie oben auf der Terrasse sind, wird derjenige angebellt, bei jeder Bewegung. Wenn da eine Maus läuft fangen die an zu bellen. Oder wenn sie hier draußen auf der Wiese sind, die meiste Zeit sind sie ja im Haus und wenn sie auf der Wiese sind, teilweise ignorieren sie uns, ein anderes Mal kommen sie an den Zaun und springen am Zaun hoch und plärren da rum.“ (Herr H., Siedler 2)

„Müllprobleme ist ein Dauerthema. Die Mülltrennung funktioniert nicht. Und es ist auch dreckig vor den Mülltonnen. Und das stört die Leute natürlich alles.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

„Bei uns im Haus, also sie [die Vermieterin] ist sehr darauf bedacht, dass das pikobello alles ist. Ich weiß noch, als ich da eingezogen bin, da [...] kam die abends noch zu mir: ‚Sie müssen die Treppe putzen.‘ Und da kriegte meine Schwägerin so nen Kopf, da sagt sie: ‚Wo bist du denn reingezogen?‘ Das sind so Sachen. Wir müssen zum Beispiel unterschreiben [...] wann ich denn den Keller geputzt habe, wann der Speicher geputzt worden ist. Der Aufnehmer, der muss so liegen. Also das sind Sachen, die mich stören. Die nehm ich aber in Kauf, weil mir das sonst da gut gefällt.“ (Frau L., Städter 2)

„Konflikte entstehen in erster Linie dadurch, jeder hat hier eine ganz bestimmte Aufgabe. Zum Beispiel hier [den Innenhof] halten die Männer sauber. Wir Frauen sind fürs Haus, im Haus zuständig. Da hat jeder seine Aufgabe. [...] Es gibt den Gemeinschaftsraum. Es gibt eine Gästewohnung. Es gibt den Waschraum. Es gibt den Keller. Das muss ja alles sauber gehalten werden. Und Konflikte entstehen, dass irgendjemand, was leider vorkommt, diese Aufgabe nicht erfüllt.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

„Streitereien gibt es schon. Das sind schmale Straßen hier, da oben haben wir zwei, die wohnen gegenüber und wenn der sein Auto hier parkt, dürfte eigentlich auf der anderen Seite nichts parken, sonst kommt man nicht mehr durch. Dann parkt der andere aber genau auf der anderen Seite, dass dann die Leutchen nicht mehr durchkommen.“ (Herr D., Siedler 1)

Frau Z. weist darauf hin, dass Konflikte solcher Art normal seien und auch Wohnprojekte da keine Ausnahme bilden, obwohl sie sich dies erhofft hatte, als sie in das Projekt einzog.

„Das sind Dinge, die gibt es überall. Aber man hofft, wenn man in so nem besonderen, geförderten Wohnprojekt lebt, dass es anders werden könnte, als es normalerweise ist.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Mit solchen Konflikten gehen Zuschreibungen von Eigenschaften und Einstellungen an diejenigen einher, die als Verursacher angesehen werden. Dazu gehören „Engstirnigkeit“ (Frau L., Städter 2), Egoismus, Unhöflichkeit, mangelnde Rücksichtnahme sowie – insbesondere bei den organisierten Formen der Nachbarschaft – fehlender Integrationswille oder mangelnde Identifikation mit den Zielen und Werten der Menschen in der Wohnumgebung.

Konflikte werden aber auch oft „fremden“ Personengruppen zugeschrieben, die aus Sicht der Befragten bestehende Regeln nicht kennen oder nicht beachten wollen:

„Das sind Kleinigkeiten. Wenn einer zum Beispiel seine Blumen über mir gießt und ich hab dann anschließend den ganzen Balkon nass, oder kehrt alles nach unten und ich kann dann auch wieder anfangen. Sowas stört mich. Wenn einer so rücksichtslos ist, das mag ich nicht. Weil man so erzogen ist, alles ordentlich und sauber. [...] Aber sie haben Leute, das sind dann auch keine XXXer [Name der Stadt], die dann da kein Problem mit haben.“ (Frau E., Städter 5)

„Da gibt es eigentlich immer die gleichen Themen, das ist die Vermietung des Gemeinschaftsraums an ausländische Mitbürger, die nicht wissen, wann 22 Uhr ist. Und da gibt es immer Lärm und da gibt’s Polizei und so weiter. Ein Ärgernis. Und dann haben auch manche Leute was gegen die Kinder, die hier im Hof spielen. Das ist ja alles moderat, aber manchmal spielen sie mit harten Fußbällen an die Hauswand und das schallt hier alles ziemlich stark hoch. Und da fühlen sich manche belästigt von den Kindern. [...] Und da war am Karfreitag ein türkischer Kindergeburtstag. Da wurde nicht saubergemacht.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Im letzten Zitat wird auch deutlich, dass das Verhalten von Kindern zu Schwierigkeiten in den Nachbarschaftsbeziehungen führen kann. Auch Herr N. berichtet von einem Konflikt mit einer Nachbarin, der unter anderem durch ihren Sohn bestand:

„Wegen allen möglichen Dingen [hat man sich da gestritten]. [...] Und das eskalierte dann natürlich auch. Mit dem Putzen hatten wir mit der Schwierigkeiten, die Treppe zu putzen. [...] Keller putzen musste man auffordern, wenn die dran war. Vor allen Dingen durfte man, der Junge, der war son bisschen ungezogen, und wenn man dem mal was sagte, dann war es vorbei.“ (Herr N., Städter 6)

Frau G. ist der Meinung, dass das Unterlassen der Reinigung des Treppenhauses auf ein mangelndes Gemeinschaftsgefühl der betreffenden Personen zurückzuführen sei:

„Ich sehe es ja am Müll oder ich sehe es ja auch am Kehren, einige putzen und kehren überhaupt nicht. Da denke ich, sie haben kein Gemeinschaftsgefühl. Wenn ich in einer Gemeinschaft bin, muss ich auch putzen, selbst wenn ich den Dreck nicht selber gemacht habe, zum Beispiel.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

Herr N. sieht Konfliktpotenzial auch dadurch gegeben, dass einige Personen anderen unberechtigt Verhaltensvorschriften machen:

„Wenn der eine hergeht aus dem Nachbarhaus, der uns dann nen Zettel in den Flur hängt: ‚Ihr müsst eure Blumen pflegen, und zwar soundsoundso‘, da kann ich keinen keine Beziehung zu aufbauen, zu so nem Menschen. Das ist son gravierender Fall für mich.“ (Herr N., Städter 6)

Übergeordnete Bedingungen, die als störend empfunden werden beziehen sich auf eine hohe Fluktuation der Bewohner, das soziale Umfeld oder fehlendes Mitsprache- und Entscheidungsrecht bezüglich Dingen, die die Gemeinschaft betreffenden.

Lösungsstrategien

Um Konflikte auszuräumen oder zu vermeiden wird häufig direkt miteinander kommuniziert, wenn sich jemand gestört fühlt durch das Verhalten eines Nachbarn:

„Dann ruf ich an und sag: ‚Könntest du das ein bisschen leiser machen?‘ [...] Wichtig ist immer, dass man nicht sofort mit Hacke und Schippe dran geht, so mit Gewalt.“ (Frau C., Städter 7)

„Ich habe der C. mal oben gesagt, die hatte Geranien in Töpfen und da waren eine Weile bei mir immer Geranienblüten. Und ich habe die einmal unterm Schuh gehabt und bin hier rein und hatte diese Geranienblüten. Da habe ich ihr gesagt: ‚C., weißt du was passiert ist?‘ Und da sagt sie: ‚Ach, dann passe ich jetzt besser auf oder nächstes Jahr pflanze ich andere Blumen. Ich will nicht, dass du mit den Geranien Schwierigkeiten hast.‘ Das ist natürlich fantastisch.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

„Herr K.: Seine Redewendung ist ja, wenn er mich dann etwas hochnehmen will, und wenn zum Beispiel wie das mit dem Ast war und ob er den abschneiden könnte und da hat er gemeint: ‚Herr K., müssen wir das jetzt mit dem Rechtsanwalt klären?‘ Und dann habe ich gesagt: ‚Das können wir so klären, ich habe es ja ihnen jetzt gesagt, überlegen Sie sich, was Sie machen wollen.‘ Also wir können noch drüber reden und ich will auch nicht gleich, wie das berühmte mit Kanonen auf Spatzen schießen. Wenn mir irgendwas nicht gefallen würde, dann würde ich ihn schon ansprechen und würde sagen: ‚Hören Sie mal, wie sieht denn das aus, können wir uns darüber mal unterhalten, wir können wir das abstellen.‘ [...] FRAU K.: Man darf halt nicht alles so auf die Spitze treiben. HERR K.: Man muss flexibel sein.“ (Frau und Herr K., Siedler 4)

Eine andere Lösungsmöglichkeit ist die Anpassung des eigenen Verhaltens in Bezug auf Personen, mit denen schwierige Beziehungen bestehen. Ein „diplomatischer“ Umgang kann so Konflikte vermeiden:

„Da war mal nebenan im Haus ne Hausbesitzerin, die war sehr herrisch. Bis dass ich das mal rausgekriegt hab. Und dann hab ich gesagt: ‚Naja gut, dann gehste halt mit ihr ein bisschen diplomatischer um.‘ Und dann ging es auf einmal. Ich bin ja selber ein relativer Bollerkopf. Und wenn also zwei Menschen aufeinanderknallen, das ist nicht immer so günstig. Und da hab ich einfach gesagt: ‚Naja, der Klügere gibt nach und gehste ein bisschen diplomatischer da ran.‘ Und dann funktionierte das. Wir haben nie wieder Streit gehabt. Also das war einfach mal ne Meinungsverschiedenheit und wir sind uns zum falschen Zeitpunkt übern Weg gelaufen. War aber nichts wo also, was weiß ich, Schiedsmann oder Rechtsanwalt oder son Zeug. Nein.“ (Herr R., Städter 3)

Frau E. stört das „Gerede“ zwischen den Nachbarn. Daher versucht sie, Kontakt zu vermeiden, indem sie ihre Lebensmittel nicht vor Ort einkauft, um nicht an Klatsch und Tratsch beteiligt zu werden.

„Dann hab ich mir immer meine Sachen aus der Stadt mitgebracht, da gab es nen kleinen Metzger, da wurde aber nur geredet und gemacht und getan und da bin ich dann einfach nie hingegangen. Das war so ein Laden, wo dann alles breitgetragen wurde: ‚Haste da schon gesehen, weißte dieses, weißte jenes.‘ Und da bin ich kein Typ, der das schön findet.“ (Frau E., Städter 5)

Im Wohnprojekt von Herrn T. existieren zwei verschiedene institutionalisierte Formen der Konfliktkommunikation und -lösung. So müssen Unstimmigkeiten nicht zwischen den einzelnen beteiligten Personen ausgetragen werden, sondern können bei Bedarf mit Hilfe dafür geschaffener Instanzen geklärt werden:

„Wir haben bisher zweimal im Jahr eine Mediation gemacht. Um Probleme, die hier natürlich auftauchen, im Miteinander zu besprechen. Den einen Termin hatten wir bisher immer mit einer Fremdmoderatorin gemacht, die haben wir quasi eingekauft. Die hat das fachlich ordentlich moderiert und strukturiert. Und einmal versuchen wir es selber zu machen. Das ist für so Gruppen unbedingt wichtig. Deswegen ist es trotzdem nicht das Paradies, aber das Zusammenleben ist einfacher, wenn Konflikte nicht unter den Teppich gekehrt werden oder so im Hintergrund mitgeteilt werden, sondern offen, mehr oder weniger offen da, jedenfalls zweimal im Jahr offen angesprochen werden. Wir haben aber auch eine Arbeitsgruppe Kommunikation. Wenn Konflikte vorhanden sind, ist das ja oft auch ein Kommunikationsproblem, das die nicht abgesprochen werden.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

In den organisierten Nachbarschaften ist es viel eher möglich, Konflikte etwa durch Beschlüsse der Gemeinschaft beizulegen. Es finden meist regelmäßig Bewohnerversammlun-

gen statt, in denen Schwierigkeiten angesprochen und gemeinsam gelöst werden können. Ein Vorteil besteht darin, dass zwei streitende Parteien Dritten gegenüber einen Sachverhalt erläutern müssen, der dann im Idealfall neutral behandelt werden kann.

Es gibt aber auch einige Personen unter den Befragten, die im Konfliktfall die Konfrontation mit Nachbarn scheuen und daher keine Lösung anstreben. Man „geht sich aus dem Weg“, Konflikte werden unterdrückt oder hingenommen, da eine Thematisierung aus Sicht der Befragten zu nichts führen würde.

„I: Gibt es auch Personen mit denen Sie gar keinen Kontakt haben? FRAU D.: Ja. HERR D.: Ja, das sind die Stinkstiefel. Subjektiv. Da grüßt man sich noch nicht mal. Da gibt es also schon Leute, die also wirklich, aber dann eigentlich mit fast Allen Ärger haben. Ganz wenige. Dann geht man sich aus dem Weg und dann war es das. [Es ist nicht so,] dass es da offenen Streit gibt.“ (Frau und Herr D., Siedler 1)

I: Gibt es auch Menschen mit denen Sie gar keinen Kontakt haben? Herr N.: Ja natürlich. Bei zweiundsiebzig Einheiten, sicher. Man sieht sich, aber Kontakt hat man da nicht. Auch negativen Kontakt gibts. I: In welcher Weise? Herr N.: Das sind Leute, die kann man nicht riechen. Im wahrsten Sinne des Wortes. Man hat ne Pathie, ne Sympathie oder ne Antipathie. Aber bei dem einen baut sich das wieder ab, wenn mal ne Antipathie da ist, aber bei manchen verstärkt sich das noch. I: Wie gehen Sie dann damit um? Herr N.: Man geht sich aus dem Weg. (Herr N., Städter 6)

„Ich habe bis jetzt noch nichts gesagt. Ich hab immer geschluckt.“ (Frau E., Städter 5)

8.3.8 Orte des nachbarschaftlichen Kontakts – privat, halböffentlich, öffentlich

In den vorherigen Abschnitten wurde bereits teilweise die Relevanz der räumlich-baulichen Bedingungen für nachbarschaftliche Kontakte angedeutet. Hier sollen diese nun noch einmal gebündelt dargestellt werden.

Bauliche Komponenten können die Kontakte zwischen Nachbarn beeinflussen. Zunächst einmal hat die Lage von Wohnungen bzw. Häusern zueinander einen Effekt darauf, ob die dort wohnenden Personen überhaupt mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit aufeinander treffen können. Herr G. (Städter 1) berichtet bspw., dass der einzige persönliche Kontakt, den er mit einer Nachbarin in der Vergangenheit hatte, daraus entstand, dass ihre Wohnun-

gen aneinander grenzten und sie sich daher hin und wieder an den Wohnungstüren begegneten. Frau A.s (Städter 4) Nachbarschaftskontakte beschränken sich auf die Personen, die den direkt an ihr Reihenhaus angrenzenden Häusern leben. Herr N. erzählt, dass die Lage seines Hauses in einem Wendehammer dazu führt, dass er zu vielen Personen im Wohngebiet zumindest Grußkontakt hat:

„Wir wohnen in einem Wendehammer. Und alle die da wohnen müssen bei uns an der Tür vorbei. So kriegt man immer wieder Kontakt und lernt dann auch neue Leute kennen.“ (Herr N., Städter 6)

Auch die Anzahl der Häuser und damit Bewohner wird als relevant erachtet. Eine große Vielzahl wird als hinderlich für Kontakte angesehen:

„Bei neunundvierzig Häusern, mit den hinteren kann man gar nicht Kontakt halten.“ (Frau A., Städter 4)

Herr D. sieht die geringe Größe der Siedlung als Garant dafür an, dass alle Kontakt miteinander aufrechterhalten können:

„Wenn die Siedlung noch größer wäre, dann würde sicherlich so eine Anonymitätseffekt eintreten, ist hier aber nicht.“ (Herr D. Siedler 1)

Als Kontaktorte sind zunächst Orte innerhalb des Wohnhauses zu unterscheiden von solchen außerhalb. Innerhalb des (Mehrfamilien-)Hauses sind nochmals private und halböffentliche Räume voneinander abzugrenzen.

Zu den privaten Orten zählen insbesondere die Wohnungen einzelner Personen bzw. Familien. Diese werden einerseits im Zuge von Feierlichkeiten z.B. zu Geburtstagen genutzt, oder werden andererseits im Kontext von Hilfe relevant, so etwa bei Krankheit, wenn eine Person an die Wohnung gebunden ist. Bei Frau A. sind beide Aspekte gegeben:

„Bei den Nachbarn in der Wohnung, jetzt zum Beispiel Geburtstage. Dann wird man da eingeladen. Und dann ist das ne große Runde, je nachdem, oder nur Kaffeetrinken, dann sind's so sechs Personen, mal mehr, mal weniger. Geburtstag ist dann auch schon mal zehn bis vierzehn.“ (Frau A., Städter 4)

„Wenn man jetzt krank im Bett liegt, wir haben nen Schlüssel, dann kommen sie und sagen: "Frau xxx [ihr Name]" oder umgekehrt "kann ich Ihnen was helfen?" Da kann man dann ruhig ins Schlafzimmer gehen und guckt nach dem Rechten.“ (Frau A., Städter 4)

Zudem finden bei einigen auch spontane Kontakte in den Wohnungen statt, die allerdings als Besonderheiten herausgestellt werden. So berichtet Frau G. ausführlich von einem gemeinsamen Fernsehabend mit einer Nachbarin, der eine einmalige, aber für sie sehr prägende Erfahrung war und ihrer Vorstellung von guter Nachbarschaft entspricht:

„Das war neulich ne schöne Situation. Mein Fernseher hat nicht geklappt, da verstellen sich immer die Sender. Und ich bin so ein Tatort-Fan. Und da hab ich sonntags irgendwann angerufen die H. [eine Freundin], die hat gesagt, ne mir passt das nicht, ich leg mich immer schon gleich ins Bett. Und dann hab ich die Frau B. angerufen, die alte Dame da vorne [zeigt auf eine andere Wohnung, die vom Fenster aus zu sehen ist]. Da hat die gesagt: Ich freu mich, wenn Sie kommen. Kommen Sie doch zum Tatort. Da hatte die ein Tischchen bereitgestellt, zwei Gläser, ein Fläschchen Sekt, Kekse. Und dann haben wir beiden Tatort geguckt und das war so herrlich. Hat sie gesagt: Frau H., Sie können ruhig öfters kommen, das war ja so schön, dass Sie da waren. Also solche Sachen ergeben sich. Aber das war jetzt ein Mal. Vielleicht sollte man das öfters mal machen, zusammen Fernsehen gucken oder irgendwas. Das hat sich ganz spontan ergeben. Das war richtig nett. Dann war das längst zuende, haben wir Viertel vor zehn ausgemacht. Ich glaub, ich war bis halb elf noch bei der Frau B., haben wir über alles Mögliche gesprochen.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

In der Regel, so zeigt sich, sind Privatwohnungen also eher in Ausnahmesituationen Nachbarschafts-Orte. Es gibt allerdings auch einige Befragte, die sich regelmäßig mit Nachbarn innerhalb von Wohnungen treffen, so etwa Frau S. und Herr H. (Siedler 2), die einmal in der Woche gemeinsam mit Nachbarn Rommee spielen. Oder auch Frau L. (Städter 2): Sie trifft sich häufiger mit einer bestimmten Nachbarin in deren Wohnung zum gemeinsamen Kaffeetrinken. Dies ist auch bei Frau Z. der Fall:

„Eine Nachbarin hat mich schon in ihre Wohnung eingeladen, da haben wir jetzt schon öfter hin und her eingeladen. Und das läuft ganz gut, da bin ich auch sehr glücklich drüber, auch weil's ne hochinteressante Frau ist und die immer was zu erzählen hat, es ist wirklich ganz toll.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Es handelt sich in diesen Fällen also um ganz bestimmte Personen, mit denen besondere Beziehungen bestehen, die sich von denen zu andere Nachbarn unterscheiden.

Garten, Balkon und Terrasse sind baulich-räumliche Faktoren, durch die Kontaktaufnahme zu Nachbarn möglich wird. Sie stehen in der Einordnung zwischen „privat“ und „halböffentlich“. Einerseits gehören sie zum privaten Gebiet der jeweiligen Bewohner, andererseits können von dort aus Nachbarn gesehen werden oder man selbst wird gesehen von Nachbarn. Spon-

tane (Gruß-)Kontakte und Gespräche mit Nachbarn sind möglich, ohne das schützende eigene Territorium verlassen zu müssen.

„Man grüßt sich, auch vom Nebenhaus, vom Balkon aus, man sieht sich.“ (Frau E., Städter 5)

„Wenn man an den Häusern vorbeigeht und einer steht aufm Balkon und sagt Hallo.“ (Herr N., Städter 6)

Auf diesen Aspekt weisen Skjaeveland/Garling (1997: 193) hin: „Semiprivate space, operationalized as front gardens or verandas suitable for durable stay [...] is believed to combine affordances for a certain degree of privacy and territorial control with options for active contact into adjacent public space or neighbour properties.“

Herr und Frau K. etwa geben an, dass sie mit den unmittelbaren Grundstücksnachbarn über den Garten in Kontakt kommen. Dies scheint allerdings nicht absichtsvoll herbeigeführt zu werden, sondern geschieht aufgrund der Einsehbarkeit der Gärten, die Kontaktaufnahme fast schon erzwingen, um nicht unhöflich zu erscheinen:

„Wir sehen uns dann im Garten. [...] Bei der Gartenarbeit trifft man sich, macht einen Plausch über den Zaun, schimpft auf die Politik oder je nachdem was gerade aktuell ist und ja, das war es dann auch schon wieder.“ (Herr K., Siedler 4)

Frau S. und Herr H. berichten von intensiveren Kontakten „über den Zaun“ hinweg. Bei ihnen herrscht diesbezüglich Nostalgie vor, sie sehen hier einen Rückgang dieser Art des Kontakts durch den Wechsel der Bewohner:

„FRAU S.: Also so über den Zaun, so wie damals als ältere Leute da gewohnt haben, denen die Häuser gehört haben, da war schon, da wurde schon mal ein Späßchen über den Zaun gemacht, Witzchen erzählt, auch schon mal ein Gläschen Wein getrunken, da war der Zaun noch nicht so hoch. Das war natürlich viel schöner. Auch die Nachbarschaft hier, wie die E.s noch gelebt haben, da war das schon ein bisschen familiärer, da war das nicht so... HERR H.: Ich denke wir reden miteinander, wenn wir im Garten sind, da wird schon miteinander geredet und so, aber jetzt mal, doch wir haben schon mal eine Flasche Sekt draußen getrunken, dann haben wir ein Bier getrunken und so. FRAU S.: Ja, aber nicht so wie früher.“ (Frau S. und Herr H., Siedler 2)

Für Herrn und Frau B. entstehen auch schon mal intensivere spontane Kontakte durch Begegnungen im Garten. Diese nehmen aber bedingt durch das eigene höhere Alter immer weiter ab:

„HERR B.: Heute, nachdem wir nicht mehr arbeiten brauchen, damit unser eigenes Hin- und Herwackeln besser in den Griff kriegen können oder wir viel mehr Zeit haben, schaut man schon mal hier rüber oder schaut schon mal da rüber. FRAU B.: Unser Nachbar kommt dann uns sagt, wie sieht es denn aus, ich habe Durst. Hast du auch Durst. HERR B.: Man ruft über den Zaun, was machst du gerade? Ich sage, ich habe mir gerade eine Flasche Bier aufgemacht. Ich komme dazu. Das sind dann so. Jetzt wo uns das alles ein bisschen schwerer fällt ist das Bier trinken auch nicht mehr so angesagt. Es wird ruhiger, sagen wir mal so.“ (Frau und Herr B., Siedler 3)

Frau und Herr B. berichten, dass sie gezielt für Nachbarschaftskontakte den Bereich vor ihrem Haus nutzen. Dies gilt allerdings nur für die „engere“ Nachbarschaft, zu denen also ohnehin intensivere Bindungen bestehen. Andere Personen aus der Wohnumgebung bleiben davon ausgeschlossen:

„Wir haben zum Beispiel hier, genau um diesen Zusammenhalt zu fördern, vor unserm Haus hier in der Ecke haben wir eine Sitzgelegenheit, zwei Bänke hingestellt, einen Tisch und dann treffen sich also im Sommer, setzten sich die Frauen abends da hin, hier so aus der engeren Nachbarschaft, klönen, trinken einen und was da ebenso da ist. Das machen wir schon. Aber das ist dann eben nur diese Ecke hier und die anderen kommen nur mit rollenden Augen vorbei und schauen, was da los ist.“ (Herr B., Siedler 1)

Auf die Bedeutung des Gartens im Zusammenhang mit den frühen Siedlergemeinschaften weist Hafner 1996: 574) hin. Damals war der Garten, „von Frühjahr bis Herbst der primäre Wohnbereich der Familie, das sogenannte grüne Zimmer. Hier spielten die Kinder, hier erholte man sich nach der Arbeit, hier traf man Freunde und Nachbarn, hier fand das Familienleben statt.“ Heute ist diese intensive Nutzung und damit Relevanz des Gartens zwar zurückgegangen, dennoch ist der Garten nach wie vor ein Ort, in dem und durch den Beziehungen zu den umliegenden Bewohnern gepflegt werden.

Durch die Einsehbarkeit dieser Räume und das direkte Angrenzen an private Räume anderer Personen können aber auch Konflikte entstehen, etwa durch Lärmbelästigung. Herr D. berichtet von einem Fall, der zu einer extremen Reaktion durch einen Nachbarn geführt hat:

„Um mal ein Beispiel zu nennen, hier der E.L., der hat einen wunderschönen Gartenteich hinten und hat im Sommer Frösche da drin. So. Und eines Tages war in diesem Teich Altöl, da hat irgendein Nachbar dem Altöl nachts in den Teich gekippt.“ (Herr D., Siedler 1)

Halböffentliche Räume existieren vor allem in Mehrfamilienhäusern. Die gemeinsam von allen Nachbarn genutzten Räume und Flächen sind potenziell Bereiche, in denen Kontakte entstehen und Interaktionen stattfinden können. Sie ermöglichen Begegnungen, mancher

könnte es aber auch als ein Erzwingen wahrnehmen. Zunächst kommen den Erschließungsbereichen, d.h. dem Hausflur und dem Treppenhaus eine große Bedeutung zu (vgl. auch Deinsberger-Deinsweger 2015: 8). Innerhalb der Bereiche vor den Wohnungen besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, auf Mitbewohner zu treffen. In der Regel findet bei solchen zufälligen Begegnungen zumindest gegenseitiges Grüßen oder oberflächliche Kommunikation statt.

„Ich zog da ein und nach einiger Zeit, man sieht sich ja auf dem Flur oder kurz. Mein Eingang war so und ihr Eingang (zeigt eine über-Eck-Konstellation mit den Händen). Da kommt man natürlich auch ins Gespräch schon mal.“ (Herr G., Städter 1)

„Man trifft sich im Treppenhaus.“ (Frau L., Städter 2)

„I: Und wenn da Kontakte stattfinden, wo finden die statt? Herr R.: Ja, im Treppenhaus meistens.“ (Herr R., Städter 3)

In den Wohnprojekten existieren zum Teil Laubengänge statt geschlossene Treppenhäuser, die zum einen zusätzlich von anderen Punkten der Häuser aus einsehbar sind, so dass eine größere Chance entsteht sich zu begegnen. Insofern können sie eine ähnliche Funktion wie Balkone annehmen. Zum anderen bieten sie eher als geschlossene Treppenhäuser Aufenthaltsqualität – zumindest wenn die Witterungsbedingungen es zulassen – was potenziell intensivere Kontakte möglich macht. Im Sommer kommt es z.B. vor, dass Bewohner sich auf den Laubengang „häuslich einrichten“, und dort längere Zeit verbringen.

„Das [die Laubengänge] sind einfach Möglichkeiten, dass man sich trifft.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

„Ich weiß von einer Nachbarin, die sitzt im Sommer hier auf diesem Laubengang, die hat sich häuslich eingerichtet, und da werde ich hochgehen und gucken, ob sie da sitzt und setz mich zu ihr.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Eine Studie des Lehrstuhls für Wohnungsbau und Wohnungswirtschaft der TU München stellt fest, dass zum einen die bauliche Gestaltung von Laubengängen (u.a. Breite, Verhältnis zur Umgebung) einen Einfluss hat auf deren Nutzung und Bedeutung für die Hausbewohner. Zum anderen ist aber auch entscheidend, dass es eine „Bereitschaft zur Gemeinschaft“ (Ebner/Klaffke 2006: 107) unter den Bewohnern gibt. Laubengänge können ein „informeller Ort der Begegnung“ sein, an dem sich „verschiedene Aktivitäten überlagern und zufällige Begegnungen begünstigt werden“ (ebd.).

Eine teilweise andere Qualität haben gemeinschaftlich genutzte Räume mit einer spezifischen Funktion, wie etwa Waschraum, Keller oder Speicher. Hier erledigen die Nutzer in der Regel bestimmte Tätigkeiten. Hierdurch kann einerseits ein zeitlich längerer Aufenthalt am jeweiligen Ort provoziert werden, andererseits bestehen über die Spezifität des Raumes und der Tätigkeit bereits Anknüpfungspunkte für Kommunikation, was den Kontakt miteinander erleichtern kann.

„Man begegnet sich im Waschraum. Wir haben einen gemeinsamen Waschraum, jeder natürlich seine eigene Waschmaschine, was schön ist. Und da begegnet man sich sowieso. Oder man geht, man trifft praktisch immer jemanden. Auch jetzt, ehe Sie kamen, draußen im Hausflur, schnell jemand getroffen.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

Weitere Orte des zufälligen Kontakts stellen Briefkästen, Mülltonnen oder auch Aufzüge dar. Hier finden kurze, zeitlich zunächst begrenzte (und einfach begrenzbar) Begegnungen statt, die sich aber nach Lust und Laune auch ausdehnen lassen, indem ein Gespräch einfach fortgeführt wird, wenn das eigentlich Beabsichtigte – Post aus dem Briefkasten nehmen, Abfall entsorgen, die Etage wechseln – abgeschlossen ist.

Eine Besonderheit der Wohnprojekte ist das Vorhandensein eines Gemeinschaftsraumes. Deinsberger-Deinsweger (2015: 6) bezeichnet Gemeinschaftsräume als „soziale Interaktionsräume“, die der „informellen, zwanglosen zwischenmenschlichen Begegnung“ dienen und gemeinschaftsfördernd wirken. Diese Gemeinschaftsräume werden in der Praxis aber, wie aus den Aussagen der Befragten hervorgeht, auf sehr unterschiedliche Weise genutzt und sind somit mit qualitativ sehr verschiedenen Beziehungen verbunden. Frau K. und Herr T. berichten, dass die Gemeinschaftsräume in ihren Wohnprojekten häufig und vielfältig genutzt werden:

„I: Die Kontakte finden dann eher draußen oder auf den Fluren statt? Frau K.: Hier auch, hier im Gemeinschaftsraum auch. Manchmal ganz spontan. Wer hat Lust Gesellschaftsspiele zu machen? Ja und dann sind wir plötzlich hier. Oder jemand hat Besuch gehabt und hat Kuchen übrig. Ja dann begegnet man sich sowieso oder man klingelt, wie auch immer, und dann sagt man: Ich hab noch Kuchen, komm, wir trinken nen Kaffee und essen den Kuchen auf, der gestern übrig geblieben ist.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

„Größere Geburtstage werden dann normalerweise auch im Gemeinschaftsraum gefeiert. Da wird dann insgesamt eingeladen dazu und da wird dann Kuchen gebacken.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

Frau G. (Wohnprojekt 1) berichtet, dass im Gemeinschaftsraum hin und wieder Feste stattfinden sowie Aktivitäten wie gemeinsames Singen und Basteln. Aus ihrer Sicht sollte der Raum jedoch viel intensiver genutzt werden. Auch Frau Z. (Wohnprojekt 2) wünscht sich, dass der Gemeinschaftsraum stärker genutzt würde:

„Wir haben einmal im Monat einen Kaffee-Treff im Gemeinschaftsraum, der für sowas da ist, einmal im Monat einen Stammtreff, wo wir abends zusammensitzen und selbstmitgebrachte Lebensmittel essen. [...] Und ich als Musikerin biete an Singen, ich geh mit meinem Akkordeon dann in den Gemeinschaftsraum. [...] Ich hab gedacht, als ich mich für die Wohnung beworben hab und von diesem Gemeinschaftsraum die Rede war, da hab ich mir das so irgendwie, natürlich irrig, vorgestellt: Wenn einem die Decke auf den Kopf fällt geht man da runter und guckt, ob da noch so n Hansel sitzt und setzt sich zu dem, trinkt n Tässchen Kaffee und so. Aber so ist es leider nicht. Der Raum ist abgeschlossen.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Verschiedene Autoren weisen darauf hin, dass die Konzeption und anschließende Nutzung von Gemeinschaftsräumen nicht ohne Schwierigkeiten sind und häufig fehlschlagen. Es sind unterschiedliche Kriterien, die für das Gelingen zu beachten sind, wie etwa die Lage innerhalb eines Projektes, der „Aufforderungscharakter“, der Bewohner zum Verweilen einlädt, das Nutzungsangebot innerhalb des Raums sowie ein angenehmes Ambiente (vgl. Deinsberger-Deinsweger 2015; Forlati 2013)

Eine ähnliche Funktion wie ein Gemeinschaftsraum kann – bei entsprechend guten Witterungsverhältnissen – ein Innenhof oder ein anderer Bereiche haben, der gemeinsam nutzbar ist. Eine Bank in einem Innenhof oder in der Nähe wird in einigen Interviews hervorgehoben. Hier können spontane Kontakte und Zusammenkünfte entstehen.

„Oder man geht zur Mülltonne und oft landet man dann auf der Bank, die ja da steht [vor der Haustür ist ein kleiner Innenhof]. Und die ist dann, gestern Nachmittag war die rammelevoll. Und die Kinder, da wird gemalt, da wird, ja, was auch immer, Ball gespielt.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

„Gestern, ich ging mit meiner Katze spazieren [...]. Und in dem Rondell, was wir da haben, da saß ein Mitbewohner mit einem Tablett und einer Flasche Wein und gleich vier Gläser und ein bisschen Knabbergebäck und ich ging vorbei und da sagt er gleich: ‚[Vorname des Befragten], ein Glas Wein wäre doch angesagt.‘ Da sage ich: ‚Ja hast ja eigentlich Recht.‘ Und ich musste dann weg, wir wollten in einen Film. Aber dann kamen andere, völlig spontan, das Wetter war schön, wir hatten noch eine Flasche Wein im Kühlschrank gehabt. So etwas findet also häufig statt, völlig ungeplant.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

Durch die Architektur können, wie Herr T. (Wohnprojekt 4) es ausdrückt, „gute Möglichkeiten“ geschaffen werden, um sich mit anderen Bewohnern zu treffen. Festzuhalten ist allerdings, dass die genannten räumlichen Gegebenheiten nicht „von selbst“ dazu führen, dass Kontakte zwischen Nachbarn entstehen. Vielmehr können sie dabei helfen, bereits bestehende Beziehungen zu intensivieren, indem sie zusätzliche Möglichkeiten der Aktualisierung dieser Beziehungen schaffen. Es handelt sich also um Orte der Kontaktpflege, nicht der Kontaktentstehung. Auch Rohr-Zänker/Müller weisen darauf hin, dass bauliche Gegebenheiten zwar fördernd wirken können, aber nicht in erster Linie zentral sind für die Entstehung von nachbarschaftlichen Kontakten: „Wenn die gebaute Umwelt auf Verhalten wirkt, dann eher indirekt: sie stellt den Rahmen für mögliches Verhalten. [...] Baulich-räumliche Strukturen sind [...] nicht unwichtig, aber zweitrangig für die Entwicklung sozialer Beziehungen; wenn sie attraktiv sind für nachbarschaftsorientierte Gruppen, fördern sie Nachbarschaft indirekt.“ (Rohr-Zänker/Müller 1998: 22)

Öffentliche Orte können auf unterschiedliche Weise relevant sein für Nachbarschaftsbeziehungen. Zum einen spielen öffentliche Einrichtungen eine Rolle, die den Kontakt zu Mitmenschen zum Ziel haben, wie dies bei Frau L. (Städter 2) der Fall ist, die regelmäßig mehrmals in der Woche einen Seniorentreff im Stadtteil besucht.

Zum anderen finden auch im öffentlichen Raum zufällige Begegnungen statt, etwa im Bus oder an Bushaltestellen, beim Einkaufen im Wohnumfeld, im Café oder einfach auf der Straße. Durch solche Begegnungen können Nachbarschaftsbeziehungen gestärkt werden, da sie eine neue Sichtweise auf die betreffenden Personen und andere Gesprächsinhalte ermöglichen. Zudem ist hier die Bekanntheit miteinander, und sei sie sonst im Alltag sehr schwach, doch noch immer stärker als die zu anderen zufällig anwesenden Personen. Auch wenn Sennett (1986) darauf verweist, dass es durch gesellschaftlichen Entwicklungen wie Individualisierung und Rückzug ins Private zu einem „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens“ gekommen sei, scheinen öffentliche Räume auch heute noch eine Rolle im nachbarschaftlichen Alltag zu spielen. Sie können „Orte des Austauschs, der zufälligen Begegnung, des Kennenlernens von Andersartigem“ sein (Reicher/Kemme 2009: 9).

„Immer dann, wenn man im Nachbarhaus auch jemand ganz gut kennt, ist da ne Begrüßungszeremonie, die dann stattfindet. Und man spricht dann mal drei, vier Worte. Oder einer ist krank gewesen, den sieht man dann mit seiner Frau wieder draußen, da geht man dann

auch schon mal hin und sagt ihm, dass man sich freut, dass man ihn sieht. Und das muss aber nicht direkt in ner intimen Beziehung oder in ner Freundschaft enden.“ (Herr N, Städter 6)

„Man sieht sich außerhalb oder man trifft sich beim Einkaufen im Alltag, man hat ein paar gute Worte füreinander.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Zudem bedingen hin und wieder Vereinsaktivitäten der Siedlergemeinschaften oder Aktivitäten des Wohnprojekts Kontakte außerhalb der direkten Wohnumgebung. Hierzu zählen zum einen Lokale oder andere Veranstaltungsorte, an denen organisatorische Treffen oder Feste stattfinden. Zum anderen sind dies Orte, die im Rahmen gemeinsamer Ausflüge besucht werden.

8.4 Nachbarschaftshilfe – Realitäten und Potenziale

Die dritte Fragestellung der vorliegenden Arbeit war die nach den Vorstellungen älterer Menschen von gegenseitiger Hilfe zwischen Nachbarn. Daran schloss sich die Frage an, welches Potenzial die alltäglichen Nachbarschaftsbeziehungen für gegenseitige Hilfeleistungen aufweisen. Im Folgenden werden die zentralen Aspekte der Nachbarschaftshilfe der Befragten erläutert. Zunächst wird auf Motive der Hilfeleistung eingegangen (8.4.1) und die Relevanz von Hilfe durch Nachbarn im Vergleich zu anderen Personen dargestellt (8.4.2). Es folgen Erläuterungen zur Reziprozität der nachbarschaftlichen Hilfeleistungen der Befragten (8.4.3). Anschließend werden die Leistungsarten erläutert (8.4.4). Schließlich wird auf Voraussetzungen und Entstehungsbedingungen von Nachbarschaftshilfe (8.4.5) sowie Hinderungsgründe und Grenzen eingegangen (8.4.6).

8.4.1 Motive der Hilfeleistung

Es lassen sich drei Arten von Motiven für das Leisten von Nachbarschaftshilfe voneinander abgrenzen: emotional orientierte Motive, normenorientierte Motive und leistungsorientierte Motive.

Zu den emotional orientierten Motiven gehört die Dankbarkeit der Empfänger der Hilfeleistung.

„[...] sie sind natürlich dankbar drum.“ (Frau E., Städter 5)

Zudem wird Hilfe geleistet, wenn dies ein Bestandteil der „normalen“ Handlungsweisen innerhalb der Nachbarschaft ist, um so zur Gruppe dazuzugehören, also ein „Wir-Gefühl“ zu erzeugen.

„Wir helfen uns untereinander schon und sprechen auch miteinander. Also es ist ein sehr sehr gutes Verhältnis, was wir haben.“ (Frau L., Städter 2)

„Da weiß ich auch, wenn ich da anrufen würde, dass die sofort da wären. Aber ich glaube in der gesamten Siedlung. Wenn ich jetzt drüben bei ihnen anrufen würde und sage: ‚Hört mal, so und so ist es‘, dann weiß ich, dass die kommen. Also hier wüsste ich nicht, keinen rauszunehmen, der das nicht machen würde. Das ist schon der Zusammenhalt, ist ziemlich eng.“ (Frau B., Siedler 3)

Ebenfalls zu dieser Gruppe der Motive zählt das Einbringen des eigenen Fachwissens oder eigener Fähigkeiten, da dies eine Bestätigung der Person und der Relevanz der Tätigkeiten darstellt.

„Ich habe mal Schreiner gelernt und dann kommt schon mal jemand der sagt: ‚Hör mal, meine Tür schließt nicht mehr.‘ Und dann gehe ich hin und mache dem die Tür.“

Auch wird explizit davon berichtet, dass Hilfeleistung eine „innerliche Befriedigung“ oder ein „gutes Gefühl“ vermittelt.

„Hilfe zu bekommen und Hilfe zu geben ist ja auch was, was einen innerlich befriedigt. [...] Das gibt einem ein gutes Gefühl. Du tust was. Du gibst was wieder von dem, was sie mir hier auch gibt [die Person, der geholfen wird].“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

Bei den normenorientierten Motiven der Hilfeleistung geht es in erster Linie darum, die eigenen normativen Anforderungen zu erfüllen, die jemand an sich selbst stellt.

„Ja natürlich [kann ich mir das vorstellen]. Warum? Ich biete mich ja auch an.“ (Herr N., Städter 6)

„Das ist selbstverständlich.“ (Frau B., Siedler 3)

Doch auch die Erfüllung festgeschriebener Normen fällt unter diese Art von Motiv.

„Wir haben das [gegenseitige Unterstützung] in unserer Satzung drin und das ist die Prämisse, warum Leute hier eingezogen sind.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

Hinzu kommt ein Bedürfnis, anders zu handeln als die vermeintlich verrohte Gesellschaft. Die Befragten sehen ihre Einstellung und ihr Handeln bezüglich Nachbarschaftshilfe als ideal

an und betrachten im Gegensatz dazu das Handeln des Großteils der Menschen als unsolidarisch.

„Es hilft doch kaum noch einer heute.“ (Herr G., Städter 1)

Die dritte Kategorie, leistungsorientierte Motive der Hilfeleistung, beinhaltet vor allem Sicherheitsaspekte. Die Befragten fühlen sich dadurch in ihrer Wohnumgebung sicherer, da sie selbst, aber auch die Nachbarn, auf ungewöhnliche Vorkommnisse achten. Eine große Rolle spielt dabei, dass im Falle von Abwesenheit eines Nachbarn auf deren Haus bzw. Wohnung geachtet wird. Aber auch das Verhalten gerade von älteren Nachbarn wird im Auge behalten, um Abweichungen vom Gewohnten zu bemerken und ggf. darauf reagieren zu können.

„Ich habe einen Schlüssel, die hat von uns einen Schlüssel, wir können zu jeder Zeit rein und gucken.“ (Frau B., Siedler 3)

„Jetzt ist zum Beispiel die Nachbarin in Urlaub gefahren. Dann hab ich hier den Schlüssel. Dann geh ich jeden Morgen und Abend und mach die Jalousien rauf und runter, gieß die Blumen, nehm die Post raus, gucke ob sonst alles in Ordnung ist. [...] Bewacht praktisch, wir sagen, wir bewachen das Haus.“ (Frau A., Städter 4)

8.4.2 Relevanz von Hilfe durch Nachbarn im Vergleich zu anderen Personen

Die Familie wird als erste Instanz angesehen, die bei Bedarf um Hilfe gebeten wird. Dies ist auch in den beiden organisierten Formen der Nachbarschaft der Fall.

„Also wenn jetzt hier was Gravierendes wäre, dann würde ich meinen Sohn, seine Familie ansprechen oder auch seine Familie [gemeint ist die ihres Partners], wenn irgendwie was wäre, dass man das erst mit denen mal bespricht.“ (Frau S., Siedler 2)

„Hilfe kriegen wir durch unsere Kinder, die gut auf uns aufpassen und auch mit Rat und Tat, mehr mit Tat uns beistehen. Unsere Nachbarn werden auch immer gucken kommen: ‚So, hast wieder bis um drei geschlafen, was soll das?‘ Das passiert auch. Aber direkte Dinge, da haben wir Glück, dass wir ein Kind hier wohnen haben und die anderen nicht weit entfernt sind.“ (Herr B., Siedler 3)

„Meine zwei Töchter, mein Schwiegersohn, die sind halt weit weg, die sind um die 400/500 km weg. Also da würde ich jetzt nicht... Und von meiner Lebensgefährtin, in die Familie bin ich jetzt quasi auch hinein gekommen, und da würde ich auch gleich sagen, also die hat drei längst erwachsene Kinder und Enkelkindern. Und da ist auch diese freundschaftliche Beziehung da, wo man sich gegenseitig helfen würde und wird.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

Ein Grund dafür ist, dass die Hilfe durch Familienmitglieder, in der Regel die Kinder oder Enkelkinder (so sie denn in der Nähe leben), leichter anzufordern ist. Wohnen aber die Kinder oder andere Verwandte so weit entfernt, dass sie nicht infrage kommen für Hilfeleistung, erscheinen Nachbarn als wichtigere Bezugspersonen.

„[Nachbarn haben eine besondere Rolle,] weil sie halt eben präsent sind. Ja, sie sind da. Die Kinder gehen arbeiten oder wohnen nicht hier. Ja, da sind die Nachbarn die ersten Bezugspersonen“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

Neben der Familie stehen Freunde aus der Wohnumgebung oder von außerhalb stärker im Vordergrund. Diese werden auch bei emotionaler Hilfe relevant.

„Wenn ich jetzt plötzlich Hilfe brauchte, ganz dringend, weil die Kinder am arbeiten sind, die sind ja nicht auf der Stelle greifbar, dann würde ich bei D.s anrufen.“ (Herr H., Siedler 2)

„Die Familie fängt einen auf. Das können Nachbarn oder gute Freunde zum Teil nur. Aber ich finde als erste Linie die Familie. Gute Freunde auch, Freunde. Da kann man sich auch ausweinen mal. Das kann man, wirklich gute Freunde. Aber ich finde die Familie ist ganz wichtig. Auf beiden Seiten, da hilft man sich, das geht man durch dick und dünn.“ (Frau A., Städter 4)

Herr D. macht deutlich, dass es von der Art der Hilfeleistung abhängt, ob Familienmitglieder oder andere Personen um Hilfe gebeten werden. Je nach dem können dann auch Nachbarn eher für Hilfe in Frage kommen.

„Je nachdem was es für eine Hilfe ist, frage ich natürlich erst mal meine Kinder. Mein Sohn [...] alles was also Männersache ist, dann frage ich den, wenn der das kann. Der ist Maschinenbauingenieur, wenn ich also in der Richtung ein Anliegen habe, dann macht der mir das und wenn es Elektroangelegenheiten sind, dann frage ich den Herr L., der ist Elektriker. Und sie fragt natürlich die Schwiegertochter wenn irgendwas ist. Das ist klar. An sich sind da die Bindungen ganz eng, auch ganz klar zu den Kindern.“ (Herr D., Siedler 1)

8.4.3 Reziprozität der Leistungen

Viele der für Nachbarn erbrachten Unterstützungsleistungen beruhen auf Gegenseitigkeit. So wird Hilfe geleistet in der sicheren Erwartung, dass man bei Bedarf ebenfalls von Nachbarn Hilfe erhalten würde. In vielen Fällen wird die Reziprozität generalisiert auf alle Personen in der Nachbarschaft, d.h. innerhalb eines Mehrfamilienhauses bzw. in der direkten Wohnumgebung. Hilfeleistungen sind dann nicht an bestimmte Nachbarn und die persönliche Beziehung zu diesen gebunden. Gerade dies kann zentraler Bestandteil des Wesens von

Nachbarschaftshilfe sein. Das Helfen findet „untereinander“ statt und wird z.B. geleistet, wenn „irgendeiner“ krank ist. Dies weist darauf hin, dass es jeden im Haus/in der direkten Wohnumgebung einbezieht, jeder hilft jedem bei Bedarf. Die Bereitschaft Hilfe zu leisten ist unabhängig von der Güte oder Intensität des sonstigen Kontakts zueinander.

„Der eine ist dem anderen behilflich.“ (Frau E., Städter 5)

„Hin und zurück, so auf jede Art und Weise.“ (Herr N., Städter 6)

„FRAU S.: Wenn was wäre könnte man eigentlich bei jedem klingeln und sagen: ‚Kannst du mir mal helfen?‘. Also ich denke das kann man überall hier. HERR H.: Ja, also ich glaube auch, dass da niemand wäre, der sagen würde: ‚Ich will jetzt nicht‘, oder irgendwas.“ (Frau S. und Herr H., Siedler 2)

In anderen Fällen beschränken sich gegenseitige Hilfeleistungen nur auf einige wenige Nachbarn. Diese sind in der Regel in ähnlichem Alter und es besteht eine längere gemeinsame Wohndauer. Es handelt sich um Beziehungen, in denen eine größere Vertrautheit besteht als zu andern Nachbarn. In Abhängigkeit von der jeweiligen Art der Hilfeleistung können bei einer Person gleichzeitig ausgeglichene und unausgeglichene Hilfebeziehungen bestehen.

„Er [der Mann der Befragten] musste jetzt wegen den Augen [zum Arzt], da ist der D. [Vornahme des Nachbarn] gefahren, der hat ihn zum Arzt gefahren und hat ihn auch wieder geholt. So ist es aber auch, wenn er nicht fahren kann, dann ist das selbstverständlich, dass er fährt und so.“ (Frau B., Siedler 3)

„Je nach dem welche Hilfe ich brauche suche ich mir die, von denen ich glaube, dass sie am geeignetsten sind, diese Hilfe auch zu gewähren. In aller Regel sind es aber die unmittelbaren Nachbarn, mit denen ich besonders guten Kontakt habe. In dem Falle sind es die L.s hier, das sind unsere Leib- und Magen-Nachbarn.“ (Herr D., Siedler 1)

„Da gibt’s drei Familien, mit denen ich sehr guten Kontakt habe, die ich auch bitte für mich mal irgendwas zu erledigen oder die ich dann auch schon mal, wenn ich mit dem Auto fahre, mit in die Stadt nehme oder die mich mitnehmen, wenn sie in die Stadt fahren.“ (Herr N., Städter 6)

Die geleisteten Tätigkeiten müssen nicht denen entsprechen, die man selbst erhält. So beschreibt Frau E., dass ein älteres Ehepaar aus der Nachbarschaft ihren Briefkasten regelmäßig leert, wenn sie in Urlaub ist, sie dies aber nicht auf gleiche Weise zurückgeben kann, das Ehepaar nicht mehr in Urlaub fährt. Ausgeglichen wird die Leistung daher dadurch, dass Frau E. diesen Nachbarn immer ihre Tageszeitung gibt, wenn sie diese gelesen hat.

„Sie fahren nicht mehr, eben weil der Mann krank ist. Sonst könnte ich mich revanchieren. Aber so haben sie halt meine Zeitung und das ist dann auch ganz schön. (Frau E., Städter 5)

Auch unausgeglichene Hilfeleistungen kommen vor. Herr G. (Städter 1) stellt sich als den einzigen Bewohner im Haus dar, der Nachbarn hilft. In seinem Haus „schert sich einer nach dem anderen nicht“, die Leute interessieren sich nicht füreinander, haben keinen Kontakt und kümmern sich nicht, wenn jemand in einer problematischen Lage ist. Er wirkt wie ein ‚einsamer Helfer‘ und Beobachter einer verwahten Situation. Er selbst erhält keinerlei Unterstützung durch Nachbarn, möchte aber auch keine Hilfe annehmen und nicht danach fragen. Auch Herr R. (Städter 3) berichtet von Hilfeleistungen, die er erbringt, nicht aber von erhaltener Unterstützung. Auch er lehnt Hilfeleistungen ab, wobei er sich vor allem auf Hilfe im Pflegefall bezieht.

„Ganz ehrlich gesagt, also ich will da keinen jetzt zu Unrecht verurteilen, aber ich hab da kein Vertrauen im ganzen Haus meinen Schlüssel irgendjemand zu geben, wenn mal irgendwas ist. Würd ich nicht machen. [...] I: Können Sie sich denn vorstellen, dass Sie sich von Nachbarn helfen lassen? B: Ich wüsst so gar nicht, was mir jetzt da helfen. Ich hab meine Möbel stehen, ne. Wenn mal irgendwas ist, was zu schwer ist, wie jetzt vor kurzem die Waschmaschine, da hab ich dann bezahlt, dass sie die alte mitnehmen, weil sie mir zu schwer war von der zweiten alleine runter. [...] Und eh ich nen andern frage, da bezahl ich lieber.“ (Herr G., Städter 1)

„I: Auf wen können Sie sich denn da verlassen, wenn Sie mal Unterstützung oder Hilfe bei irgendwas brauchen? Herr R.: Nein. Nein. Würd ich auch nicht wollen. Da gibts nen Pflegedienst im Zweifelsfall. Würde ich nicht wollen. Möcht ich auch eigentlich nicht, dass das irgendwann meine Partnerin mal muss.“ (Herr R., Städter 3)

Auch bei Frau Z. (Wohnprojekt 2) erscheint die Hilfsbereitschaft ungleich. Sie ist zu Hilfeleistungen bereit, die andere ausschließen und ihr verweigern. Sie ist zudem enttäuscht, dass ihre Hilfsbereitschaft von den Nachbarn zurückgewiesen wird.

„Ich erzähle Ihnen eine Sache, wir haben zwei Todesfälle gehabt und da wurden dann die Wohnungen ausgeräumt. Und die Angehörigen oder wer auch immer haben die Mülltonnen vollgestopft. Und wir wussten nicht wohin mit unserm Müll. Und hab mich erkundigt und hab, es gibt sogenannte graue Müllsäcke, da kostet ein Müllsack zwei Euro fünfzig und da kann man was rein tun und der wird dann von der Müllabfuhr mitgenommen, während wenn man andere Säcke da hinstellt, das nehmen sie nicht mit. Also bin ich losgetigert und hab einige graue Müllsäcke gekauft und hab dann an alle Nachbarn einen Brief geschrieben, in den Briefkasten geworfen: ‚Ich hab graue Müllsäcke gekauft, ich hänge einen hier am Laubengang auf und Sie können da ihre Sachen reintun und ich bring’s dann runter.‘ Da hat sich nur ein Nachbar dazu geäußert und hat gesagt: ‚Auf dem Laubengang können wir keinen Müll haben.‘ Also der fand das schlecht. Und die andern haben sich nicht geäußert dazu, die hatten

das Problem offensichtlich nicht. [...] Also hab ich meine Mülltüte leer wieder reingenommen und hab's hier auf dem Balkon gelagert. Also eine Initiative, die von mir auf die andern ging, tot. Und umgekehrt ist wirklich noch nichts passiert mir gegenüber.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Ähnliches berichtet auch Frau G. (Wohnprojekt 1). Sie bietet ihren Nachbarn immer wieder ihre Hilfe an, diese nehmen sie aber nicht in Anspruch.

„Ich habe ein Auto, ich hab immer gesagt, auch zur A. nebenan: ‚Sag mir Bescheid, ich fahr euch zum Arzt, ich hol euch ab, wenn mit den Zähnen oder mit den Augen oder irgendwas ist.‘ Das wird aber nicht so, also bis jetzt war das sehr wenig. [...] Ich hab zu den beiden Leuten gesagt, wo die Partner im Rollstuhl sitzen: ‚Sagt mir Bescheid, wenn ich mal kommen soll oder was vorlesen oder irgendwie was tun soll.‘ Aber das wird auch nicht so angenommen.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

Es wird deutlich, dass Reziprozität eine gängige Norm im nachbarschaftlichen Alltag darstellt. Ist sie nicht gegeben, wird dies von den Befragten in den Interviews bedauert und angeprangert.

8.4.4 Leistungsarten

Von den Befragten werden viele unterschiedliche Arten der Nachbarschaftshilfe benannt. Dabei unterscheiden sich die erbrachten und erhaltenen Leistungen kaum voneinander. Ein genereller Unterscheid liegt aber darin, dass wesentlich mehr erbrachte Leistungen genannt werden als erhaltene. Auf die Ursachen dessen wird in Abschnitt 8.4.6 eingegangen.

8.4.4.1 Realisierte Leistungen

Die innerhalb der nachbarschaftlichen Beziehungen der Befragten stattfindenden Hilfeleistungen wurden zum Teil bereits aus den bisherigen Ausführungen und Zitaten deutlich. Sie sollen hier dennoch nochmals in gebündelter Form wiedergegeben werden, so dass ein Überblick über die Vielfalt der Tätigkeiten möglich wird.

Einige Befragte nehmen eine Generalisierung der möglichen Hilfeleistungen vor. Sie verwenden Formulierungen wie „so Kleinigkeiten“ (Herr B., Siedler 3), dass sie „gucken wo es fehlt“ (Frau G, Wohnprojekt 1) oder helfen „wenn irgendwas ist“ (Herr G., Städter 1). Dadurch er-

scheinen sie als stets um die Nachbarn bemüht, zumindest bei wenig aufwändigen Hilfebedarfen.

Eine häufig genannte Leistung sind Fahr- und Transportdienste aller Art. Sie finden meist spontan und/oder nur gelegentlich statt.

„Da wird zum Arzt gefahren, wenn der Mann nicht da ist und sie kann nicht fahren oder umgekehrt. Das ist schon Klasse. Da braucht man nur zu sagen: ‚Ich muss in die Stadt, ich habe kein Auto‘ und dann wird man gefahren. Oder umgekehrt. Das ist schon toll. Da gibt es keine Probleme.“ (Frau D., Siedler 1)

Ebenso werden häufig Pakete oder Post angenommen, wenn die betreffenden Personen nicht zuhause sind. Letzteres erscheint als Mindestmaß von Hilfe unter Nachbarn angesehen zu werden. Selbst bei Befragten, die angeben kaum Hilfe zu leisten oder zu erhalten findet diese Art der gegenseitigen Unterstützung statt.

„Wenn die Post ein Paket hat und derjenige ist nicht zu Hause, nimmt man das Paket an und gibt ihm es dann, wenn er dann wieder da ist.“ (Herr K., Siedler 4)

Auch für Nachbarn Einkaufen oder Besorgungen machen ist eine häufige Hilfeleistung, insbesondere in kurzfristigen Krankheitsfällen, nicht aber als dauerhafte Hilfebeziehung. Auch andere kleinere Gefälligkeiten werden erledigt, wie etwa Gartenarbeit oder zur Post gehen.

„Wenn einer krank ist, hilft man sich natürlich auch gegenseitig. Indem man Einkäufe erledigt, Lebensmittel, Apotheke oder was. Oder sonstige Besorgungen macht oder fragt, ob man was im Garten machen kann, was ist dringend erforderlich. Oder sonstige Gänge, Post.“ (Frau A., Städter 4)

„Man bringt älteren Leuten, die kein Auto mehr fahren können, die Lebensmittel mit.“ (Frau D., Siedler 1)

„Man sieht dann auch, wie die Leute älter werden und krank und kümmert sich dann auch ein bisschen um die Leute.“ (Herr N., Städter 6)

In Einzelfällen gehen die Hilfeleistungen sehr weit, lediglich Tätigkeiten wie Waschen oder andere den Intimbereich einer Person betreffenden Dinge werden abgelehnt.

„Wir haben hier im Haus eine Frau die schwer Rheuma hat, und die ruft dann halt eben mal, was schon vorkam, um halb zehn Abends bei mir an und sagt: ‚Du, ich liege im Bett, aber ich habe so Schmerzen. Ich bräuchte meine Tabletten. Ich kann nicht aufstehen‘. Ja, dann mach ich das. Oder sie hatte jetzt eine Operation an der Schulter. Da bin ich jeden Abend runter. Da war der Arm in einem Gestell und morgens kam dann der Pflegedienst und hat sie gewaschen und geduscht. Da sehe ich mich überfordert. Und hat sie dann angezogen und in das Gestell

gebracht. Aber abends habe ich das Gestell weggenommen und habe sie dann umgezogen für die Nacht. Aber da war dann kein Waschen dabei. Oder am Nachmittag, sie sollte den Arm nachher ab und zu so runterhängen lassen, und dann musste sie ja auch aus dem Gestell. Und dann bin ich auch hin und hab das gemacht.“ (Frau K., Wohnprojekt 3)

Im Krankheitsfall und bei dauerhaften Beeinträchtigungen der Gesundheit findet auch emotionale Hilfe statt, die in Geselligkeit, Ansprache und Trost besteht.

„Wenn jemand krank ist hier, den geht man besuchen. [...] Da geht man also wirklich nur höchstens zum Gespräch, also besuchen, einen Krankenbesuch. [...] Man bringt schon mal ein Stück Kuchen hin. Oder fragt: ‚Kann man helfen?‘“ (Frau D., Siedler 1)

„ [...] Einer hilft den andern, wenn was ist oder wenn man jetzt krank im Bett liegt, dann kommt, wir haben nen Schlüssel, dann kommen sie und sagen: ‚Kann ich Ihnen was helfen?‘ Da kann man dann ruhig ins Schlafzimmer gehen und guckt nach dem Rechten oder macht sich Sorgen.“ (Frau A., Städter 4)

„Er [ein Nachbar] saß letztens auf meiner Terrasse und dann sagt er: ‚Ich will nicht mehr.‘ Ich sag: ‚Ist ja auch schwer, wenn man Tag und Nacht mit so nem Atemgerät eben leben muss. Mein älterer Bruder muss das auch.‘ Da hab ich ihn dann noch getröstet.“ (Frau L., Städter 2)

„Als vom L. die Frau starb, da war das selbstverständlich, dass jeder hinging und mit ihr gesprochen hat und getröstet hat. [...] Wir sind schon bei vielen, die gestorben sind, dabei gewesen. Das finde ich gut. Aber ich kann nichts übernehmen, ich kann nichts machen. Außer Trost sprechen oder gerade mal einen Handgriff machen hier oder da.“ (Herr B., Siedler 3)

„Die Zeit in der mein Mann gestorben ist, da habe ich eigentlich hier doch bei D.s oder auch die H. kam rüber, die F. kam rüber, da war schon, kann ich nicht sagen, die haben sich nicht zurückgezogen.“ (Frau S., Siedler 2)

Generell kann Kommunikation eine Form von Nachbarschaftshilfe sein, im Sinne von Zuhören, Anteilnahme und „verbalem Kümmern“:

„Man sieht dann auch, wie die Leute älter werden und krank und kümmert sich dann auch ein bisschen um die Leute. Und wenn es nur verbal ist. [...] Man muss mit ihnen reden und sich deren Geschichten und Nöte und Sorgen anhören, so dass man denen auch mal unter die Arme greifen kann.“ (Herr N., Städter 6)

„Da sind auch ein paar die trinken und da will ich nichts mit zu tun haben. Und ich guck, wenn ich das mitkriege schon mal, lag hin und wieder schon mal einer im Flur, den stoß ich immer an: ‚Hör mal Alter, lebst du noch?‘ Gut, ja. Kümmert sich keine von der Wohnungsbaugesellschaft: ‚Ach der ist bestimmt besoffen.‘ Kümmert sich keiner drum. Das ist ganz schlimm.“ (Herr G., Städter 1)

Hinzu kommt Hilfe durch das Geben von Ratschlägen, Vermittlung zu Dritten und sich gegenüber Autoritäten für jemanden einsetzen. Herr G. gibt an:

„Die [Nachbarin] hatte son alten Gasofen. Da hat sie den nicht angekriegt. Bis ich dann mal bei der Wohnungsbaugesellschaft richtig Theater gemacht hab. ‚Ihr könnt neue Häuser bauen, wir kriegen keinen neuen Gasofen?‘ sag ich. ‚Könnt ja bei uns mal einziehen hier.‘ [...] Meistens hat die irgendwelche Hilfe gebraucht schon mal dann. Oder nen Wunsch so. Und dann hab ich ihr Tipps gegeben, wo sie hingehen kann, wenn sie irgendwas von Behörden und wo sie sich engagieren kann. Sag ich: ‚Wir gehen in die Verbraucherberatung.‘ Oder es gibt auch welche im Haus, kannte ich einen, der ist aber auch ausgezogen, der war bei den Stadtwerken, das war ein Pole, gut. Aber der konnte auch gut Deutsch. Ich sag: ‚Der hilft dir auch weiter.‘ Haben sie auch was gemacht.“ (Herr G., Städter 1)

Eine weitere Art der Nachbarschaftshilfe ist das Versorgen des Hauses, wenn jemand in Urlaub ist. Es werden dann zum Beispiel die Blumen gegossen und die Post reingeholt. Aber auch das „Bewachen“ des Hauses von außen zählt dazu.

„Jetzt ist zum Beispiel die Nachbarin in Urlaub gefahren. Dann hab ich hier den Schlüssel. Dann geh ich jeden Morgen und Abend und mach die Jalousien rauf und runter, gieß die Blumen, nehm die Post raus, gucke ob sonst alles in Ordnung ist. [...] Bewacht praktisch, wir sagen, wir bewachen das Haus.“ (Frau A., Städter 4)

„[Der Nachbar] fährt Wohnmobil und ab und zu weiß man dann mal, wenn er weg fährt, dass er dann auch sagt: ‚Wir sind jetzt mal wieder vier Wochen weg, schaut mal rüber, dass also nichts ungewöhnliches ist.‘ Oder umgekehrt ist es genauso. Er weiß, wenn bei uns hinten die Läden dicht runter sind den ganzen Tag über: ‚Ah, die Familie K. ist wieder weg.‘ Und dann guckt er auch ab und zu mal rüber.“ (Herr K., Siedler 4)

Das Ausleihen von Kochzutaten oder Gegenständen ist ebenfalls Bestandteil von Nachbarschaftsbeziehungen.

„Also hier die, die klingeln auch schon mal und reden miteinander. Oder ich brauche Salz oder so.“ (Herr D., Siedler 1)

„Ich war zum Beispiel bei einer Nachbarin hier aufm Gang und hab gesagt, ob sie noch ne zweite Kuchenform für mich hätte. Und sie hat sofort die halbe Küche ausgeräumt und hat mir geholfen und war so richtig glücklich, dass da was passiert.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

„Wenn ich eine gute Bohrmaschine brauche oder so, da weiß ich auch, wer eine Gute hat. Oder auch wie meine Enkeltochter da war, einen Buggy, weil sie mit dem Zug kam, da konnte sie nicht auch noch den Buggy mitnehmen. Oder Reisebett, hatten sie auch nicht dabei. Rundmail: ‚Benötige für die nächsten 4 Tage das und das.‘ Da kamen also gleich 5 Angebote zurück.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

Allerdings stößt es bei einigen der Befragten auf Ablehnung, da es spontane, nicht vorhersehbare Kontakte erzwingt, die nicht immer willkommen sind. Frau K. erklärt im Hinblick auf die Vorstellung, sich bei Nachbarn ein Ei auszuleihen:

„Nur bei meiner Schwester [die auch in der Siedlung wohnt], aber dann geht man lieber weg und kauft oder man lässt es. Also bei jemandem anders würde ich Lebensmittel oder so auch gar nicht ausleihen wollen.“ (Frau K., Siedler 4)

Und Frau E. führt aus:

„Ich hätte auch nicht gerne wenn mir andauernd die Nachbarin klingelt und, so wie man das früher gemacht hat, oder beziehungsweise meine Mutter immer sagte: ‚Geh dir nur ja nicht irgendwo was leihen.‘ Das ist ja früher so gewesen: ‚Kannste mir mal ne Tasse Mehl leihen? Haste mal n Ei?‘ und so. Sowas möchte ich nicht.“ (Frau E., Städter 5)

Weitere genannte Arten von Nachbarschaftshilfe sind: Gartenarbeit, handwerkliche Hilfe, Hilfe bei Behördenangelegenheiten, Aufpassen auf Kinder von Nachbarn, Klavierunterricht, Unterstützung beim Putzen, Hilfe beim Umgang mit dem Computer.

8.4.4.2 Hypothetische Leistungen

Neben den tatsächlich erbrachten oder erhaltenen Leistungen werden vielfältige Tätigkeiten genannt, die die Befragten bereit wären auszuüben oder in Anspruch zu nehmen. In weiten Teilen gleichen diese aber den Tätigkeiten, die von anderen Befragten bereits ausgeübt werden. Insbesondere das gegenseitige Einkaufen sowie Geselligkeit und Alltagserleichterungen bei Krankheit oder Pflegebedürftigkeit spielen eine Rolle.

Eine einzige Ausnahme bildet die Aussage von Herrn T. (Wohnprojekt 4), der im Bedarfsfall dazu bereit wäre, intensivere Krankenpflege im Wechsel mit anderen Bewohnern zu leisten.

„So stelle ich mir das auch vor, wenn ich oder einer von den Mitbewohnern wirklich Hilfe benötigt, dass man das auch bei 50 Leuten, selbst Nachdienst, wenn der also auf das Klo geführt werden muss oder Pfanne braucht oder irgendwas, Bettflasche, dann ist das sicher zu organisieren, bei 50 Erwachsenen, da kommt einer, weiß nicht, einmal im Monat dran. Jedenfalls das ist eigentlich klar, das muss man eigentlich auch nicht als Verpflichtung verstehen.“ (Herr T., Wohnprojekt 4)

8.4.5 Voraussetzungen und Entstehungsbedingungen von Nachbarschaftshilfe

Unterschiedliche Bedingungen tragen dazu bei, dass Nachbarschaftshilfe stattfindet und „funktioniert“. Für das Leisten und den Empfang von Nachbarschaftshilfe gibt es eine ganze Reihe von Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit diese tatsächlich stattfindet. Es werden nicht immer alle von jedem Befragten genannt, aber zumeist müssen mehrere Voraussetzungen gegeben sein. Außerdem können sich die Voraussetzungen je nach Art der Leistung unterscheiden.

Die Voraussetzungen lassen sich wie folgt einteilen:

- beziehungsbedingte,
- personenbedingte,
- situationsbedingte,
- leistungsbedingte,
- kommunikationsbedingte und
- regelbedingte Voraussetzungen.

Die beziehungsbedingten Voraussetzungen umfassen Begründungen, die mit der persönlichen Beziehung zu einzelnen Nachbarn zusammenhängen. So ist für einige Befragte eine gute oder lange Kenntnis der betreffenden Personen notwendig. Über Jahre gewachsene Vertrauensverhältnisse tragen dazu bei, dass vielfältige Hilfeleistungen stattfinden. Dies gilt sowohl für das Leisten als auch den Erhalt von Unterstützung. Die beziehungsbedingten Voraussetzungen erscheinen vor allem bei regelmäßigen oder wiederkehrenden Leistungen von Bedeutung zu sein.

Es wird deutlich, dass gegenseitiges Duzen das Fragen um Hilfeleistungen erleichtert. Es spielt also auch ein kommunikationsbedingter Aspekt eine Rolle (siehe dazu unten).

Im folgenden Zitat klingt, neben der beziehungsbedingten, eine weitere Voraussetzungsart an: die personenbedingten Voraussetzungen.

„Da war ne ältere Dame und die hab ich dann auch mehrfach zum Arzt gefahren, weil ich einfach wusste, die Kinder von der, die waren nicht in [der Stadt] und ich kannte sie ganz gut und da hab ich gesagt: ‚Macht mir doch nichts aus, da mal eben vorbeizufahren.‘“ (Herr R., Städter 3)

Hiermit gemeint ist in erster Linie das Vorhandensein einer besonderen Bedürftigkeit der betreffenden Personen. Bedürftigkeit kann in Krankheit oder Gebrechlichkeit bestehen oder darin, dass niemand anderes für Hilfeleistungen zur Verfügung steht. Hilfe von Nachbarn ist oft direkter und unmittelbarer verfügbar als durch andere Personen, die nicht im Umfeld leben. Frau A. meint: „Man springt sofort ein.“ Es wird also jemand anders ersetzt, der im Fall der direkten Verfügbarkeit helfen würde. Entsprechend handelt es sich vor allem um Leistungen, die im Notfall, d.h. in Ausnahmesituationen, notwendig werden. Dabei kann solch eine Situation aber auch über einen längeren Zeitraum bestehen, etwa bis eine Krankheit überstanden ist.

Bei den situationsbedingten Voraussetzungen lassen sich nochmal zwei Unterkategorien voneinander abgrenzen. Zum einen werden plötzliche kurzfristig bestehende Ausnahme- und Notsituationen beschrieben, zum anderen wird Hilfe bei Abwesenheit von Nachbarn für diese geleistet.

Ausnahmesituationen liegen vor „wenn da Not am Mann ist“ (Frau E., Städter 5) oder „wenn irgendwas ist“ (Frau S., Siedler 2), was vom Normalzustand abweicht. In der Regel sind dies von außen sichtbare Zustände einer Person, die sofortiges Eingreifen erfordern, bspw. wenn sich jemand aus der eigene Wohnung ausgesperrt hat oder ein Arzt gebraucht wird.

Hilfe bei Abwesenheit erfolgt zum einen, wenn Nachbarn verreist sind und somit über einen längeren Zeitraum das Haus leer steht. Zum anderen ist das Annehmen von Post und Paketen eine Hilfeleistung bei Abwesenheit von Nachbarn.

Eine weitere Voraussetzung für Hilfe ist die leistungsbedingte. Das Stattfinden von Nachbarschaftshilfe kann abhängig sein davon, um welche Art der Leistung es sich handelt und ob der (potenzielle) Helfer sich dafür als geeignet ansieht. Eigenes Fachwissen kann so maßgeblich dazu beitragen, dass Hilfe stattfindet.

„Wenn irgendjemand irgendwelche Dinge hatte mit Behörden. Klar, wenn man wenn man diese Dinge tagtäglich macht, hat man da auch selbstverständlich seine Hilfe angeboten. Das ist also ganz selbstverständlich.“ (Herr R., Städter 3)

Auch bei handwerklichen oder baulichen Tätigkeiten, die nicht von einer Person allein bewältigt werden können, werden Nachbarn als Helfer in Anspruch genommen.

Zudem äußert sich die leistungsbedingte Voraussetzung darin, dass Hilfe vor allem dann stattfindet, wenn die Leistung einfach zu erbringen ist und keinen zusätzlichen Aufwand bedeutet für den Helfer. So findet Hilfe für Nachbarn meist im Rahmen von Handlungen, z.B. Fahrten statt, die sowieso getätigt werden.

„[...] die ich dann auch schon mal, wenn ich mit dem Auto fahre, mit in die Stadt nehme oder die mich mitnehmen, wenn sie in die Stadt fahren.“ (Herr N., Städter 6)

Eine häufig genannte Voraussetzung ist die kommunikationsbedingte. Entscheidend für das Zustandekommen von Hilfe ist entweder, von Seiten des Hilfebedürftigen, das Bitten oder Fragen um Hilfe oder zumindest ein Äußern eines Hilfebedarfs. Oder es muss von Seiten des Helfers ein Hilfeangebot gemacht werden. In jedem Fall erscheint Hilfe erst möglich nach vorheriger Kommunikation darüber. Zumeist wird das aktive Bitten um Hilfe durch einen Hilfebedürftigen als Bedingung angesehen, da man sich nicht aufdrängen möchte.

„Das ist mal die erste Frage: ‚Hör zu, wenn du Hilfe brauchst, dann kriegst du die Hilfe, brauchst nur was zu sagen.‘ [...] Und ich bin auch schon viel gefragt worden: ‚Kannst du mir nicht helfen.‘ Und dann gehe ich helfen.“ (Herr D., Siedler 1)

Hier kommt hinsichtlich der kommunikationsbedingten Voraussetzung ein Paradoxon zum Vorschein: Es wird erwartet, dass um Hilfe gefragt wird, aber oft sind die betreffenden Personen selbst nicht gewillt, andere um Hilfe zu bitten. Dies macht es schwierig, dass Hilfebeziehungen zustande kommen.

Die regelbedingten Voraussetzungen für Nachbarschaftshilfe tauchen vor allem in den Wohnprojekten auf. Dort stellt gegenseitige Hilfe zumindest offiziell ein Prinzip des Zusammenlebens dar. Hilfeleistungen erfolgen hier also auch, weil es entsprechende Regeln gibt, die dies verlangen. Dies muss aber keinesfalls bedeuten, dass dort in größerem Umfang oder mit höherer Verbindlichkeit Hilfe geleistet wird.

„Wir haben das [gegenseitige Unterstützung] in unserer Satzung drin und das ist die Prämisse, warum Leute hier eingezogen sind. Es funktioniert ehrlich gesagt noch nicht so gut.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

Auch bei Frau K. (Wohnprojekt 3) scheint es eine zumindest informelle Regel zu sein, Nachbarschaftshilfe zu leisten, die vermutlich bereits vor dem Einzug festgelegt wurde. Hier funktioniert das gegenseitige Helfen aus Sicht der Befragten sehr gut. Sie führt dies unter anderem darauf zurück, dass vor und zu Beginn des Zusammenlebens eine „sozialwissenschaftli-

che Begleitung“ stattgefunden hat, die klare Absprachen und Diskussionen der Ansprüche ermöglichte.

Herr T. ist der Ansicht, dass unter den Bewohnern eine intensive Hilfe organisierbar sei, wenn jemand rund um die Uhr Hilfe benötigt (hier liegt also gleichzeitig die personen-/bedürftigkeitsbedingte Voraussetzung zugrunde). Es könnte also eine Regel aufgestellt werden, die er aber nicht als verpflichtend ansehen möchte.

Mit Herrn R. erwähnt auch einer der Stadtbewohner, dass feste Absprachen bzgl. Hilfe dazu beitragen könnten, dass diese stattfindet:

„Wenn der Wille da ist und wenn die Nachbarn dieses wollen und wen das im Vorfeld auch besprochen ist [...]“ (Herr R., Städter 3)

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass es nicht immer und überall der gleichen Voraussetzungen bedarf, damit Nachbarschaftshilfe stattfindet. Je nach Art der Leistung und in Abhängigkeit von den beteiligten Personen sind es unterschiedliche Bedingungen, die dazu führen, dass Unterstützung geleistet bzw. angenommen wird.

8.4.6 Hinderungsgründe und Grenzen der Nachbarschaftshilfe

Im Folgenden wird beleuchtet, welche Bedingungen aus Sicht der Befragten der Ausübung bzw. der Annahme von Nachbarschaftshilfe im Wege stehen können.

8.4.6.1 Auf Seiten der Leistenden

In Einzelfällen wird Nachbarschaftshilfe nicht als möglich angesehen und beschränkt auf geringe Leistungen im Notfall, wie etwa das Rufen eines Arztes. Es werden unterschiedliche Begründungen deutlich, die Nachbarschaftshilfe unmöglich erscheinen lassen. Diese lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

- Empfindung der eigenen ‚Unfähigkeit‘ Hilfe zu leisten,
- Zeitmangel und Verpflichtungen,
- Verfügbarkeit anderer Personen, die Hilfe leisten,
- Befürchtung ausgenutzt zu werden,

- Nachbarn nehmen Hilfe nicht an und
- kein Hilfebedarf vorhanden.

Sieht sich jemand selbst als unfähig an, Hilfe für Nachbarn zu leisten, so ist der Grund hierfür in der Regel das eigene hohe Alter oder körperlichen Einschränkungen, was ihn selbst hilfebedürftig macht. Auch die Gefahr Fehler zu machen spielt eine Rolle dabei.

„Herr B: Die Möglichkeiten, die man sich heute leisten könnte, die sind besser als wenn ich die Nachbarschaft. Ich meine für einmal, okay. Aber über längere Zeit nicht. Wir können ja mehr Fehler machen, als die Sache wert ist. [...] Und da denke ich mal, dass das nicht, wir kriegen jetzt vom DRK ein Mädchen hier rein, die ist total ausgebildet, dann ist das wieder was ganz Anderes, wenn die dann zufällig da sein sollte, würde man sie sofort in Anspruch nehmen, aber die würde das freiwillig machen. So ist das also nicht. Aber ich könnte jetzt ein Beispiel nennen, der einen Schlaganfall kriegt oder einen Herzinfarkt, da kann ich nicht helfen. Das einzige was ich machen kann, ist das Telefon nehmen: ‚Hör mal, kommt, hier ist was los.‘ Das geht nicht. FRAU B.: Dafür sind wir zu alt. Wir brauchen ja schon selbst welche.“ (Frau und Herr B., Siedler 3)

„Ich fahr kein Auto, ich kann ihnen nichts einkaufen. Ich muss sehen, dass ich meine eigenen Sachen nachhause kriege, ohne meine Tochter ständig zu belästigen.“ (Frau E., Städter 5)

„Das kann ich nicht, das kann ich körperlich nicht. Das geht gar nicht. Man sieht es mir nicht an, aber ich bin nicht sehr gesund. Lassen Sie sich nicht täuschen, ich seh immer aus wie das blühende Leben, aber es ist nicht so rosig.“ (Frau C., Städter 7)

Herr B. äußert, dass die eigenen Ressourcen abgenommen haben und daher nur noch in geringerem Maße Hilfe geleistet wird.

„Wir können es auch nicht mehr so wie, aber man hilft ja doch [...] denen helfen wir, soweit es uns möglich ist.“ (Herr B., Siedler 3)

Zeitmangel, der aufgrund von Verpflichtungen der Befragten besteht, wird insbesondere mit Blick auf ausgeübte Hilfeleistungen für Familienmitglieder benannt.

„Ich glaube dafür hätten wir im Moment wenig Zeit. Weil wir haben unsere Enkelkinder, und die sind des Öfteren bei uns. Dann sind wir mal froh, wenn wir mal nichts haben. Und dann gehen wir nicht noch zu, oder meine Schwester, die kommt auch: ‚Mach mal dies oder mach mal das oder geh mal mit mir einkaufen‘, oder so und das reicht mir eigentlich gerade. Da will ich nicht noch jeden fragen, ob ich da was machen kann, also das würde mir dann zu viel. Dann könnte ich auch arbeiten gehen.“ (Frau K., Siedler 4)

Zudem spielen aber auch der Umgang und Freizeitaktivitäten mit Freunden und der Genuss des „Alleinseins“ eine Rolle.

Die Verfügbarkeit anderer Personen, die in der Lage sind Hilfe zu leisten, ist ein zentrales Kriterium. So ist Hilfe für Nachbarn aus Sicht von Frau G. (Wohnprojekt 1) erst dann notwendig, wenn bei einer Person keine Verwandtschaft zur Erledigung zur Verfügung steht. In diesem Fall ist für sie denkbar, dass die Gemeinschaft Aufgaben „verteilt“, um dieser Person den Verbleib im Wohnprojekt zu ermöglichen.

„Wenn einer gar niemand Verwandte hat oder sich gar niemand kümmert, dann wird man natürlich sagen, der braucht ein bisschen mehr Zuwendung und ein bisschen mehr Zeitaufwand. Aber dann würde ich meinen, könnte man das auch verteilen. Wenn jetzt jemand wirklich bettlägerig ist und hat niemand. Das könnte man schon in Angriff nehmen, das müsste man dann organisieren.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

„Die haben alle, entweder haben sie die Kinder oder sie haben Hilfe von Polinnen.“ (Frau D., Siedler 1)

Auch die Erwartung, dass zunächst einmal Selbsthilfe zum Tragen kommen sollte, wird geäußert:

„Das ist für meine Begriffe ein grundsätzliches gesellschaftliches Problem. Ich muss mich wieder auf meine eigenen Tugenden besinnen und ich muss mal wieder hier oben an meinen Schopf packen und sagen: ‚Mir geht es nicht so besonders gut, aber jetzt muss ich erst mal selber da was für tun.‘ Und wenn da alles erschöpft ist, dann kann ich bitteschön erwarten, dass der Staat oder die Nachbarn oder die Gesellschaft was für mich tun. Aber heute hab ich persönlich den Eindruck, ist es eher umgekehrt. Bevor einer auf die Idee kommt, sich erst mal selber zu helfen, wird erst mal eruiert: ‚Was hat meine Umgebung alles falsch gemacht, was hat die dazu beigetragen, dass es mir so geht wie es ist?‘ Und dann sollen sie erst mal was tun. Und wenn die was tun, und ich hab wieder Grund untern Füßen, dann tu ich vielleicht auch was. Aber nicht umgekehrt. Also wohlgemerkt, ist mein Eindruck, ist sicherlich sehr subjektiv.“ (Herr R., Städter 3)

In einigen Fällen verhindert die Befürchtung ausgenutzt zu werden das Leisten von Hilfe für Nachbarn. Frau G. sieht in ihrem Wohnprojekt kein besonderes, sich von anderen Wohnsituationen unterscheidendes Potenzial für gegenseitige Unterstützung gegeben. Sie betont, dass auch hier Grenzen vorliegen, innerhalb derer Hilfe stattfindet. Diese existieren auf beiden Seiten, sowohl des Leistenden als auch des Empfängers der Hilfe. Insbesondere betont sie aus ihrer Sicht, dass Hilfe nicht zu Überforderung des Helfers führen darf.

„Also von besonders engagiert oder besonderes Potenzial, ich glaube nicht, dass das der Fall ist, sondern dass einem da auch Grenzen gesetzt sind von dem Gegenüber auch oder von einem selber, dass man auch sagt, ich möchte mich jetzt auch nicht so, zum Beispiel, nicht so vereinnahmen lassen. Ich helfe gerne, aber es darf auch nicht jetzt mich total fordern, bis hin

zu gesundheitlichen Einschränkungen oder solche Dinge. Ich müsste das schon dosieren können. Helfen okay, aber vielleicht ganz egoistisch, bis zu einer gewissen Grenze. [...] Aber jetzt, dass wir besonders sozial jetzt sind oder uns alle aufopfern für den Nachbarn, dass glaube ich eher nicht, da sind uns doch schon auch Grenzen gesetzt, denke ich mir. Also wir sind ja keine Sanitäter in dem Sinne oder ja oder Mutter Theresa. Also sowas ja. Also nicht übersteigert denke ich. Nee, das sind wir glaube ich nicht.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)

Nachbarschaftshilfe kann auch als emotionale Belastung empfunden werden. Frau Z. (Wohnprojekt 2) beschreibt, dass sie „ein großes Ohr“ habe für Nachbarn und für diese jemand sei, der „beladen werden kann“, dass sie umgekehrt aber nichts von sich erzähle, so z.B. von ihrer Krankheit. Sie äußert Vorsicht oder Angst vor Gerede und ist unsicher bzgl. des Umgangs der Nachbarn mit vertraulichen Informationen. Sie sieht ihre Nachbarschaftskontakte als "gutes Werk" an, meint aber, dass sie selbst „dabei ein bisschen auf der Strecke“ bleibe.

Auch Frau und Herr K. weisen darauf hin, dass die Gefahr besteht, dass Nachbarn die Hilfsbereitschaft ausnutzen und sie dadurch überlasten könnten.

„FRAU K.: [...] dass man dann jetzt für alle anderen noch Schnee weg macht, wenn man dann bei einem sagt, wir machen deinen Schnee weg, dann kommt jeder und das, wir werden auch älter. HERR K.: Das wird dann ein bisschen viel. FRAU K.: Das wird dann ein bisschen viel.“ (Frau und Herr K., Siedler 4)

Nachbarschaftshilfe findet zum Teil auch deshalb nicht statt, weil Hilfe nicht angenommen wird. Frau G., (Wohnprojekt 1) wundert sich, dass von ihr angebotene Hilfe nur selten oder gar nicht in Anspruch genommen wird. Ähnlich ist es bei Frau Z. (Wohnprojekt 2). Hilfeangebote der Befragten werden meist abgelehnt oder sie erhält sogar negative Rückmeldungen. Sie beschreibt einen Fall, in dem sie aktiv eine Lösung für ein Problem der Bewohnerschaft anbot (Kauf von städtischen Müllsäcken wegen überfüllter Mülltonnen). Sie bekam daraufhin kaum Rückmeldungen von Nachbarn, die einzige Rückmeldung war ablehnend negativ. Auch in Bezug auf das Annehmen von Paketen hat sie negative Erfahrungen gemacht, da in einem Fall ein Nachbar ungehalten reagierte, als sie für ihn ein Paket entgegennahm. Weitere Hilfeangebote der Befragten wurden nicht in Anspruch genommen. Hier führt sie als Beispiele an, 1. dass sie über einen Aushang mitteilte, dass sie in den Baumarkt fahren werde und etwas für Nachbarn mitbringen könne und 2., dass sie einer Nachbarin Hilfe beim Schriftverkehr angeboten hat, was diese nicht in Anspruch nimmt.

Schließlich findet in einigen Fällen Hilfe zwischen Nachbarn nicht statt, da aus Sicht der Befragten kein Hilfebedarf vorhanden ist. Nachbarn sind entweder ausreichend in der Lage sich selbst zu helfen oder nehmen anderweitig Hilfeleistungen in Anspruch.

8.4.6.2 Auf Seiten der Empfänger

Das von den meisten Befragten kaum Hilfeleistungen in Anspruch genommen werden, mag damit zusammenhängen, dass die Befragten überwiegend gesundheitlich noch relativ fit sind und sich aktiv einbringen können. Es bestehen also keine oder nur selten Hilfebedarfe.

„Ich hab es bis auf die Krankheit im vorigen Jahr nicht gebraucht. [...] Die Leute, die drüber wohnen, die haben mir mehrfach angeboten: ‚Sagen Sie was, wenn Sie Hilfe brauchen.‘ Ich hab es nicht in Anspruch nehmen müssen wie gesagt bis auf die kurze Zeit, also das vorige Jahr, als ich da krank war.“ (Frau C., Städter 7)

„FRAU S.: Ja. Ansonsten habe ich ja noch keine Hilfe gebraucht. HERR H.: Seit wir zusammen sind, machen wir ja so ziemlich alles selbst.“ (Frau S. und Herr H., Siedler 2)

Auch die Verfügbarkeit von Familienmitgliedern oder anderen Personen, die Hilfe erbringen, macht Nachbarschaftshilfe für einige Befragte überflüssig.

„Ich hab nen Schwiegersohn und zwei Enkel, zwei junge Männer, der eine ist dreißig, der andere siebzehn. Also da hab ich keine Probleme, wenn da mal was ist, was gemacht werden muss, dann brauch ich nur ein kleinen Muchs zu lassen und sie sind da.“ (Frau E., Städter 5)

„Die Baugenossenschaft hat eingerichtet: Mietpaten. Also ich brauche nicht irgendjemanden bitten, ich kann da anrufen. Und die kommen, die würden für mich einkaufen und die würden Dienste vermitteln. [...] Das wird ein bisschen kosten, aber das ist alles erschwinglich.“ (Frau C., Städter 7)

Zudem sehen viele Befragte Hilfeleistungen als Belastung an, die sie ihren Nachbarn nicht zumuten möchten.

„HERR B.: Man soll die beste Nachbarschaft nicht überbelasten. Man sollte das so im Rahmen lassen, dass das Mögliche gemacht wird. Aber wenn es zu größeren Sachen kommt und so weiter, dann... FRAU B.: Ausnutzen, das muss nicht sein. HERR B.: Das wollen wir nicht.“ (Frau und Herr B., Siedler 3)

„So eine Dauerhilfe glaube ich nicht, nirgendwo. [...] Da müsste sich höchstens jemand finden, der meinetwegen gegen Bezahlung jetzt hier den Garten macht oder so was. Denn ich würde es auch niemandem zumuten, ich würde es auch meinen Kindern nicht zumuten. Da würde ich

schon eine Möglichkeit finden, so viel Altersversorgung haben wir, dass wir uns das in Maßen leisten könnten. Ich würde da niemand auf die Dauer belasten.“ (Herr D., Siedler 1)

Ein weiterer Grund ist, dass Nachbarn oft als nicht in der Lage angesehen werden, Hilfe zu leisten, sei es wegen hohen Alters und/oder körperlichen Einschränkungen, sei es aufgrund von „Zeitmangel“ insbesondere seitens jüngerer Personen, oder durch eine vermutete „andere Mentalität“, die Leisten von Hilfe nicht beinhaltet.

„Da könnt ich keinen ansprechen. Meine Nachbarn sind wie gesagt ja älter und unter mir der ist krank.“ (Frau E., Städter 5)

„Die ist aber jetzt auch schon einundachtzig, und die will ich dann auch nicht unbedingt in Anspruch nehmen. Wie gesagt, die meisten Leute sind schon älter.“ (Frau C., Städter 7)

„Wir haben nur ältere Nachbarn. [...] Also haben wir niemanden, dem wir jetzt in der Straße mal sagen könnten: ‚Kannst du uns mal was helfen?‘ Das geht ja nicht. [...] Wenn es möglich wäre ja. Aber bei uns die Nachbarn wären ja eher auf unsere Hilfe angewiesen, wie wir auf ihre Hilfe.“ (Frau K., Siedler 4)

Es ist aber auch denkbar, dass die Befragten sich selbst nicht als hilfebedürftig wahrnehmen oder nach außen darstellen möchten und daher der erhaltenen Unterstützung durch Nachbarn weniger Raum gegeben wird im Interview: Es wird eher ablehnend oder ausweichend geantwortet, wenn es darum geht, ob sie selbst Unterstützung von Nachbarn erhalten. Einige Personen sehen einen direkten Bezug zur eigenen (hypothetischen) Pflegebedürftigkeit, diesbezüglich wird Hilfe von Nachbarn deutlich abgelehnt. Im Vordergrund steht, die eigene Unabhängigkeit zu bewahren.

„Ich weiß nicht, ob das mit dem Älterwerden zu tun hat, aber ganz viele Leute sagen: Solang ich es noch alleine kann, will ich es machen. Und ich tendiere auch dahin, dass ich denke: Solange es geht will ich's alleine machen.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

Das Bitten um Hilfe ist für einige problematisch: Sie sind nicht bereit, andere um Hilfe zu fragen.

„Und die jungen Leute also würd ich nicht fragen. [...] Da müsst ich dann anklingeln und fragen. [...] Würd ich auch nicht abfragen. Möcht ich nicht.“ (Frau E., Städter 5)

„Ich tu ungern bitten nen anderen: ‚Kannst du mir helfen?‘ [...] Ich komm da nicht aus mir dann raus, da ist irgendwie ne Mauer bei mir drin. Ich trau mich dann nicht. [...] Und eh ich nen andern frage, da bezahl ich lieber.“ (Herr G., Städter 1)

Es scheint sogar teilweise eine Hemmung vorzuliegen, Nachbarn um einfache Dinge zu bitten, wie das Anbringen einer Lampe. Frau Z. nennt dafür zwei Gründe. Zum einen die körperlichen Einschränkungen älterer Nachbarn, zum anderen die Berufstätigkeit und damit knappe Zeit eines jüngeren Nachbarn (obwohl von diesem ein konkretes Hilfeangebot ausgesprochen wurde). Hier fehlt der Befragten der Mut, die Hilfe in Anspruch zu nehmen.

„Ich überleg mir jetzt, ich habe morgen Gäste bei mir, ich könnte wirklich diese eine Nachbarin, mit der ich mich gut angefreundet hab, fragen, ob sie mir bei der Vorbereitung hilft. Die ist aber so krank, dass ich mich nicht getraue zu fragen. Und es ist von daher schwierig. [...] Zum Beispiel ist das hier ne Lampe, die man runterziehen kann. Und der Mechanismus ist ausgeleiert und ich hab sie jetzt mit Tesafilm festgeklebt. Ich bräuchte jetzt jemanden, der diese Lampe so installiert, dass sie einfach nur da hängt. Und der M. würde das machen. Aber ich getraue mich nicht zu fragen, weil er voll am arbeiten ist. Und weil ich denke, dass ich ihm dann seine wenige Freizeit rauben würde. Ich getraue mich nicht, trotz Angebot.“ (Frau Z., Wohnprojekt 2)

9 Typologie der alltäglichen Nachbarschaftsbeziehungen älterer Menschen

Im Folgenden wird eine Zusammenfassung und Bündelung der im vorherigen Abschnitt dargestellten Ergebnisse vorgenommen. Zunächst wird darauf eingegangen, in welcher Hinsicht die Nachbarschaftsbeziehungen der untersuchten „jungen Alten“ Potenziale für gegenseitige Hilfe aufweisen (9.1). Anschließend werden anhand der Ausführungen in Kapitel 8. drei Nachbarschafts(hilfe)typen voneinander abgegrenzt und beschrieben (9.2). Schließlich werden die Gemeinsamkeiten und Unterschiede hinsichtlich „normaler“ und „organisierter“ Nachbarschaften herausgestellt (9.3).

9.1 Potenziale von Nachbarschaft: Leicht zu verrichtende Tätigkeiten und Alltägliches im Vordergrund

In den Nachbarschaftskonzepten der Befragten sind einige Unterschiede feststellbar: Zum Teil handelt es sich um Zustandsbeschreibungen der realen Beziehungen zu Nachbarn, die sehr heterogen sind. Zum Teil werden Erwartungen und Wünsche benannt, bis hin zur Beschreibung einer idealisierten Utopie. Doch es gibt auch Gemeinsamkeiten, die sich immer wieder in den Aussagen der Befragten finden. Hierzu zählt vor allem, dass unabhängig von der Ausgestaltung von Nachbarschaftsbeziehungen meist nur wenig individuelle Interaktion stattfindet. Wenn intensivere Kontakte stattfinden, dann nur mit wenigen ausgewählten Personen. Andere Lebensbereiche, wie Familie, Freunde und Freizeitaktivitäten, sind von weit größerer Bedeutung. Die alltäglichen Nachbarschaftskontakte haben zumeist einen Zufälligkeitscharakter, kommen also nicht absichtsvoll zustande.

Frequenz und Intensität von Hilfeleistungen zwischen Nachbarn sind bei den Befragten generell als eher gering einzustufen. Sie finden in der Regel nur gelegentlich oder selten statt, beziehen sich nur auf einige spezifische Personen innerhalb der Nachbarschaft und auf leicht zu verrichtenden Tätigkeiten, die für die Hilfeleistenden keinen oder nur einen geringen Aufwand bedeuten.

Lediglich in Notsituationen wird Hilfe generalisiert für alle Nachbarn geleistet, wobei dies oft auf rein hypothetischer Ebene bleibt, weil eben Notsituationen Ausnahmen darstellen, die

nicht sehr häufig eintreten. Das Leisten von Nothilfe scheint einer Norm zu entsprechen, die in Bezug auf Nachbarschaftsbeziehungen gegeben ist. Dies ist unabhängig davon gegeben, wie Nachbarschaft von den einzelnen definiert wird: Nothilfe ist ein für alle relevanter Bestandteil von Nachbarschaft. Herr K. formuliert es so:

„Das ist also, sagen wir mal, das ist das Normale, wenn jetzt da einer in die Bredouille kommt und man sieht es, dass man nicht vorbei guckt.“ (Herr K., Siedler 4)

Auch Frau A. sieht eine generelle Hilfsbereitschaft in Notfällen in der gesamten Nachbarschaft als gegeben an.

„Wenn man in Not ist, weiß man genau, ich kann den Nachbar rufen, ich kann mich drauf verlassen, [...] und umgekehrt genauso. Man springt sofort ein.“ (Frau A., Städter 4)

Und Herr B. sieht auch eine generelle Bereitschaft, im Notfall Hilfe von Nachbarn anzunehmen.

„Ich denke mal so, eine gewisse Hilfe fördern die [Nachbarn]. Nicht, dass die jetzt sagen: Nein, du, ich kann dich hierbei nicht gebrauchen und so weiter. Im Notfall, da denken die so, hier in der gesamten Siedlung ist das so, dass der mal kurz kommen könnte und mir gerade helfen könnte.“ (Herr B., Siedler 3)

Allerdings unterscheiden sich die in diesen Aussagen steckenden Definitionen dessen, was unter Nothilfe zu verstehen ist. So kann z.B. ein Notfall dann vorliegen, wenn jemand gefallen ist oder sich aus seinem Haus selbst ausgesperrt hat oder aber auch, wenn jemand einen Gartenpavillon bauen möchte und dies nicht allein bewerkstelligen kann. In allen Fällen aber handelt es sich um Ausnahmesituationen und vereinzelte „Aktionen“ der Hilfe. Es sind häufig Sondersituationen, die kreative Einzellösungen erfordern und in denen jemand benötigt wird, der einen klaren Kopf bewahren kann. Da Nachbarn in der Regel emotional nicht so involviert sind wie Familie oder Freunde, kommen sie für diese Art der Hilfeleistung besonders gut in Frage.

Unter die oben erwähnten leicht zu verrichtenden Tätigkeiten, die für einen ausgewählten Personenkreis geleistet werden, fallen vor allem Transport- und Fahrdienste, die im Rahmen sowieso geplanter oder getätigter Fahrten stattfinden. Eine große Bedeutung hat auch Hilfe bei Krankheit, wobei die Leistungen hier sehr unterschiedlich sind und von Geselligkeit und Trost über Erledigung von Besorgungen bis hin zur Vermittlung professioneller Hilfe reichen. Darüber hinaus erscheint die Versorgung des Hauses von Nachbarn bei deren Abwesenheit

als spezifische Aufgabe von Nachbarn. Auch das schon fast sprichwörtlich für Nachbarschaft stehende Ausleihen von Kochzutaten gehört dazu, ist aber bei weitem nicht so häufig wie die anderen genannten Leistungen. Ganz im Gegenteil stößt es sogar bei einigen der Befragten auf Ablehnung, da es spontane, nicht vorhersehbare Kontakte erzwingt, die nicht immer willkommen sind. Frau K. erklärt im Hinblick auf die Vorstellung, sich bei Nachbarn ein Ei auszuleihen.

„Nur bei meiner Schwester [die auch in der Siedlung wohnt], aber dann geht man lieber weg und kauft oder man lässt es. Also bei jemandem anders würde ich Lebensmittel oder so auch gar nicht ausleihen wollen.“ (Frau K., Siedler 4)

Und Frau E. führt aus:

„Ich hätte auch nicht gerne wenn mir andauernd die Nachbarin klingelt und, so wie man das früher gemacht hat, oder beziehungsweise meine Mutter immer sagte: ‚Geh dir nur ja nicht irgendwo was leihen.‘ Das ist ja früher so gewesen: ‚Kannste mir mal ne Tasse Mehl leihen? Haste mal n Ei?‘ und so. Sowas möchte ich nicht.“ (Frau E., Städter 5)

Bei all den nachbarschaftlichen Hilfeleistungen handelt es sich im Prinzip um nur in Ausnahmefällen stattfindende Tätigkeiten. Insofern ähneln sie dem Charakter der Nothilfe. Darüber hinausgehende, regelmäßige Leistungen sind selten, wie etwa dauerhafte Inanspruchnahme von Putzdiensten oder das Betreuen der Kinder von Nachbarn. Sie kommen entweder in emotional intensiven Beziehungen vor oder im Kontext von organisierten Strukturen, wie sie in Wohnprojekten gegeben sind.

Innerhalb des üblicherweise niedrigen Niveaus von Nachbarschaftshilfe funktioniert der Austausch von Leistungen bei den Befragten überwiegend sehr gut und wird darüber hinaus von der Mehrzahl positiv beurteilt. Man kann sagen, dass Kleinigkeiten in diesem Zusammenhang sehr hoch bewertet werden. Ein Grund für diesen eher niedrig angelegten Bewertungsmaßstab könnte darin liegen, dass Nachbarschaftsbeziehungen für fast alle der Befragten nicht oder in nur sehr geringen Umfang bestanden haben, bevor die aus dem Berufsleben ausschieden. Nachbarschaft ist somit zwar nur etwas „Kleines“ aber dennoch etwas „Zusätzliches“, das zuvor nicht da war.

9.2 Nachbarschafts(hilfe)typen

Anhand ihrer Bewertung der in ihren Nachbarschaftsbeziehungen stattfindenden Hilfeleistungen lassen sich die Befragten deutlich voneinander abgrenzen. Es liegen zudem unterschiedliche Intensitäten des Kontakts zu Nachbarn vor. Anhand dessen und in Kombination mit dem nachbarschaftlichen Kontaktverhalten der Befragten lassen sich drei Typen ausmachen, die umschrieben werden können als

- „die nachbarschaftlich Eingebundenen“ (positive Bewertung der stattfindenden Nachbarschaftshilfe; eher hohe Kontaktintensität),
- „die freundlich Distanzierten“ (keine Bewertung, nur Beschreibung der stattfindenden Nachbarschaftshilfe; eher geringe Kontaktintensität) und
- „die Erwartungsvollen“ (negative Bewertung Beschreibung der stattfindenden Nachbarschaftshilfe; geringe Kontaktintensität).

Das vorhandene Niveau der Hilfe kann dabei durchaus variieren innerhalb eines Typs. Es zeigt sich jedoch deutlich, dass jeweils eine der oben beschriebenen Ebenen von Nachbarschaft (Abschnitt 8.2.1) im Vordergrund steht und damit unterschiedliche Motive ausschlaggebend sind für das nachbarschaftliche Verhalten. Die Typen werden im Folgenden genauer charakterisiert (siehe zur Übersicht Tab. 13).

9.2.1 Die nachbarschaftlich Eingebundenen

Unter den Befragten dieses Typs befinden sich Befragte aus allen drei Wohnkontexten, also sowohl Stadt-, als auch Siedlungs- und Wohnprojekt-Bewohner. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie mit der Häufigkeit der stattfinden Hilfe in der Nachbarschaft zufrieden sind und sie positiv bewerten. Auch insgesamt sehen sie ihre nachbarschaftlichen Beziehungen eher positiv. Sie haben vielfältige Kontakte zu Nachbarn, teilweise bestehen intensivere persönliche Beziehungen innerhalb der Nachbarschaft, jedoch nicht zu allen Personen. Die Befragten in dieser Gruppe haben regelmäßige oder häufig stattfindende (Freizeit-) Kontakte mit ausgewählten Nachbarn und sehen die Personen in ihrer Wohnumgebung sehr differenziert, was sich daran zeigt, dass sie unterschiedliche Verhaltensmuster und Rollen der Nachbarn benennen.

Tab. 13: Nachbarschafts(hilfe)typen

	Bewertung der stattfindenden Hilfe	Art der Beziehungen	Voraussetzung für Hilfe	Hilfeleistungen reziprok?	Motive für Hilfe	Ebene im Vordergrund
Die nachbarschaftlich Eingebundenen	positiv	hohe Intensität: vielfältige (Freizeit-) Kontakte mit Nachbarn	Vertrautheit + Kommunikation	ja	Emotionalität + Normen	emotionale Ebene
	Beispielhaftes Zitat: „Wenn was wäre könnte man eigentlich bei jedem klingeln und sagen: ‚Kannst du mir mal helfen?‘ [...] Ich glaube, dass da niemand wäre, der sagen würde: ‚Ich will jetzt nicht.‘“ (Frau S. und Herr H., Siedler 2)					
Die freundlich Distanzierten	neutral	geringe Intensität: Familie und Freunde im Vordergrund	Notlagen oder Abwesenheit	ja	Leistungsorientierung	funktionale Ebene
	Beispielhaftes Zitat: „Wenn irgendwas ist, Not am Mann oder wenn man Kummer hat oder schwere Schicksalsschläge, die Familie fängt einen auf. Das können Nachbarn oder gute Freunde zum Teil nur.“ (Frau A., Städter 4)					
Die Erwartungsvollen	negativ	Fokus auf kollektive Nachbarschaftsbeziehungen; kaum individuelle Kontakte	Hilfe wird grundsätzlich (voraussetzungslos) erwartet	nein	Normen	fiktive Ebene
	Beispielhaftes Zitat: „Meine Vorstellungen waren etwas euphorisch und ich bin ein bisschen gedämpft worden, weil es sich einfach im Alltag nicht so schnell umsetzen lässt.“ (Frau G., Wohnprojekt 1)					

Eigene Darstellung.

Anders als die Personen der anderen beiden Gruppen nehmen sie eher Veränderungen innerhalb der Nachbarschaft wahr. Zudem sehen sie eine mehr oder weniger starke Zusammengehörigkeit mit den Nachbarn gegeben und berichten als einzige von Emotionen gegenüber Nachbarn.

Die Erwartungen an Nachbarn sind zwischen den Personen innerhalb dieser Gruppe jedoch sehr unterschiedlich und reichen von einem eher distanzierten Verhältnis bis zu intensiven Beziehungen. Hilfsbereitschaft und das Leisten von (Not-)Hilfe gelten aber allen als selbstverständlich und werden auch als generalisiert gegeben angesehen. Dabei unterscheidet sich aber das Niveau der gegenseitigen Hilfe: Es reicht vom ausschließlichen Annehmen von Paketen bis hin zu dauerhafter Hilfe im Krankheitsfall. In allen Fällen aber wird die Hilfe sehr positiv wahrgenommen.

Für die nachbarschaftlich Eingebundenen sind vor allem Vertrautheit und Kommunikation mit Personen in der Nachbarschaft Voraussetzung, um Hilfe für diese zu leisten. Die geleisteten und erhaltenen Leistungen sind ausgeglichen. Motive für Hilfeleistungen sind in erster Linie Emotionalität, aber auch Normen: Die Nachbarn, mit denen Hilfe ausgetauscht wird, scheinen den eigenen Normen zu entsprechen. Die Beziehungen zu den Hilfeempfängern bzw. -leistern steht im Vordergrund. In Bezug auf die oben vorgestellten Ebenen (siehe Abschnitt 8.2.1) ist hier die emotionale Ebene von größerer Bedeutung für das nachbarschaftliche Verhalten.

9.2.2 Die freundlich Distanzierten

Hierunter befinden sich Stadt- und Siedlungsbewohner, jedoch keine in Wohnprojekten lebenden Personen. Die Befragten, die diesem Typ zugerechnet werden, nehmen keine Bewertung der stattfindenden Hilfe in ihrer Nachbarschaft vor. Sie beschreiben zwar die Situation, bleiben ihr gegenüber aber neutral. Nachbarschaftshilfe und Nachbarschaftsbeziehungen sind für sie von geringer Bedeutung, teilweise werden intensivere Kontakte abgelehnt.

Zwar finden individuelle Kontakte mit Nachbarn statt, es werden hier aber am deutlichsten Grenzen benannt bzgl. des Handelns mit Nachbarn. Es werden jedoch auch kaum Konflikte

mit Nachbarn benannt. Die Zusammengehörigkeit mit Nachbarn ist, wenn sie überhaupt empfunden wird, nur schwach ausgeprägt. Die Kontakte sind überwiegend durch zufällige Begegnungen bestimmt. Ganz deutlich stehen Familie und Freunde im Vordergrund, sowohl was Freizeitaktivitäten, als auch was die Annahme von Hilfe angeht.

Die Vorstellungen von Nachbarschaft entsprechen einem freundlichen, aber distanzierten Verhältnis. Hilfsbereitschaft und das Leisten von Hilfe sind von Bedeutung, allerdings beschränkt sich dies auf gelegentliche Ausnahmefälle. Personen dieses Typs sind vorrangig an der funktionalen Komponente von Nachbarschaftsbeziehungen interessiert, bzw. nur diese beeinflusst ihr Verhältnis zu Nachbarn. So findet Hilfe zwar gelegentlich statt, ist aber viel deutlicher begrenzt auf akute Notlagen (wie z.B., wenn eine Nachbarin sich aus Versehen selbst aus ihrem Haus ausgesperrt hat), oder Situationen der Abwesenheit, indem z.B. auf das Haus von Nachbarn geachtet oder die Post angenommen wird. Diese Beziehungen sind aber dann reziprok.

Das Motiv, Hilfe für Nachbarn zu leisten, liegt zumeist in einer leistungsorientierten Sichtweise: Es geht in erster Linie um die Sicherheit von Hab und Gut sowie das eigene Sicherheitsempfinden. Der individuelle Nutzen der Hilfe ist ausschlaggebend. In Bezug auf die Ebenen aus Abschnitt 8.2.1 ist hier die funktionale Ebene von Nachbarschaft sehr stark im Vordergrund.

9.2.3 Die Erwartungsvollen

Bei den Befragten dieses Typs herrscht eine negative Bewertung der stattfindenden gegenseitigen Nachbarschaftshilfe vor, was einhergeht mit einem Enttäuschtsein über das Verhalten der Nachbarn. Sowohl Stadt- als auch Wohnprojekt-Bewohner finden sich hier. Diese haben sehr wenige oder keine individuellen Kontakte mit Nachbarn, stattdessen handelt es sich fast ausschließlich um zufällige oder, im Falle von Wohnprojekt-Bewohnern, „organisatorische“ Kontakte, die über die Planung und Umsetzung von Gemeinschaftsveranstaltungen entstehen. Die Personen in der Nachbarschaft werden wenig differenziert wahrgenommen. Die Zusammengehörigkeit mit Nachbarn ist nur schwach ausgeprägt oder nicht vorhanden.

Dennoch stehen weniger die individuellen Beziehungen im Vordergrund als vielmehr die Gesamtheit aller Bewohner.

Es handelt sich um Personen, die hohe Erwartungen an ihr Umfeld haben, denen ihrer Meinung nach nicht entsprochen wird. Hilfe braucht dementsprechend aus Sicht der Personen dieses Typs keine konkreten Voraussetzung, weil sie selbstverständlich sein und ohne besondere Kommunikation darüber geleistet und vor allem auch angenommen werden sollte. Gleichzeitig fällt den Personen dieses Typs aber die Kommunikation mit Nachbarn über eigene Hilfebedarfe schwer.

Die geleisteten und erhaltenen Hilfeleistungen sind bei den Personen dieses Typs eher unausgeglichen: Von den Befragten wird mehr Hilfe geleistet und vor allem mehr Hilfe angeboten. Motiv für das Leisten von Hilfe ist ausschließlich die Orientierung an Normen, zum einen den eigenen, zum anderen denen, die von außen vorgegeben sind (etwa durch eine Vereinsatzung in einem Wohnprojekt). Die zu diesem Typ zugehörigen Befragten sehen sich als „anders“ als ihre Nachbarn hinsichtlich ihrer Einstellungen zur Notwendigkeit und zum Sinn von Nachbarschaftshilfe. Sie empfinden sich selbst, ihre Einstellungen und ihr Verhalten als Maßstab und Norm, die jeder in der Nachbarschaft erfüllen sollte.

Als Ideal von Nachbarschaft wird ein intensives Miteinander angesehen, was aber nicht gegeben ist. Hierbei lässt sich nochmals eine Unterscheidung treffen zwischen den Städtern und den Wohnprojekt-Bewohnern, die diesem Typ angehören (Siedler sind in dieser Gruppe nicht vorhanden): Bei den Städtern entspricht die genannte Idealvorstellung einer Utopie. Sie erscheint als rein hypothetische Vorstellung, für die keine Chance auf Realisierung besteht. Bei den Wohnprojekt-Bewohnern kann die Idealvorstellung als erfolglose Bemühung bezeichnet werden. Sie ist prinzipiell realisierbar, aber trotz unermüdlicher Versuche seitens der Befragten konnte sie (bisher) nicht erreicht werden.

Die Idealvorstellungen von Nachbarschaft dominieren das Verhältnis zu den Nachbarn: Gewünscht wird ein intensiveres Zusammenleben als aktuell gegeben. Dies erscheint nur durch eine Verhaltensänderung Seiten der anderen erreichbar. Die in Abschnitt 8.2.1 beschriebene fiktive Ebene dominiert die Sichtweise von Nachbarschaft.

9.3 „Normale“ vs. „organisierte“ Nachbarschaften

Auch wenn sich die „normalen“ und die „organisierten“ Nachbarschaften, also die städtischen auf der einen Seite und die Siedlergemeinschaften und Wohnprojekte auf der andern Seite, nicht in den Typen widerspiegeln, soll an dieser Stelle dennoch eingegangen werden auf Gemeinsamkeiten und Unterschieden, die sich in den Interviews hinsichtlich der Wohnkontexte zeigen.

Die grundlegenden, den Nachbarschaftsbeziehungen zugrundeliegenden Normen ähneln sich stark: Gegenseitiges Grüßen, Höflichkeit, Freundlichkeit und Nothilfe sind überall selbstverständlich. Auch die Rollen der Nachbarn weisen Ähnlichkeiten auf: In erster Linie sind Nachbarn Kommunikationspartner, Helfer und Hilfebedürftige und auch Störer gibt es überall, also Personen, die sich nicht normenkonform verhalten. Zudem unterscheidet sich die vorherrschende Form des Kontakts nicht in den unterschiedlichen Wohnkontexten. Überall hat Nachbarschaft (auch) einen Zufälligkeitscharakter, Begegnungen sind also überwiegend nicht absichtsvoll hergestellt, sondern ergeben sich im Alltag. Bei der Kommunikation miteinander herrscht Smalltalk vor, es wird nur oberflächlich miteinander gesprochen. Private Freizeitkontakte sind generell eher selten. Schließlich gibt es hinsichtlich der Konfliktthemen kaum Unterschiede: Sauberkeit, Putzen und Mülltrennung führen überall zu Misstimmungen.

Es existieren aber auch eine Reihe von Unterschieden zwischen den Wohnkontexten. Innerhalb der „organisierten“ Nachbarschaften lassen sich zunächst nochmal zwei Untergruppen voneinander abgrenzen. Diese können als „gelingende“ und „schwierige Struktur“⁵² bezeichnet werden. Damit gemeint ist, dass es einige Siedlungen und Wohnprojekte gibt, wo das damit verbundene Ziel oder die Vision erreicht wird und andere, in denen dies nicht gelingt.

⁵² Beide Begriffe sind bewusst gewählt. Der Ausdruck „gelingende Struktur“ soll im Gegensatz zum Terminus „gelingen“ darauf hinweisen, dass es sich im Zusammenleben mit Nachbarn um einen Prozess handelt, der jeden Tag stattfindet und immer wieder eine Erneuerung der Verhältnisse stattfindet. Dagegen soll der Ausdruck „schwierige Struktur“ andeuten, dass hier eher ein Zustand beschrieben wird, der von den Befragten als nicht oder nur sehr langfristig veränderbar wahrgenommen wird.

Insgesamt liegt bei den Befragten aus den organisierten Nachbarschaften eine stärkere Auseinandersetzung mit dem Thema Nachbarschaft vor, was sich unter anderem daran ablesen lässt, dass die Beschreibungen von Nachbarn wesentlich differenzierter sind als bei den Befragten aus den „normalen“ Nachbarschaften. Ein weiteres Merkmal ist, dass es viel stärkere Erwartungen an die Nachbarn gibt, und zwar dahingehend, dass sich diese in die Gemeinschaft integrieren oder einbringen. Dadurch ist aber auch die soziale Kontrolle viel höher.

Hinsichtlich der Siedlergemeinschaften ist festzustellen, dass sehr im Vordergrund steht, dass große Altersunterschiede innerhalb der Nachbarschaft existieren und damit verschiedene Lebenslagen, Tagesabläufe und Ansichten. Dies wird als großes Hindernis für Kontakt miteinander angesehen. Zudem zeigt sich bei den Siedlern sehr deutlich, dass Nachbarschaftsbeziehungen positiv beeinflusst werden durch eine gemeinsame Vergangenheit und gemeinsame Erfahrungen. Insbesondere bei denjenigen, die den Bau und Beginn des Zusammenlebens in ihrer Siedlung miterlebt haben, ist dies als „Gründungsmythos“ noch sehr präsent und prägt noch immer informelle Verhaltensregeln und Verbindungen zu Nachbarn. Die Erstbewohner haben eine gemeinsame „Geschichte“ in doppelter Wortbedeutung (im Sinne einer gemeinsam erlebten Vergangenheit sowie daraus entstehend – wie in den Interviews deutlich wird – eine gemeinsame Erzählung über das in der Siedlung Erlebte).

Bei den Wohnprojekten tritt deutlich hervor, dass sich individuelle Beziehungen zu Nachbarn stark abgrenzen zum „Kollektiv“, also Beziehungen zur Gesamtheit der Bewohner. Insgesamt ist die Hilfsbereitschaft sehr groß, übersteigt aber damit auch die Bereitschaft, Hilfe anzunehmen, was auf eine Schwierigkeit hindeutet, dass Hilfeleistungen letztendlich tatsächlich zustande kommen. Nothilfe ist hier von geringerer Bedeutung als Grund, Hilfe zu leisten. Stattdessen sind die Kommunikation über Hilfebedarfe und -angebote sowie Normen in Bezug auf Hilfe wichtiger. Es zeigt sich auch, dass häufiger instrumentelle Hilfe stattfindet als emotionale. Das Alter oder Altersunterschiede zwischen den Bewohnern sind weniger wichtig, ausschlaggebend ist vielmehr die Gleichheit von Interessen. Und schließlich haben hier „formale Kontakte“, also solche, die sich über Versammlungen und ähnliches ergeben, eine besondere Bedeutung.

Bei den „normalen“ Nachbarschaften ist im Unterschied zu den „organisierten“ kein Kollektiv vorhanden, es gibt nur individuelle Beziehungen zu Einzelpersonen oder kleineren Gruppen.

Auch die Kommunikation ist in Art und Inhalt stärker personenbezogen. Als Ideal herrscht teilweise Distanz zu Nachbarn vor. Zudem sind bauliche und räumliche Gegebenheiten und andere strukturelle Bedingungen nur von geringer Bedeutung für die Nachbarschaftsbeziehungen. Bei den baulichen Bedingungen mag dies einerseits daran liegen, dass gemeinsam genutzte Räume und andere bauliche Aspekte einfach nicht vorhanden sind, zum anderen spielen aber auch allgemeine städtebauliche, architektonische oder organisatorische Rahmenbedingungen kaum eine Rolle in den Interviews mit den Stadtbewohnern. Selbst wenn theoretisch „nachbarschaftsfördernde“ Bedingungen gegeben sind, scheinen sie kaum Relevanz zu haben, da sie schlicht nicht mit dem Alltag der Menschen verknüpft sind.

10 Fazit und Diskussion der Ergebnisse

Die Nachbarschaftsbeziehungen der befragten „jungen Alten“ weisen über alle drei im Rahmen dieser Arbeit voneinander abgegrenzten Typen hinweg ein hohes Potenzial für Hilfe auf, insofern es sich um *gelegentliche und wenig aufwändige Leistungen* handelt, die sich also gut in den normalen Alltag der Helfer integrieren lassen, ihn nicht verändern. Damit bekräftigen die Ergebnisse der vorliegenden Studie zum einen Ergebnisse quantitativer Studien (siehe Kapitel 6), zum andere bestätigen sie die Aussage, dass Beziehungen unter Nachbarn in erster Linie durch den unverbindlichen Austausch von „relativ leicht zu bewältigende Alltäglichkeiten“ (Hillebrand 2009: 156) gekennzeichnet sind. Dies legt nahe zu fragen, ob die „nachbarschaftliche Gemeinschaft der geeignete Kontext insbesondere zur Unterstützung wirklich Bedürftiger ist und diesen dort Hilfeleistungen ausreichend zu Teil werden“, wie Günther (2015: 197) es formuliert. Doch sind auch und gerade solche einfachen, funktionalen Leistungen von großer Bedeutung für die befragten älteren Menschen, etwa wenn Kleinigkeiten mit eingekauft werden für Nachbarn oder jemand ein Stück im Auto mitgenommen wird. Dies sind Tätigkeiten, die den Alltag der Hilfeempfänger enorm erleichtern können, ohne dass weitere Personen, wie z.B. die eigenen Kinder, einspringen und so wiederum in ihrem Alltag „gestört“ werden müssen.

In Bezug auf Leistungen die darüber hinausgehen, erweist sich Nachbarschaft allerdings als kaum tragfähig. Insbesondere die Versorgung pflegebedürftiger Menschen lässt sich nicht oder nur in sehr seltenen Ausnahmefällen über Nachbarn organisieren. Dies bestätigt die Auswertung des Deutschen Freiwilligensurveys (siehe Seite 91ff.): Nicht einmal 2 Prozent der dort befragten Personen erbringen Pflegeleistungen für ihre Nachbarn. Insofern unterliegt die Sozialpolitik einem Irrglaube, wenn sie darauf baut, dass nachbarschaftliche Beziehungen Versorgungsdefiziten auf politischer und wirtschaftlicher Ebene reduzieren oder ausgleichen könnten, indem dort Aufgaben der öffentlichen Infrastruktur oder privat-kommerzieller Dienstleistungen übernommen werden.

Hinsichtlich der untersuchten Wohnkontexte sind keine Unterschiede bei der der Art der stattfindenden Hilfeleistungen unter den Nachbarn feststellbar. Stets sind eher gering ausgeprägte, bilaterale Beziehungen auf persönlicher Ebene prägend. Ein Unterschied zeigt sich aber darin, dass teilweise innerhalb der Wohnprojekte die hypothetische Möglichkeit be-

steht, dass Hilfeleistungen darüber hinausgehen könnten, auch wenn dies aktuell nicht der Fall ist. Dennoch besteht auch hier eine Schwierigkeit, die von den hilfebedürftigen Personen ausgeht: Das Eingeständnis, Hilfe zu benötigen, ist oftmals schwierig – vor sich selbst, vor vertrauten Menschen und ganz besonders vor Personen, zu denen kein starkes Beziehungsverhältnis besteht, so wie dies bei Nachbarn häufig der Fall ist. Die Wahrung der eigenen Privatheit und Unabhängigkeit ist ein wichtiges Ziel, das gefährdet werden könnte durch eine zu offensichtliche Äußerung von Hilfebedarfen. Zudem erschwert die Reziprozitätsnorm das Bitten um Hilfe, wenn die hilfebedürftige Person sich nicht in der Lage sieht, eine angemessene Gegenleistung zu erbringen.

In vielen Punkten können durch die Ergebnisse der vorliegenden Studie die Aussagen der Klassiker Tönnies, Simmel und Weber bestätigt werden. Insbesondere nichtorganisierte Nachbarschaftsbeziehungen scheinen zu einem großen Teil dem zu entsprechen, was schon vor über 100 Jahren zu diesem Thema geschrieben wurde. Wie bereits Tönnies beschreibt, sind Nachbarschaften in der heutigen Gesellschaft nicht (mehr) prägend. Sie sind nicht, wie er es für das historisch gewachsene, dörfliche Zusammenleben annimmt, stets mit einem Gemeinschaftsgefühl und gegenseitigem Vertrauen verbunden. Emotionale und/ oder funktional intensive Beziehungen stellen den Ergebnissen der vorliegenden Studie nach lediglich mögliche Formen der Ausprägung von Nachbarschaftsbeziehungen dar. Selbst in gemeinschaftlichen Wohnprojekten ist die Entwicklung eines Zusammengehörigkeitsgefühls nicht selbstverständlich. Jedoch kann auch nicht davon die Rede sein, dass Nachbarn generell ihre Bedeutung verloren haben oder die von Simmel angenommene „Reserviertheit“, „Blasiertheit“ und „Intellektualität“ vorherrschen. Ihre Bedeutung hat sich aber verändert und weist einen größeren Spielraum auf hinsichtlich der Relevanz und Einbindung in den Alltag. Freiwilligkeit und Eigeninitiative spielen in Bezug auf Nachbarschaftsbeziehungen heute eine große Rolle (vgl. z.B. auch Diewald 1991). So können Nachbarschaften in Abhängigkeit von individuellen Wahrnehmungen, Einstellungen und der Handlungsrelevanz Gemeinschaften sein (vgl. Gläser 2005; Davies/Herbert 1993). In Nachbarschaften kann somit sowohl Vergemeinschaftung als auch Vergesellschaftung stattfinden, um Webers Begrifflichkeiten zu verwenden. Nachbarn sind oft tatsächlich „typische Nothelfer“ (Weber), ihre Bedeutung kann aber, bezogen auf einzelne Individuen, auch weit darüber hinausgehen.

Durch das qualitative Vorgehen der Studie im Rahmen dieser Arbeit konnten Erkenntnisse gewonnen werden, die das bisherige Wissen über nachbarschaftliche Beziehungen ergänzen. Insbesondere die Abgrenzung der verschiedenen Typen von Nachbarschafts(hilfe) erweitert das Bild der Kontakte, die ältere Menschen innerhalb ihrer Wohnumgebung haben und der individuellen alltäglichen Bedeutung von Nachbarn und der Hilfe, die aus den Beziehungen zu diesen entsteht.

Ein großer Teil der Befragten gehört dem Typ der „nachbarschaftliche Eingebundenen“ an. Sie haben *intensive und emotional bedeutendere Beziehungen* zumindest zu einzelnen Personen im Wohnumfeld und schätzen dies sehr. Darüber hinausgehende Kontakte erscheinen aber auch für diesen Typ weder als notwendig noch als wünschenswert.

Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe sind *nicht für jeden* ein Konzept und Kontext, indem er „leben möchte“. Der Nachbarschaftstyp der „freundlich Distanzierten“ zeigt, dass Distanzwahrung für einen Teil der Befragten zu den zentralen Kriterien guter Nachbarschaft gehört.

Ein neues Ergebnis, auch im Vergleich zu bisherigen quantitativen Studienergebnissen ist, dass eine *Teilgruppe der Befragten nicht zufrieden* ist mit den bestehenden Realitäten ihrer Nachbarschaftsbeziehungen und sich intensivere Beziehungen wünscht. Der Nachbarschaftstyp der „Erwartungsvollen“ setzt große Hoffnungen in Nachbarschaftsbeziehungen, auch und insbesondere in Bezug auf gegenseitige Hilfe, zeigt sich aber gleichzeitig enttäuscht über die Realität der Kontakte zwischen den Personen in seiner Wohnumgebung, die aus seiner Sicht zu gering sind. Es ist fraglich, ob ein höheres Niveau der Intensität in diesen Fällen jemals erreicht werden kann, da andere Bedingungen als nur das Wollen und das Bemühen von Einzelpersonen Grundlage sind für den Status quo der Nachbarschaftsbeziehungen. Fehlt ein entsprechender Wunsch nach nachbarschaftlicher Nähe bei den anderen Bewohnern oder wird diese aus Gründen z.B. der Berufstätigkeit von Nachbarn verhindert, so werden sich häufige und intensive Kontakte nur schwer realisieren lassen.

Als Fazit kann also geschlossen werden, dass das in Nachbarschaftsbeziehungen liegende Hilfef Potenzial hoch ist in Bezug auf sporadische „Alltagsleistungen“. Darüber hinausgehende Leistungsfähigkeit kann nur auf zwei Wegen erreicht werden: Zum einen über *persönliche Vertrautheit*, d.h. gewachsene, individuelle Beziehungen, die ihre Grundlage in der Vergan-

genheit haben oder/und aktuell immer wieder zumindest zu einem geringen Grade aktualisiert werden. Hierzu ist die Eigeninitiative der Bewohner gefragt. Nachbarschaft stellt dann eine individuelle Ressource des Sozialkapitals im Sinne Bourdieus dar. Zum anderen – und hierin liegen einige Risiken des Scheiterns, wie aus den Ergebnissen der Studie hervorgeht – über das *Schaffen von organisatorischen und rahmengebenden Strukturen*, die gegenseitiges Helfen auch ohne eine intensive Form der persönlichen Vertrautheit erlauben. Hier nähert sich die Hilfe unter Nachbarn den Vorstellungen von informellem, selbstorganisiertem bürgerschaftlichem Engagement an. In den Vordergrund rückt damit, entsprechend der heutigen Gestaltung des Ehrenamtes (vgl. z.B. Backes/Höltge 2008), auch der individuelle Nutzen der Hilfe für den Hilfeleistenden, wie es auch Blau (2005 [1968]) annimmt: Hilfe für Nachbarn soll sich „lohnen“, wobei sich dies z.B. auch auf emotionale Befriedigung beziehen kann. Die Verpflichtung zur Reziprozität muss darüber hinaus eingehalten werden, d.h. der Helfer muss davon ausgehen können, dass auch ihm in Zukunft auf vergleichbare Weise Hilfe zuteilwird, sollte er einen entsprechenden Bedarf haben.

Die Bedeutung der rahmengebenden Strukturen weist darauf hin, dass auch das *Setting* als Hintergrund – d.h. die Organisationsform des Wohnens – eine (mit-)entscheidende Rolle spielt für gegenseitige Unterstützung zwischen Nachbarn. Es kann durch verschiedene Instrumente eine Art Infrastruktur bieten, um Nachbarschaftsbeziehungen einzugehen, zu stärken und dadurch Hilfeleistungen „einfacher“ abrufbar zu machen, aber auch Hilfe einfacher anbieten und schließlich dadurch einfacher leisten zu können. In gemeinschaftlichen Wohnprojekten etwa trägt dazu prinzipiell die Tatsache bei, dass sich zum einen innerhalb eines Wohnprojekts alle Bewohner kennen und zum anderen alle der Wunsch verbindet, gemeinschaftlich zu leben. Dadurch ist die Hemmschwelle geringer, andere um Hilfe zu bitten. Außerdem haben die Bewohner, anders als in „normalen“ Nachbarschaften, mehr Informationen übereinander bezüglich individueller spezifischer Fertigkeiten und Ressourcen. So kann Hilfe viel eher passgenau nachgefragt und geleistet werden (vgl. Gierse/ Wagner 2012: 76). Zwar ist auch in gemeinschaftlichen Wohnprojekten gegenseitiges Helfen nicht immer ein zentraler Bestandteil des alltäglichen Miteinanders, wie die Ergebnisse der vorliegenden Studie zeigen. Es besteht aber grundsätzlich eine größere Chance, dass sich Hilfe realisieren lässt. Der Einzelne kann hier viel stärker davon ausgehen, dass bei den Nachbarn

eine Bereitschaft besteht, Hilfe für andere Bewohner zu leisten sowie auch Hilfe von diesen anzunehmen.

Ganz ohne eine *persönliche Beziehung* zwischen Hilfeleistendem und -empfänger wird aber gegenseitige Unterstützung auch hier nicht funktionieren. So braucht es ein generalisiertes Vertrauen bzgl. der Personen in der Nachbarschaft, das ein wie auch immer geartetes „Kennen“ des anderen voraussetzt. Die emotionale Ebene von Nachbarschaft ist den Ergebnissen der Studie nach zwar in der Regel nur schwach ausgeprägt, sie ist aber insbesondere für Hilfeleistungen von zentraler Bedeutung und kann nicht vollständig umgangen werden.

Die Ergebnisse zeigen auch, dass in gewisser Weise *Strukturen Emotionen generieren* können. Hierin besteht ein großes Potenzial, das in gemeinschaftlichen Wohnprojekten bereits häufig zum Tragen kommt. Dort liegen meist geeignete Strukturen vor, um Kontakte und Vertrauen unter den Bewohnern zu schaffen und zu fördern (vgl. dazu Scherzer 2004: 10f.; Mensch 2011: 8). Zum einen liegt in der Wohnphase eine bauliche Struktur vor, durch die das gegenseitige Kennen(lernen) begünstigt wird sowie informelle und auch formelle Kontakte möglich werden. Zum anderen besteht auch eine organisatorische Struktur, die Zusammentreffen in unterschiedlichen Kontexten und Personenkonstellationen hervorruft, damit gemeinsame Erfahrungen erzeugt und so dazu beiträgt, dass die Bewohner einander aus unterschiedlichen Perspektiven kennenlernen können. In vielen Fällen wurden zudem bereits in der Projekt- und Planungsphase der Wohnprojekte Vertrauensverhältnisse zwischen den späteren Bewohnern gefördert. Nachbarn rücken jedoch auch in organisierten Formen des Zusammenlebens in der Rangfolge der Hilfspersonen nicht generell nach vorne. Trotz der Vereinfachung und Verstetigung von Nachbarschaftshilfe bleiben insbesondere *Familienmitglieder* (Partner, Kinder, Schwiegerkinder, Enkel etc.) sowie *Freunde* in der Regel erste Ansprechpartner, wenn Hilfebedarf besteht. Der Unterschied liegt aber darin, dass im Idealfall die Nachbarn eine „Rückfalloption“ darstellen, auf die man sich verlassen kann, sollten die Helfer erster Priorität einmal nicht zur Verfügung stehen.

Hinsichtlich der baulichen Faktoren zeigt sich aber auch, dass diese allein kaum Einfluss nehmen auf die Beziehungen zwischen Nachbarn und damit auf die Vereinfachung der Entstehung von gegenseitiger Hilfe. Etwa in Bezug auf die Relevanz der Lage von Häusern und Wohnungen zueinander, von Balkonen, Terrassen, Gärten sowie halböffentlichen Räumen

wie Treppenhäusern oder Waschräumen ist zu sagen, dass diese zwar Zufallskontakte provozieren können, dies aber keinesfalls selbstverständlich ist. Vor allem in den untersuchten nichtorganisierten Nachbarschaften wurde deutlich, dass eine Bedeutung baulicher Gegebenheiten kaum gegeben ist. Auch in den Siedlergemeinschaften spielen diese nur eine geringe Rolle, die selten über die Vereinfachung von Gelegenheitsbegegnungen hinausgeht. Die bauliche Struktur der Wohnumgebung hat in beiden Fällen nur einen geringen Einfluss auf die Beziehungen der Bewohner zueinander.

Und auch für Wohnprojekte gilt: Nachbarschaftsbeziehungen entstehen nicht allein durch das Vorhandensein etwa von Laubengängen oder Gemeinschaftsräumen. Idealerweise kommen hier bauliche und organisatorische Faktoren zusammen, um Nachbarschaftsbeziehungen positiv zu beeinflussen. Zudem ist die „Bereitschaft zur Gemeinschaft“ (Ebner/Klaffke 2006: 107) von zentraler Bedeutung. Ohne den Willen der Bewohner, in Kontakt mit Nachbarn zu treten und ohne eine nicht bloß prinzipielle, sondern konkret gelebte Hilfsbereitschaft, zeigt die beste bauliche Gestaltung keine Wirkung.

Zentrale Voraussetzung für das Zustandekommen von Nachbarschaftshilfe ist Kommunikation – sowohl von Seiten des Hilfebedürftigen als auch des Hilfeleistenden. So muss zum einen ein Hilfebedarf geäußert werden, zum anderen eine Bereitschaft zur Hilfeleistung erkennbar sein. Dabei kann der „erste Schritt“ aus beiden Richtungen erfolgen. Das Leisten von Hilfe kann auch angeboten werden aus der (angenommenen) Ersichtlichkeit eines Hilfebedarfs, etwa bei Krankheit oder hohem Alter des (vermeintlich) Hilfsbedürftigen. Allerdings birgt dies für den Anbieter die Gefahr, übergriffig zu wirken und so auf Ablehnung zu stoßen. Die Hilfebedürftigen spielen somit eine wichtige Rolle beim Zustandekommen von Hilfeleistungen.

11 Ausblick

Die Leistungsfähigkeit von Nachbarschaft im höheren Lebensalter sollte weder abgetan werden als nicht relevant oder existent, sie darf aber auch nicht überhöht werden im Sinne eines „Allheilmittels“ für gesellschaftliche Schwierigkeiten. Nachbarschaftsbeziehungen können, das legen die Ergebnisse der durchgeführten Studie nahe, nur in begrenztem Rahmen als Ressource zur Lösung des Problems der Versorgung älterer Menschen angesehen werden. Nachbarn können dennoch eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Gestaltung und Bewältigung des Alltags spielen, indem bspw. kleine unterstützende Leistungen erbracht werden. Weder können Nachbarn als dauerhafte, für alle älteren Menschen gleichermaßen gegebene Unterstützungsstruktur angesehen werden, noch kann erwartet werden, dass anstrengende oder Intimbereiche betreffende Tätigkeiten, wie körperliche Pflege, grundsätzlich von Nachbarn übernommen werden können. Entsprechende Leistungen sind in der Regel nicht gewünscht – weder von Seiten der Helfer, noch von Seiten der Hilfebedürftigen. Die vorliegende qualitative Studie weist darauf hin, dass, damit intensive Hilfebeziehungen entstehen können, es eines gewissen Ausmaßes an intensiver, persönlicher Vertrautheit bedarf, die in Nachbarschaftsbeziehungen nicht selbstverständlich ist. Nachbarn können in Fällen, wo dies gegeben ist, durchaus eine Ergänzung und Erweiterung des Hilfenetzwerks darstellen. Gerade die „jungen Alten“ erscheinen dabei als Bevölkerungsgruppe, die unter den richtigen Voraussetzungen – wie z.B. eigener entsprechender Fähigkeiten sowie persönlicher Bereitschaft zur Leistung von Hilfe (und Bereitschaft zu deren Annahme auf Seiten von Hilfebedürftigen) – eine größere Rolle einnehmen können. Sie werden aber familiäre und/ oder professionelle Hilfe auch dann nicht ersetzen können. Zudem sollte man die Erwartungen an die „jungen Alten“ nicht überhöhen. Auch wenn sie ein stark ausgeprägtes und wachsendes freiwilliges Engagement zeigen (vgl. BMFSFJ 2017: 191ff.), so bezieht sich dieses keinesfalls nur auf die Nachbarschaft.

Es stellt sich abschließend die Frage, ob es Möglichkeiten gibt um Nachbarschaftsbeziehungen zu fördern und zu intensivieren. Wird Nachbarschaft als persönliche Beziehung und werden weiterhin Nachbarschaftsbeziehungen als Bestandteil des persönlichen Netzwerkes angesehen, erscheint deren Beeinflussbarkeit durch planerische Initiativen kaum gegeben. Petermann (2015: 178) schreibt: „Weil persönliche Netzwerke aus Beziehungen bestehen,

die auf wechselseitiger Sympathie und Attraktivität der Beziehungspartner beruhen, ist die Emergenz von Nachbarschaft eine unbeabsichtigte Folge persönlicher Netzwerke, die lokal verortet sind. Aus der Perspektive persönlicher Netzwerke gibt es keine aktive Gestaltung von Nachbarschaft und das gezielte Eingreifen von Professionellen, Planern oder Politikern ist aus dieser Perspektive nicht denkbar. Wenn man so will, stellen persönliche Netzwerke eine Vergemeinschaftung von unten dar, die durchaus konträr zu gestalterischen Absichten von oben verlaufen kann.“

Eine Einflussnahme auf Nachbarschaftsbeziehungen ist demnach nur indirekt über die Schaffung von Gelegenheitsstrukturen für persönliche Begegnung möglich. Der Wohnort kann aus dieser Perspektive eine solche Gelegenheitsstruktur für Kontakte und soziale Beziehungen darstellen. Dabei spielen neben der infrastrukturellen Ausstattung auch institutionelle Angebote (wie z.B. Treffpunkte und Vereine) eine Rolle, durch die Personen mit ähnlichen Interessen zusammenfinden können. Zudem wirkt sich auch die Gestaltung öffentlicher Räume auf das nachbarschaftliche Verhalten aus, in denen beiläufige Kontakte möglich sind (vgl. ebd.: 181f.).

Die Ergebnisse der im Rahmen dieser Arbeit durchgeführten Studie bestätigen dies, indem sie die Bedeutung zum einen persönlicher, emotional orientierter Kontakte hervorheben. Zum anderen wird aber auch deutlich, dass Strukturen organisatorischer und baulicher Art Stellschrauben sein können, die auf Nachbarschaftsbeziehungen einwirken. Ansatzpunkte zur Beeinflussung von Nachbarschaftsbeziehungen und damit der Hilfebeziehungen zwischen Nachbarn ergeben sich daher insbesondere in diesen beiden Feldern. Diese Aspekte tauchen auch in ähnlicher Form immer wieder in Handreichungen zur Förderung von „lebendigen Nachbarschaften“ auf (vgl. z.B. Scholl/Konzet 2010: 12f.; Stratmann 2008). Zum einen besteht eine Möglichkeit in der Förderung von sozialen Kontakten und damit Vertrauen und emotional orientierten Beziehungen zueinander: Mit Hilfe etwa einer Begleitung durch Gemeinwesen- oder Quartiersarbeit (vgl. Galuske 2013: 103ff.) können soziale Kontakte zwischen Personen gezielt gefördert werden, etwa im Rahmen von Freizeitangeboten, Treffs oder Straßenfesten oder auch allgemein der Diskussion verschiedenen Perspektiven auf das Zusammenleben in der Nachbarschaft und der Ausbildung einer gemeinsamen Sichtweise (vgl. hierzu auch Kallfaß 2016: 41ff.). Zum anderen können Nachbarschaftsbezie-

hungen gefördert werden durch eine Unterstützung bei der Schaffung von Strukturen, die Begegnung ermöglichen: Einerseits durch die Entwicklung einer organisatorischen Struktur, z.B. der Erbringung gegenseitiger Hilfe oder der eigenständigen gemeinschaftlichen Gestaltung von Freizeitkontakten und anderen Kontaktanlässen. Auch hier kann Quartiersarbeit eine initiiierende Rolle übernehmen. Andererseits liegt eine Möglichkeit der Förderung die Gestaltung des baulich-räumlichen Umfeldes: Es können Orte geschaffen werden für spontane Begegnungen im Alltag, aber auch Räume, die Gelegenheit für regelmäßige Treffen bieten (vgl. z.B. Skjaeveland/Garling 1997).

Diese Ansatzpunkte entfalten aber ihre Wirkung nicht isoliert voneinander – im Idealfall sollten sie ineinandergreifen und sich ergänzen. Zentral unter dem Gesichtspunkt der gegenseitigen Unterstützung ist auch, dass sie sich die beabsichtigte Wirkung nicht von vornherein auf den Kontext Hilfe beschränken sollte. Es sollten zunächst einmal (emotionale) Beziehungen zwischen Bewohnern wachsen können, die dann möglicherweise langfristig in gegenseitiger Unterstützung münden können.

Zu beachten sind zudem immer der zugrundeliegende Sozialraum, die Vielfalt der Bewohner und die ggf. bereits bestehenden formellen wie informellen Strukturen, die die Nachbarschaftsbeziehungen vor Ort beeinflussen. In allen Fällen ist auch die individuelle Bereitschaft und das Interesse der Bewohner einer Wohnumgebung Voraussetzung für die Nutzung von Angeboten im Zusammenhang mit Nachbarschaft. Die drei in der vorliegenden Arbeit herausgearbeiteten Nachbarschaftstypen zeigen, dass eine Vielfalt von Sichtweisen bezüglich Nachbarschaft bei Bewohnern eines Wohngebiets bestehen kann. Letztendlich ist der Erfolg jeglicher Maßnahmen davon abhängig, dass bei den Einzelnen der grundsätzliche Wille besteht, in Kontakt mit anderen Menschen zu kommen. Nachbarschaftskontakte können nicht erzwungen werden und gerade gegenseitige Hilfe bleibt immer eine freiwillige und stark durch persönliche Sympathien geprägte Ausformung nachbarschaftlichen Handelns.

Schließlich sei nochmals darauf hingewiesen, dass die hier vorliegenden Ergebnisse, insbesondere die oben beschriebenen Nachbarschaftstypen, nicht abschließend und allgemeingültig sind. Es handelt sich um diejenigen Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, die sich bei den untersuchten Fällen zeigen. Um weitere Hinweise für die Beantwortung der Frage nach den Sichtweisen auf Nachbarschaft und den damit verbundenen Hilfebeziehungen zu

erhalten, könnten weitere Studien ergänzende Erkenntnisse erbringen. Interessant wäre insbesondere ein Vergleich mit hochaltrigen Personen, die einerseits einen höheren Hilfebedarf haben und andererseits selbst nur wenig Hilfe für andere leisten können, bei denen also die Erfüllbarkeit der Reziprozitätsnorm eingeschränkt ist. Es ist anzunehmen, dass sich hier deutlich andere Sichtweisen zeigen, die weitere Nachbarschaftstypen ergeben könnten. Aufschlussreich wäre auch ein Vergleich mit den Wahrnehmungen von Nachbarschaft bei jüngeren Menschen, die noch berufstätig sind. Hier wäre zudem spannend, wie der Wandel – wenn es einen gibt – hinsichtlich der Sichtweise auf Nachbarschaft durch den Berufsaustritt ausfällt. Hierzu könnten dieselben Personen einige Zeit vor und einige Zeit nach der Beendigung ihrer Berufstätigkeit befragt werden. Auch ein Einbezug von Personen mit Migrationshintergrund würde eine wichtige Erweiterung der Ergebnisse liefern. Schließlich erscheint ein internationaler Vergleich hinsichtlich der Wahrnehmung von Nachbarn als eine weitere Quelle des Erkenntnisgewinns zum Thema Hilfepotenziale und der damit verbundenen Beziehungen.

12 Literaturverzeichnis

Adelung, J.C. (1811): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Online unter http://www.etymologie.info/~e/d_/de-ade__h.html#Heimlich. Abruf am 23.05.2016.

Adloff, F. / Mau, S. (2005): Zur Theorie der Gabe und Reziprozität. In: Dies. (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a.M./New York. 9-60.

Agricola, S. (1998): Senioren und Freizeit. Aktuelle Daten und Fakten zur Altersfreizeit. Deutsche Gesellschaft für Freizeit. Erkrath.

Alber, J./ Schölkopf, M. (1999): Seniorenpolitik: Die soziale Lage älterer Menschen in Deutschland und Europa. Amsterdam.

Altschiller, C. (2008): Was können und sollen die Kommunen tun? In: Schader-Stiftung/ Stiftung trias (Hrsg.): Raus aus der Nische – rein in den Markt. Ein Plädoyer für das Produkt gemeinschaftliches Wohnen. Darmstadt. 87-93.

Aner, K. (2002): Das freiwillige Engagement älterer Menschen – Ambivalenzen einer gesellschaftlichen Debatte. In: Karl, F./ Aner, K.: Die „neuen Alten“ - revisited. Kaffeefahrten - Freiwilliges Engagement - Neue Alterskultur - Intergenerative Projekte. Kassel. 39-102.

Antonucci, T.C. (2001). Social relations. An examination of social networks, social support, and sense of control. In: Birren, J.E./ Schaie, K.W. (Hg.): Handbook of the psychology of aging. San Diego. 427-453.

Argyle, M./ Henderson, M. (1990): Die Anatomie menschlicher Beziehungen. Spielregeln des Zusammenlebens. Paderborn.

Askham, J./ Ferring, D./ Lamura, G. (2007): Personal relationships in later life. In: Bond, J./ Peace, S./ Dittmann-Kohli, F./ Westerhof, G. (Hrsg.): Ageing in society. European perspectives on gerontology. London/Los Angeles. 186–208.

Atteslander, P. (1960): Der Begriff der Nachbarschaft in der neueren Gemeindeforschung. In: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik 96 (4), 443-458.

Bäcker, G./ Naegele, G./ Bispinck, R./ Hofemann, K./ Neubauer, J. (2008): Sozialpolitik und soziale Lage in Deutschland, Band. 2: Gesundheit, Familie, Alter und Soziale Dienste. 4. Aufl. Wiesbaden.

Backes, G.M. (2008): Potenziale des Alter(n)s. Perspektiven des homo vitae longae? In: Amann, A./ Kolland, F. (Hrsg.): Das erzwungene Paradies des Alters? Fragen an eine Kritische Gerontologie. Wiesbaden. 63-100.

Backes, G.M./ Clemens, W. (1998a): Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung. Weinheim/München.

Backes, G.M./ Clemens, W. (1998b): Alter(n) und Gesellschaft im Strukturwandel der Modernisierung. In: Clemens, Wolfgang/ Backes, Gertrud M. (Hrsg.): Altern und Gesellschaft. Gesellschaftliche Modernisierung durch Altersstrukturwandel. Opladen. 7-20.

Backes, G.M./ Clemens, W. (2000): Lebenslagen im Alter – Erscheinungsformen und Entwicklungstendenzen. In: Dies. (Hrsg.): Lebenslagen im Alter. Gesellschaftliche Bedingungen und Grenzen. Opladen. 7-27.

Backes, G.M./ Höltge, J. (2008): Überlegungen zur Bedeutung ehrenamtlichen Engagements im Alter. In: Erlinghagen, M. / Hank, K. (Hrsg.): Produktives Altern und informelle Arbeit in modernen Gesellschaften. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde. Wiesbaden. 277-299.

Baltes, P.B. (2005): Oma muss ran. In: Die Zeit Nr. 21 vom 19.05.2005, 44.

Banse, J./ Möbius, M./ Deilmann, C. (2008): Wohnen im Alter 60+. Ergebnisse einer Befragung in der Stadt Dresden. Dresden.

Bänziger, C. (2009): Support, der Kreise zieht – Supportnetzwerke und ihr Einfluss auf die Lebenszufriedenheit Alleinlebender. Diskussions-Papier Januar 2009, Forschungsgruppe Arbeit, Generation, Sozialstruktur (AGES). Zürich.

Barker, J.C. (2002): Neighbors, friends, and other nonkin caregivers of community-living dependent elders. In: Journal of Gerontology 57B, 3, 158–167.

Barrera, M./ Ainley, S. (1983): The structure of social support: a conceptual and empirical analysis. In: Journal of Community Psychology 11 (2), 133-143.

- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.
- Beck, U./ Sopp, P. (1997): Individualisierung und Integration - eine Problemskizze. In: Dies. (Hrsg.): Individualisierung und Integration: Neue Konfliktlinien oder neuer Integrationsmodus? Opladen. 9-20.
- Beher, K./ Liebig, R./ Rauschenbach, T. (2000): Strukturwandel des Ehrenamts. Gemeinwohlorientierung im Modernisierungsprozeß. Weinheim/München.
- Bergmann, J.R. (2000): Ethnomethodologie. In: Flick, U./ von Kardoff, E./ Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek. 118-135.
- Berner Fachhochschule Soziale Arbeit (o.J): Ursachen und Verläufe von Mieterkonflikten. Synthesebericht: Integration und Interpretation der Ergebnisse aus vier Projektmodulen. Bern. Online unter <https://pdb.bfh.ch/pdbwebinterface/download.aspx?imgId=0d8d96e6-5c2b-4267-81f0-b3ed7829a8e7&usg=AFQjCNHVBoNtY7Jl6hPW8s8w2JG8DHpR3g>, Abruf am 13.06.2016).
- Bertels, L. (1990): Gemeinschaftsformen in der modernen Stadt. Opladen.
- Blau, P.M. (2005 [1968]): Sozialer Austausch. In: In: Adloff, F./ Mau, S. (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a.M./New York. 125-138.
- Blau, P.M. (1964): Exchange and power in social life. New York u.a.
- Blokland, T. (2003): Urban bonds. Social relationships in an inner city neighbourhood. Cambridge.
- Blumer, H. (1954). What is wrong with social theory? In: American Sociological Review 19 (1), 3-10.
- Blumer, H. (1973): Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1. Reinbek. 80-146.
- Böhnisch, L. (2015): Nachbarschaft als Medium der Vergesellschaftung? In: Reutlinger, C./ Stiehler, S./ Lingg, E. (Hrsg.): Soziale Nachbarschaften: Geschichte, Grundlagen, Perspektiven. Wiesbaden. 155-161.

Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen. 183–198.

Bourdieu, P. (2005): Die Ökonomie der symbolischen Güter. In: Adloff, F. /Mau, S. (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a.M./New York. 139-156.

Braun, H. (1992): Alter als gesellschaftliche Herausforderung. Regensburg.

Braun, H. (2003): „Lebensqualität“ im Alter: Gesellschaftliche Vorgaben und individuelle Aufgaben. In: Die neue Ordnung 57 (4), 244-254.

Brüschweiler, B./ Hüllemann, U./ Lingg, E./ Reutlinger, C./ Stiehler, S. (2015): Soziale Nachbarschaften als konzeptionelle Perspektive für die professionelle Gestaltung. In: Reutlinger, C./ Stiehler, S./ Lingg, E. (Hrsg.): Soziale Nachbarschaften: Geschichte, Grundlagen, Perspektiven. Wiesbaden. 229-256.

Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros/ empirica/ Forum Gemeinschaftliches Wohnen e.V./ Volkssolidarität Neubrandenburg/Neustrelitz (2016): Kompetenznetzwerk Wohnen. Online unter <http://www.kompetenznetzwerk-wohnen.de>. Abruf am 23.05.2016.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg., 2001): Dritter Altenbericht „Alter und Gesellschaft“ (Bundestagsdrucksache 14/5130). Berlin.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg., 2002): Vierter Altenbericht „Risiken, Lebensqualität und Versorgung Hochaltriger - unter besonderer Berücksichtigung demenzieller Erkrankungen“ (Bundestagsdrucksache 14/8822). Berlin.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg., 2005): Fünfter Altenbericht „Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft - Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen“ (Bundestagsdrucksache 16/2190). Berlin.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg., 2010): Sechster Altenbericht „Altersbilder in der Gesellschaft“ (Bundestagsdrucksache 17/3815). Berlin.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg., 2009): Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des bürgerschaftlichen Engagements in Deutschland (Wissenschaftszentrum Berlin, Projektgruppe Zivilengagement). Berlin.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg., 2017): Zweiter Bericht über die Entwicklung des bürgerschaftlichen Engagements in der Bundesrepublik Deutschland "Demografischer Wandel und bürgerschaftliches Engagement: Der Beitrag des Engagements zur lokalen Entwicklung" (Bundestagsdrucksache 18/11800). Berlin.

Cantor, M.H. (1979). Neighbors and friends: An overlooked resource in the informal support system. In: *Research on Aging* 1 (4), 434-463.

Carstensen, L. L. (1991). Socioemotional selectivity theory: Social activity in life-span context. In: *Annual Review of Gerontology and Geriatrics* 11, 195-217.

Cavan, R.S./ Burgess, E.W./ Havighurst, R.J./ Goldhamer, H. (1949): *Personal adjustment in old age*. Chicago.

Clemens, W. (2002): *Arbeitsleben und nachberufliche Tätigkeiten – Konzeptionelle Überlegungen zum Zusammenhang von Erfahrungen der Erwerbsarbeit und Aktivitäten im Ruhestand*. In: Dallinger, U./ Schroeter, K.R. (Hrsg.): *Theoretische Beiträge zur Alterssoziologie*. Opladen. 169-200.

Cohen, S./ Syme, L.S. (1985): *Issues in the study and application of social support*. In: Dies. (Hrsg.): *Social support and health*. San Francisco. 3-22.

Cohen, S./ Wills, T.A. (1985): *Stress, social support and the buffering hypothesis*. In: *Psychological Bulletin* 98 (2), 310-357.

Coleman, J.S. (1986): *Die asymmetrische Gesellschaft, Vom Aufwachen mit unpersönlichen Systemen*. Weinheim/Basel.

Coleman, J.S. (1988): *Social capital in the creation of human capital*. In: *American Journal of Sociology* 94 (Supplement: Organizations and Institutions: Sociological and Economic Approaches to the Analysis of Social Structure), S95-S121.

Coleman, J.S. (1991): *Grundlagen der Sozialtheorie, Band 1, Handlungen und Handlungssysteme*. München.

Cumming, E./ Henry, W. (1961): *Growing old. The process of disengagement*. New York.

Därmann, I./ Lemke, H. (Hrsg., 2008): *Die Tischgesellschaft. Philosophische und kulturwissenschaftliche Annäherungen*. Bielefeld.

Davies, W.K.D./ Herbert, D.T. (1993): *Communities within cities: An urban social geography*. London.

Deinsberger-Deinsweger, H. (2015): Ein Überblick: Gemeinschaftsräume aus wohnpsychologischer Sicht. In: Age-Stiftung: *Age-Dossier 2015. Gemeinschaftsräume für alle Generationen*. Zürich. 5-10.

Deutsche Rentenversicherung (2015): *Rentenversicherung in Zahlen 2015*. Berlin. Online unter www.deutsche-rentenversicherung.de/cae/servlet/contentblob/238692/publicationFile/61815/01_rv_in_zahlen_2013.pdf. Abruf am 23.05.2016.

Deutscher Bundestag (2002): *Schlussbericht der Enquete-Kommission „Demographischer Wandel - Herausforderungen unserer älter werdenden Gesellschaft an den Einzelnen und die Politik“* (Bundestagsdrucksache 14/8800). Berlin.

Deutscher Bundestag (2003): „Demographischer Wandel - Herausforderungen unserer älter werdenden Gesellschaft an den Einzelnen und die Politik“. Eine Dokumentation in Auszügen aus dem Schlussbericht der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte B20/2003*, 43-54.

Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (2006): *Empfehlungen zur Gestaltung der sozialen Infrastruktur in den Kommunen mit einer älter werdenden Bevölkerung*. Berlin.

Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (2007): *Positionspapier des Deutschen Vereins: Die Gesellschaft des langen Lebens annehmen und vor Ort gestalten*. Berlin.

Diaz-Bone, R. (1997): *Ego-zentrierte Netzwerkanalyse und familiäre Beziehungssysteme*. Wiesbaden.

Dieck, M./ Naegele, G. (1993): „Neue Alte“ und alte soziale Ungleichheiten- vernachlässigte Dimensionen in der Diskussion des Altersstrukturwandels. In: Naegele, G./ Tews, H.P.: *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik*. Opladen. 43-60.

Diewald, M. (1986): *Sozialkontakte und Hilfeleistungen in informellen Netzwerken*. In: Glatzer, W./ Berger-Schmidt, R. (Hrsg.): *Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe*. Frankfurt a.M./ New York. 51-84.

Diewald, M. (1991): Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Berlin.

Dörner, K. (2007): Leben und Sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem. Neumünster.

Dresing, T./ Pehl, T (2013).: Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. 5. Auflage. Marburg. Online unter: www.audiotranskription.de/praxisbuch. Abruf am 23.05.2016.

Ebner, P./ Klaffke, J. (2006): Living Streets Laubengänge. Forschungsbericht zur Nachuntersuchung ausgewählter Wohnanlagen mit Laubengängerschließung. (Herausgegeben durch die Oberste Baubehörde im Bayerischen Staatsministerium des Innern). München.

Elias, N. (2001): Die Gesellschaft der Individuen. Amsterdam.

Engstler, H./ Menning, S./ Hoffmann, E./ Tesch-Römer, C. (2004): Die Zeitverwendung älterer Menschen. In: Statistisches Bundesamt: Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Forum der Bundesstatistik, Bd. 43/2004. 216-246.

Erlemeier, N. (2002): Alternspsychologie: Grundlagen für Sozial- und Pflegeberufe. Münster/ New York/München/Berlin.

Erlinghagen, M. (2007): Die Beteiligung an ehrenamtlicher Arbeit und informeller Hilfe nach dem Renteneintritt. Analysen mit dem Sozio-Oekonomischen Panel (SOEP). Berlin.

Evans, S./ Schahadat, S. (Hrsg., 2012): Nachbarschaft, Räume, Emotionen. Interdisziplinäre Beiträge zu einer sozialen Lebensform. Bielefeld.

Fedrowitz, M. (2011): Gemeinschaftliches Wohnen in Deutschland. In: Nationalatlas aktuell 9. Leipzig. Online unter: http://aktuell.nationalatlas.de/Gemeinschaftliches_Wohnen.9_09-2011.0.html. Abruf am 23.05.2016.

Fehling, J. (2014): Der große Nachbarschaftsstreit-Atlas. Neben welchen Menschen Sie auf keinen Fall wohnen sollten. Online unter http://www.focus.de/immobilien/mieten/grosser-nachbarschaftsstreit-atlas-warum-sie-niemals-neben-selbststaendigen-mittvierzigern-aus-hamburg-wohnen-sollten_id_4039804.html. Abruf am 26.08.2016.

- Phillip, S./ Mayer, A. (1999): Bilder des Alters. Altersstereotype und die Beziehungen zwischen den Generationen. Stuttgart u.a.
- Fischer, C. (1982): To dwell among friends: personal networks in town and city. Chicago.
- Flick, U. (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek.
- Flick, U./ von Kardorff, E./ Steinke, I. (2000): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Dies (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg. 13-29.
- Fooker, I. (1999): Intimität auf Abstand. Familienbeziehungen und soziale Netzwerke. In: Niederfranke, A./ Naegele, G./ Frahm, E. (Hrsg.), Funkkolleg Altern 2. Lebenslagen und Lebenswelten, soziale Sicherung und Altenpolitik. Opladen/Wiesbaden. 209-243.
- Forlati, S. (2013): Welche Gemeinschaftsräume funktionieren, welche nicht? In: Stadtbauwelt - Themenheft der Bauwelt 199 (36), 62-67.
- Frank, S. (2012): Reurbanisierung als innere Suburbanisierung. In: Hill, A./ Prosek, A. (Hrsg.): Metropolis und Region. Aktuelle Herausforderungen für Stadtforschung und Raumplanung. Detmold. 69-80.
- Frings, C. (2010): Soziales Vertrauen. Eine Integration der soziologischen und der ökonomischen Vertrauensatheorie. Wiesbaden.
- Galster, G. (2001): On the nature of neighbourhood. In: Urban Studies 38 (12), 2111-2124.
- Galuske, M. (2013): Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 10. Aufl. Weinheim/Basel.
- Generali Zukunftsfonds (Hrsg.)/ Institut für Demoskopie Allensbach (2012): Generali Altersstudie 2013. Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren. Frankfurt a.M.
- Gierse, C./ Wagner, M. (2012): Gemeinschaftliche Wohnprojekte - Eine Wohnform für alle sozialen Lagen und Lebensalter? In: Zeitschrift für Sozialreform 58 (1), 59-82.
- Glaser, B.G./ Strauss, A.L. (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern. (Englische Originalausgabe erschienen 1967.)

Gläser, J. (2005): Neue Begriffe, alte Schwächen: virtuelle Gemeinschaft. In: Jäckel, M./ Mai, M. (Hrsg.): Online-Vergesellschaftung? Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien – eine Einführung. Wiesbaden. 51-72.

Gouldner, A.W. (1960). The norm of reciprocity: A preliminary statement. In: American Sociological Review 25 (2), 161–178.

Gouldner, A.W. (2005 [1984]): Etwas gegen nichts. Reziprozität und Asymmetrie. In: Adloff, F. /Mau, S. (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a.M./ New York. 109-123.

Granovetter, M.S. (1973): The strength of weak ties. In: American Journal of Sociology 78 (6), 1360-1380.

Granovetter, M.S. (1985): Economic action and social structure: The problem of embeddedness. In: American Journal of Sociology 91 (3), 481-510.

Großjohann, K./ Stolarz, H. (2002): Wohnkonzepte und Erhaltung von geistiger Kompetenz. In: Tesch-Römer, C. (Hrsg.): Gerontologie und Sozialpolitik. Berlin. 109-135.

Grymer, H./ Köster, D./ Krauss, M./ Ranga, M./ Zimmermann, J.C. (2005): Altengerechte Stadt - Das Handbuch : Partizipation älterer Menschen als Chance für die Städte (herausgegeben von der Landesseniorenvertretung NRW). Münster.

Günther, J. (2005): Das soziale Netz der Nachbarschaft als System informeller Helfer. In: Gruppendynamik und Organisationsberatung. In: Zeitschrift für angewandte Sozialpsychologie 36 (4), 427-442.

Günther, J. (2009): Nachbarschaft und nachbarschaftliche Beziehungen. In: Lenz, K./ Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim/München. 445-463.

Günther, J. (2015): Soziale Unterstützung und Nachbarschaft. In: Reutlinger, C./ Stiehler, S./ Lingg, E. (Hrsg.): Soziale Nachbarschaften: Geschichte, Grundlagen, Perspektiven. Wiesbaden. 189-200.

Hafner, T. (1996): Heimstätten. In: Kähler, G. (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. 1918-1945, Reform, Reaktion, Zerstörung, Bd. 4. Stuttgart. 557-597.

Hainz, M. (1999): Dörfliches Sozialleben im Spannungsfeld der Individualisierung. Bonn.

Hamm, B. (1973): Betrifft: Nachbarschaft. Düsseldorf.

Hamm, B. (1982): Einführung in die Siedlungssoziologie. München.

Hamm, B. (2000): Nachbarschaft. In Häußermann, H. (Hrsg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. 2. Aufl. Opladen. 173-182.

Hank, K./ Erlinghagen, M. (2008): Produktives Altern und informelle Arbeit. Stand der Forschung und Perspektiven. In: Erlinghagen, M./ Hank, K. (Hrsg.): Produktives Altern und informelle Arbeit in modernen Gesellschaften. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde. Wiesbaden. 9-24.

Harlander, T. (1991): Wohnen im Übergang. Organisierte Gruppenselbsthilfe im Kleinsiedlungsbau in der Bundesrepublik zwischen 1949 und 1956. In: RWTH-Themen: Berichte aus der Rheinisch-Westfälischen Hochschule Aachen, Heft 2/1991, 50-53.

Harlander, T. (1992): Die Kleinsiedlung in der NS-Zeit – eine Hypothek für den Wiederaufbau? In: Gödde, H./ Harlander, T./ Hater, K.: „Siedeln tut not“. Wohnungsbau und Selbsthilfe im Wiederaufbau. Aachen. 39-58.

Häußermann, H./ Siebel, W. (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt a.M./New York.

Havighurst, R.J./ Albrecht, R. (1953): Older people. New York.

Heberle, R. (1959): Das normative Element in der Nachbarschaft. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 11 (2), 181-197.

Helfferich, C.(2011): Qualität qualitativer Daten. Ein Schulungsmanual zur Durchführung qualitativer Einzelinterviews. 4. Aufl. Wiesbaden.

Helfferich, C./ Kruse, J. (2007): Hermeneutisches Fremdverstehen als eine sensibilisierende Praxeologie für sozialarbeiterische Beratungskontexte. Oder: Vom „professionellen Blick“ zum „hermeneutischen Ohr“. In: Miethe, I./ Fischer, W./ Giebeler, C./ Goblirsch, M./ Riemann, G. (Hrsg.): Rekonstruktion und Intervention. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung. Leverkusen. 175-188.

- Hengst, M./ Spellerberg, A. (2010): Vorher-Nachher Wohnen und Leben im Soziale Stadt-Gebiet Kaiserslautern Innenstadt-Wes. 2010 im Vergleich zu 2003. Eine Wiederholungsbe-fragung. (unveröffentlichter Projektbericht). Kaiserslautern.
- Hengst, M./ Spellerberg, A. (2011): Mehr Lebensqualität – Soziale-Stadt-Gebiet Kaiserslau-tern Innenstadt-West. In: Planerin 2/11, 46-47.
- Hennig, M. (2010): Soziales Kapital und seine Funktionsweise. In: Stegbauer, C./ Häußling, R. (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden. 177-189.
- Heuwinkel, D./ Borchers, A. (1999): Ältere Menschen außerhalb ihrer Wohnung: Sichtweise der Strukturforschung. In: Wahl, H./ Mollenkopf, H./ Oswald, F. (Hrsg.): Alte Menschen in ihrer Umwelt. Beiträge zur Ökologischen Gerontologie. Opladen/Wiesbaden. 133-144.
- Hieber, A./ Mollenkopf, H./ Wahl, H.-W./ Oswald, F. (2006): Gemeinschaftliches Wohnen im Alter: Von der Idee bis zum Einzug. Forschungsberichte aus dem DZFA Nr. 20. Heidelberg.
- Hillebrandt, F. (2009) Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Re-ziprozität. Wiesbaden.
- Hitzler, R. (1991): Dummheit als Methode. In: Garz D./ Kraimer, K. (Hrsg.): Qualitativ-empirische Forschung. Opladen. 295-318.
- Hitzler, R./ Honer, A./ Pfadenhauer, M. (2008): Zur Einleitung: „Ärgerliche“ Gesellungsgebil-de? In: Dies (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Er-kundungen. Wiesbaden. 9-34.
- Hoffmann, E./ Romeu Gordo, L./ Nowossadeck, S./ Simonson, J. / Tesch-Römer, C. (2014): Lebenssituation älterer Menschen in Deutschland. DZA-Fact Sheet. Berlin.
- Hollstein, B. (2001): Grenzen sozialer Integration. Opladen.
- Hollstein, B. (2002): Soziale Netzwerke nach der Verwitwung. Eine Rekonstruktion der Ver-änderung informeller Beziehungen. Opladen.
- Hollstein, B. (2005): Reziprozität in familialen Gegenartionenbeziehungen. In: Adloff, F./ Mau, S. (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a.M./ New York. 187-209.

Homans, G.C. (1961): Social behaviour: Its elementary forms. New York.

Homans, G.C. (1972): Theorie der sozialen Gruppe. 6. Aufl. Opladen.

Honvehlmann, H. (1990): Nachbarschaften auf dem Lande. Gegenwärtige Formen im nord-westlichen Münsterland. Münster.

Höpflinger, F. (2004): Traditionelles und neues Wohnen im Alter. Age Report 2004. Zürich.

Höpflinger, F. (2005): Alternde Gesellschaft - verjüngte Senioren. Über die doppelte Dynamik des Alterns. In: Neue Zürcher Zeitung Nr. 225 vom 27. September 2005, 73. Online unter: www.nzz.ch/2005/09/27/ky/articleD1WLW.html. Abruf am 23.08.2016).

Huber, A./ Hugentobler, M./ Walthert-Galli, R. (2008): Neue Wohnmodelle in der Praxis. In: Huber, A. (Hrsg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Basel u.a.

Hüllemann, U./ Brüscheiler, B./ Reutlinger, C. (2015): Räumliche Aspekte von Nachbarschaft – eine Vergewisserung. In: Reutlinger, C./ Stiehler, S./ Lingg, E. (Hrsg.): Soziale Nachbarschaften: Geschichte, Grundlagen, Perspektiven. Wiesbaden. 23-33.

Jansen, D. (2006): Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele. Wiesbaden.

Jüngling, T. (2015): Das stört noch mehr als Kinderlärm und Müll. In: Die Welt vom 08.10.2015. Online unter <http://www.welt.de/wirtschaft/article147392298/Das-stoert-noch-mehr-als-Kinderlaerm-und-Muell.html>. Abruf am 26.08.2016.

Kahn, R.L./ Antonucci, T.C. (1980): Convoys over the life course: Attachment, roles and social support. In: Baltes, P.B. / Brim, O.G. (Hrsg.): Life-span development and behavior (Vol. 2). New York.

Kahn, R.L./ Wethington, E./ Ingersoll-Dayton, B. (1987): Social support and social networks. In: Abeles, R.P. (Hrsg.): Life-span perspectives on social psychology. Hillsdale, New Jersey. 139-165.

Kallfaß, S. (2016): Gemeinwesenarbeit als nachbarschaftsförderndes Instrument? Einsatz von Gemeinwesenarbeit im Wohnquartier. In: Dies. (Hrsg.): Altern und Versorgung im nachbarschaftlichen Netz eines Wohnquartiers. Wiesbaden. 41-50.

Kawachi, I./ Berkman, L.F. (2003): Introduction. In: Dies. (Hrsg.): Neighborhoods and health. Oxford. 1–19.

Kelle, U. (2007): Theoretisches Vorwissen und Kategorienbildung in der „Grounded Theory“. In: Kuckartz, U./ Grunenberg, H./ Dresing, T.(Hrsg.): Qualitative Datenanalyse: computergestützt. Methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis. 2. Aufl. Wiesbaden. 32-49.

Kelle, U./ Kluge, S. (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden.

Kimmich, D./ Schahadat, S. (2012): Vorwort: Essen. In: Dies. (Hrsg.): Essen. Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/2012, 7-17.

Klages, H. (1968 [1958]): Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt. 2. Aufl. Stuttgart.

Klein Ikkink, C.E./Van Tilburg, T.G. (1999). Broken ties: Reciprocity and other effects on the ending of older adult's relationships. In: Social Networks 21, 131–146.

Kleiner, G. (2005): Die Bedeutung von Lebenswelt und Sozialraum für die soziale Altenarbeit. Zwischen Fitnessstudio und Pflegeeinrichtung. In: Soziale Arbeit 54 (2), 55-63.

Kluge, S. (1999): Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung. Opladen.

Knipscheer, K.C.P.M. (1991): Aging, social environment and social support. Paper presented at the Second European Congress of Gerontology, Madrid, September 1991 .

Kohli, M./ Künemund, H./ Motel-Klingebiel, A./ Szydlik, M. (2005): Generationenbeziehungen. In: Kohli, M./ Künemund, H. (Hrsg.): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey. 2. Aufl. Wiesbaden. 176-211.

Kolland, F. (2002): Ehrenamtliche Tätigkeit im Lebensverlauf. In: Karl, F./ Zank, S. (Hrsg.): Zum Profil der Gerontologie. Kassel. 79-87.

Kolland, F. (2010): Freizeit im Alter. In: Aner, K./ Karl, U. (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden. 355-360.

Kricheldorf, C. (2008): Neue Wohnformen und gemeinschaftliches Wohnen im Alter. In: Buchen, S./ Maier, M.S. (Hrsg.): Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel. Wiesbaden. 237-247.

Kruse, J. (2010): Reader „Einführung in die qualitative Interviewforschung“. Freiburg.

Kruse, J. (2011): Strukturierung versus Offenheit: Theoretische Sensibilisierung als Ausgangsbasis des rekonstruktiven Paradigmas. In: Gredig, D./ Schnurr, S. (Hrsg.): Forschen in der Sozialen Arbeit. Methodische Herausforderungen exemplarische Lösungen. Baltmannsweiler.

Kruse, J. (2015): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. 2. Aufl. Weinheim/Basel.

Kuckartz, Udo (2010): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. 3. Aufl. Wiesbaden.

Kuckartz, U. (2012): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim/Basel.

Kuhn, G. (2001): Städtebau - Heimstätten, Kleinhäuser und Kleinsiedlungen. In: Harlander, T. (Hrsg.): Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland. Stuttgart.

Kuhn, G./ Harlander, T. (2012): Gemeinschaftliches Wohnen – gestern und heute. In: Edition Detail. Best of Housing/ Wohnen. München. 12-15.

Künemund, H. (2006): Tätigkeiten und Engagement im Ruhestand. In: Tesch-Römer, C./ Engstler, H./ Wurm, S. (Hrsg.): Altwerden in Deutschland. Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte. Wiesbaden. 289-327.

Künemund, H./ Hollstein, B. (2005): Soziale Beziehungen und Unterstützungsnetzwerke. In: Kohli, M./ Künemund, H. (Hrsg.): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey. 2. Aufl. Wiesbaden. 212-276.

Kuratorium Deutsche Altershilfe/ Diakonisches Werk Rheinland (2008): Älter werden im Wohnquartier. Lebendige Nachbarschaft – wie gelingt das? Online unter: <http://forum-seniorenarbeit.de/wp-content/uploads/2014/07/2008-Älter-werden-im-Wohnquartier.pdf>. Abruf am 30.03.2016.

Lamnek, S. (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4. Aufl. Weinheim.

Lang, F.R./ Staudinger, U./ Carstensen, L.L. (1998). Perspectives on socioemotional selectivity in late life: How personality and social context do (and do not) make a difference. In: *Journal of Gerontology* 53 (1), 21-30.

Lang, F.R./ Carstensen, L.L. (1994). Close emotional relationships in late life: Further support for proactive aging in the social domain. In: *Psychology and Aging* 9 (2), 315-324.

Lang, F.R./ Carstensen, L.L. (2002). Time counts: Future time perspective, goals and social relationships. In: *Psychology and Aging* 17 (1), 125-139.

Lang, F.R./ Neyer, F.J./ Asendorpf, J.B. (2005): Entwicklung und Gestaltung sozialer Beziehungen. In: Filipp, S.-H./ Staudinger, U.M. (Hrsg.): *Entwicklungspsychologie des mittleren und höheren Erwachsenenalters*. Göttingen. 377-416.

Lansford, J.E./ Sherman, A.M./ Antonucci, T.C. (1998): Satisfaction with social networks: An examination of socioemotional selectivity theory across cohorts. In: *Psychology and Aging* 13 (4), 544-552.

Laslett, P. (1995): *Das dritte Alter. Historische Soziologie des Alterns*. Weinheim/München.

Lehr, U. (1986): Senioren morgen - Probleme und Chancen. In: Massow, M. (Hrsg.): *Neu anfangen: Ein Ratgeber für ein aktives Leben nach den Beruf*. München. 15-31.

Mann, P.H. (1954): The concept of neighborliness. In: *American Journal of Sociology* 60 (2), 163-168.

Mauss, M. (2009): *Die Gabe. Die Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt a.M.

Mayring, P. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 11. Aufl. Weinheim.

Meegan, R./ Mitchell, A. (2001): 'It's not community round here, it's neighbourhood': neighbourhood change and cohesion in urban regeneration policies. In: *Urban Studies* 38 (12), 2167-2194.

Menning, S. (2006): Die Zeitverwendung älterer Menschen und die Nutzung von Zeitpotenzialen für informelle Hilfeleistungen und bürgerschaftliches Engagement. In: *Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hrsg.): Gesellschaftliches und familiäres Engagement älterer Menschen*

als Potenzial. Expertisen zum Fünften Altenbericht der Bundesregierung. Bd. 5. Berlin. 433-525.

Mensch, K. (2011): Gemeinschaftliches Wohnen – der Versuch einer Definition. In: wohnbund-informationen 1/2011, 8-11.

Menzl, M. (2007): Leben in Suburbia. Raumstrukturen und Alltagspraktiken am Rand von Hamburg. Frankfurt a.M./New York.

Merkens, H. (2000): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick, U./ von Kardoff, E./ Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek. 286-299.

Merz-Benz, P.U. (1991): Die begriffliche Architektonik von „Gemeinschaft und Gesellschaft“. In: Clausen, L./ Schlüter, C. (Hrsg.): Hundert Jahre „Gemeinschaft und Gesellschaft“. Ferdinand Tönnies in der internationalen Diskussion. Opladen. 31-64.

Mewes, J. (2010): Ungleiche Netzwerke - vernetzte Ungleichheit. Persönliche Beziehungen im Kontext von Bildung und Status. Wiesbaden.

Meyer, P.C. / Budowski, M. (Hrsg., 1993): Bezahlte Laienhilfe und freiwillige Nachbarschaftshilfe. Zürich.

Middleton, A./ Murie, A./Groves, R. (2005): Social capital and neighbourhoods that work. In: Urban Studies 42 (10), 1711–1738.

Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen (2004): Alter gestaltet Zukunft. Politik für Ältere in Nordrhein-Westfalen. Rahmenbedingungen, Leitlinien 2010, Datenreport. Düsseldorf.

Montag Stiftung Urbane Räume (o.J.): „Projekt Neue Nachbarschaft“. Online unter <http://www.montag-stiftungen.de/urbane-raeume/neue-nachbarschaft.html>. Abruf am 23.05.2016.

Motel-Klingebiel, A./Tesch-Römer, C./von Kondratowitz, H. (2003): Lebensqualität von Kinderlosen im Alter geringer. Verteilung und Determinanten der Lebensqualität im Alter im internationalen Vergleich. In: Informationsdienst Soziale Indikatoren 30/2003. 11-14.

Müller, B. (2008): Soziale Kohäsion in der Nachbarschaft. Eine empirische Analyse von Einflussfaktoren auf Quartier- und Individualebene. Zürich.

Naegele, G. (2006): Aktuelle Herausforderungen vor Ort - Ein Überblick. In: Bertelsmann Stiftung (Hrsg.): Demographie konkret - Seniorenpolitik in den Kommunen. Mit zwölf vorbildlichen Beispielen aus der Praxis. Gütersloh. 8-23.

Naegele, G./ Schmidt, W. (1993): Zukünftige Schwerpunkte kommunalpolitischen Handelns in Altenpolitik und Altenarbeit vor dem Hintergrund des demographischen und soziostrukturellen Wandels des Alters. In: Kühnert, S./ Naegele, G. (Hrsg.): Perspektiven moderner Altenpolitik und Altenarbeit. Hannover. 1-26.

Netzwerk: Soziales neu gestalten (Hrsg., 2008): Zukunft Quartier - Lebensräume zum Älterwerden, Band 1: Eine Potenzialanalyse ausgewählter Wohnprojekte. Gütersloh.

Neugarten, B.L. (1974): Age groups in American society and the rise of the young-old. In: Annals of the American Academy of Political and Social Sciences 415 (1), 187-198.

Niehaus, F. (2006): Alter und steigende Lebenserwartung. Eine Analyse der Auswirkungen auf die Gesundheitsausgaben. Köln.

Nieuwenhuis, J./ Völker, B./ Flap, H. (2013): "A bad neighbour is as great a plague as a good one is a great blessing": On negative relationships between neighbours. In: Urban Studies 50 (14), 2904–2921.

Noll, H.-H./ Weick, S. (2013): Materieller Lebensstandard und Armut im Alter. In: Vogel, C./ Motel-Klingebiel, A. (Hrsg.): Altern im sozialen Wandel. Die Rückkehr der Altersarmut?. Wiesbaden. 113-140.

Oswald, H. (1966). Die überschätzte Stadt: ein Beitrag der Gemeindesoziologie zum Städtebau. Olten.

Petermann, S. (2015): Soziale Netzwerke und Nachbarschaft. In: Reutlinger, C./ Stiehler, S./ Lingg, E. (Hrsg.): Soziale Nachbarschaften: Geschichte, Grundlagen, Perspektiven. Wiesbaden. 177-188.

Peuckert, R. (2008): Familienformen im sozialen Wandel. 7. Aufl. Wiesbaden.

Pfeil, E. (1959): Nachbarkreis und Verkehrskreis in der Großstadt. In Sozialforschungsstelle an der Universität Münster (Hrsg.): Daseinsformen der Großstadt. Tübingen. 158-199.

- Pfennig, U. (1995): Soziale Netzwerke in der Forschungspraxis: Zur theoretischen Perspektive, Vergleichbarkeit und Standardisierung von Erhebungsverfahren sozialer Netzwerke. Darmstadt.
- Pohlmann, S. (2004): Das Alter im Spiegel der Gesellschaft (herausgegeben von Günther Böhme). Idstein.
- Prahl, H.W./ Schroeter, K.R. (1996): Soziologie des Alterns. Eine Einführung. Paderborn u.a.
- Prahl, H.W. (2002): Soziologie der Freizeit. Paderborn u.a.
- Putnam, R.D. (1995). Bowling alone: America's declining social capital. In: Journal of Democracy 6 (1), 65-78.
- Putnam, R.D. (2000): Bowling alone. The collapse and revival of American community. New York.
- Reicher, C./ Kemme, T. (2009): Der öffentliche Raum . Ideen - Konzepte – Projekte. Berlin.
- Reichertz, J. (2000): Objektive Hermeneutik und hermeneutische Wissenssoziologie. In: Flick, U./ von Kardoff, E./ Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek. 514-524.
- Reichertz, J. (2008): Wer nur einen Hammer hat, dem gerät die Welt leicht zum Nagel. Eine Polemik – nicht gegen Udo Kelle, sondern gegen die, die sich zu Unrecht auf ihn berufen. (Symposium: Zur Integration qualitativer und quantitativer Sozialforschung, 4. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung, Freie Universität Berlin, 4. und 5. Juli 2008). Online unter www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/texte/texte_2008/reichertz.pdf. Abruf am 23.05.2016
- Reichertz, J. (2009). Die Konjunktur der qualitativen Sozialforschung und Konjunkturen innerhalb der qualitativen Sozialforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung 10 (3).
- Reitinger, E. (2006): Bedürfnismanagement in der stationären Altenhilfe. Systemtheoretische Analyse empirischer Evidenzen. Heidelberg.
- Rettenbach, H. (2008): Was ist gemeinschaftliches Wohnen? In: Schader Stiftung/ Stiftung Trias (Hrsg.): Raus aus der Nische - rein in den Markt! Ein Plädoyer für das Produkt „gemeinschaftliches Wohnen“. Darmstadt. 13-17.

Reutlinger, C./ Lingg, E./ Sommer, A./ Stiehler, S. (2010): Neue Nachbarschaften in der S5-Stadt: Von der Metamorphose der nachbarschaftlichen Beziehungen im Quartier. In: ETH Wohnforum – ETH CASE (Hrsg., 2010): S5-Stadt. Agglomeration im Zentrum. Forschungsberichte. Baden/Zürich. 206-233.

Reutlinger, C./ Stiehler, S./ Lingg, E. (2015): Die Nachbarschaft soll es richten – Allgegenwärtigkeit eines Konzepts. In: Dies. (Hrsg.): Soziale Nachbarschaften: Geschichte, Grundlagen, Perspektiven. Wiesbaden. 11-21.

Richter, A./ Wächter, M. (2009): Zum Zusammenhang von Nachbarschaft und Gesundheit. Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung. Köln.

Rohr-Zänker, R. / Müller, W. (1998): Die Rolle von Nachbarschaften für die zukünftige Entwicklung von Stadtquartieren. Expertise im Auftrag der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung. Oldenburg.

Rosenmayr, L. (1996): Altern im Lebenslauf. Soziale Position, Konflikte und Liebe in den späten Jahren. Göttingen.

Rosow, I. (1970). Old people: their friends and neighbors. In: American behavioral scientist 14 (1), 59-69.

Roth, K. (2001): Nachbarn und Nachbarschaftsbeziehungen in Europa als Forschungsproblem der Europäischen Ethnologie und der Interkulturellen Kommunikation. In: Ders. (Hrsg.): Nachbarschaft. Interkulturelle Beziehungen zwischen Deutschen, Polen und Tschechen. Münster/New York. 9-36.

Rübenach, S.P./ Weinmann, J. (2008): Haushalte und Lebensformen der Bevölkerung. Ergebnisse des Mikrozensus 2006. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Wirtschaft und Statistik 2/2008. Wiesbaden. 123-134.

Saup, W. (1993): Alter und Umwelt. Eine Einführung in die ökologische Gerontologie. Stuttgart u.a.

Schader Stiftung (2006): Nachbarschaft wieder entdeckt. Online unter <http://www.schaderstiftung.de/themen/stadtentwicklung-und-wohnen/fokus/sozialer-strukturwandel-und-wohnen/artikel/nachbarschaft-wieder-entdeckt>. Abruf am 23.05.2016.

Scherzer, U. (2004): Integriertes Wohnen – eine Analyse von Modellprojekten in der Nutzungsphase. In: wohnbund-informationen 2/2004, 9-12.

Schnur, O. (2008): Quartiersforschung im Überblick: Konzepte, Definitionen und aktuelle Perspektiven. In: Ders. (Hrsg.) Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis. Wiesbaden. 19-51.

Schmassmann, H. (2006): Alter und Gesellschaft: Eine Analyse von Alternsprozessen unter dem Aspekt sozialer Netzwerke. Basel.

Schneekloth, U./ Leven, I. (2003): Hilfe- und Pflegebedürftige in Privathaushalten in Deutschland 2002. Erste Ergebnisse der Repräsentativerhebung im Rahmen des Forschungsprojekts „Möglichkeiten und Grenzen einer selbständigen Lebensführung hilfe- und pflegebedürftiger Menschen in privaten Haushalten“ (MuG 3). Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. München.

Schneider, H. (1974): Aspekte des Alterns. Ergebnisse sozialpsychologischer Forschung. Frankfurt a.M.

Scholl, A./ Konzett, S. (2010): Viel mehr als nur Hilfe. Lebendige Nachbarschaft mitgestalten. In: Pro Alter 03/2010, 9-13.

Schuleri-Hartje, U. (1992): Anforderungen an die offene Altenhilfe. Berlin.

Sennett, R. (1986): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt a.M.

Seibt, M. (2009): Leben in Nachbarschaften II. Eine Studie über die Vorstellungen von Wohnen und Nachbarschaft. Münster.

Shaw, B.A./ Krause, N./ Liang, J./ Bennett, J. (2007). Tracking changes in social relations throughout late life. In: Journals of Gerontology, Series B: Psychological Sciences and Social Sciences 62 (2), 90-99.

Shumaker, S.A./ Brownell, A. (1984): Toward a theory of social support: Closing conceptual gaps. In: Journal of Social Issues 40 (4), 11-36.

Siebel, W. (2009): Ist Nachbarschaft heute noch möglich? In: Arnold, D. (Hrsg.): Nachbarschaft. München. 7-13.

Simmel, G. (1903): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Petermann, T. (Hrsg.): Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung. Dresden. 185-206.

Simmel, G. (1992 [1908]): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe, Bd. 11. Frankfurt a.M.

Skjaeveland, O./ Garling, T. (1997): Effects of interactional space on neighbouring. In: Journal of Environmental Psychology 17 (3), 181-198.

Spellerberg, A. (2007): Starke Nachbarschaften - (k)ein Thema der sozialen Stadt? Vortrag auf der Tagung der Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung – Landesgruppe Hessen, RLP und Saarland „Zur Bedeutung von Nachbarschaft für die Stadt“ am 07. 12. 2007 in Frankfurt a.M.

Spellerberg, A. (Hrsg., im Erscheinen): Neue Wohnformen – gemeinschaftlich und genossenschaftlich. Erfolgsfaktoren im Entstehungsprozess gemeinschaftlichen Wohnens am Beispiel gemeinschaftlicher Wohnprojekte in Rheinland-Pfalz.

Spellerberg, A./ Gerhards, P. (2013): Lebensbedingungen und Wohnwünsche älterer Menschen – Ergebnisse aus der Stadt Pirmasens. In: Junkernheinrich, M./ Ziegler, K. (Hrsg.): Räume im Wandel: Empirie und Politik. Wiesbaden. S. 119- 140.

Spellerberg, A./ Gerhards, P./ Langenbahn, E./ Schlauch, A. (2015) Gemeinschaftliche Wohnprojekte und Nachbarschaft. Entstehungsbedingungen, subjektive Konzepte und Erfolgsfaktoren (unveröffentlichter Projektbericht). Kaiserslautern.

Spellerberg, A./ Gerhards, P./ Ziegler, K./ Esper, L./ Woll, T. (2013): Wohneigentum für Generationen. Evaluation der (fünf) Modellsiedlungen unter Einbezug weiterer Referenzsiedlungen des Verbandes Wohneigentum. Kaiserslautern.

Spellerberg, A./ Grauel, J. (2008): Ergebnisse der Befragung bei Mietern und Mieterinnen der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Speyer eG. (unveröffentlichter Projektbericht). Kaiserslautern.

Spellerberg, A./ Krickel, P. (2010): Planung für Senioren in Pirmasens. Empirische Studien und sozialwissenschaftliche Begleitung. Kaiserslautern.

Spellerberg, A./ Schelisch, L. (2011): Ergebnisse der Befragung bei Mietern und Mieterinnen der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Speyer eG und des DRK Kreisverbands Kaiserslautern Stadt e.V. (unveröffentlichter Projektbericht). Kaiserslautern.

Spellerberg, A./ Woll, T. (2013): Wohneigentum im Wandel: Generationenwechsel in Siedlergemeinschaften. In: Junkernheinrich, M./ Ziegler, K. (Hrsg.): Räume im Wandel: Empirie und Politik. Wiesbaden. 141-166.

Spellerberg, A./ Woll, T./ Ziegler, K./Esper, L./Rechenbach, O./Ferber, J. (2011): Wohneigentum für Generationen. Siedlungen zukunftsfähig gestalten und entwickeln (herausgegeben vom Ministerium der Finanzen Rheinland-Pfalz). Mainz.

Stähelin, H.B./ Bloch, F./ Jeker, C. (1983): Der Beitrag der Familie bei der Pflege chronisch-kranker Betagter. In: Sozial- und Präventivmedizin 28 (6), 286-291.

Statistisches Bundesamt (2012): Alleinlebende in Deutschland – Ergebnisse des Mikrozensus 2011. Wiesbaden. Online unter www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2012/Alleinlebende/Begleitmaterial_PDF.pdf?__blob=publicationFile. Abruf am 23.05.2016.

Steinke, I. (2000): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, U./ von Kardorff, E./ Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg. 319-331.

Sterns, H.L./ Miklos, S.M. (1995): The aging worker in a changing environment. Organizational and individual issues. In: Journal of Vocational Behavior 47 (3), 248-268.

Stratmann, J. (2008): Lebendige Nachbarschaften - Voraussetzungen und Ansätze. In: Kuratorium Deutsche Altershilfe/ Diakonisches Werk Rheinland (2008): Älter werden im Wohnquartier. Lebendige Nachbarschaft – wie gelingt das? 8-10. Online unter: <http://forum-seniorenarbeit.de/wp-content/uploads/2014/07/2008-Älter-werden-im-Wohnquartier.pdf>. Abruf am 30.03.2016.

Strauss, A./ Corbin, J. (1996): Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim.

Strübing, J. (2004): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Wiesbaden.

- Suanet, B./ van Tilburg, T.G./ Broese van Groenou, M.I. (2013). Nonkin in older adults' personal networks: More important among later cohorts? In: *Journals of Gerontology, Series B: Psychological Sciences and Social Sciences* 68 (4), 633–643.
- Szypulski, A. (2008): *Gemeinsam bauen – gemeinsam wohnen. Wohneigentumsbildung durch Selbsthilfe*. Wiesbaden.
- Tartler, R. (1961): *Das Alter in der modernen Gesellschaft*. Stuttgart.
- Tesch-Römer, C. (2010): *Soziale Beziehungen alter Menschen*. Stuttgart.
- Tews, H.P. (1993): Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters. In: Naegele, G./ Tews, H. P. (Hrsg.): *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters*. Opladen. 15-42.
- Tews, H.P. (1996): Produktivität des Alters. In: Baltes, M./ Montada, L. (Hrsg.): *Produktives Leben im Alter*. Frankfurt a.M./New York. 184-211.
- Thiele, G. (2001): *Soziale Arbeit mit alten Menschen: Handlungsorientiertes Grundwissen für Studium und Praxis*. Köln.
- Thomas, W.I./ Thomas, D.S. (1928): *The child in America: Behavior problems and programs*. New York.
- Thomése, F./ van Tilburg, T./ Knipscheer, K.C.P.M. (2003): Continuation of exchange with neighbors in later life: The importance of the neighborhood context. In: *Personal Relationships* 10 (4), 535-550.
- Tokarski, W. (1989): *Freizeit- und Lebensstile älterer Menschen*. Kassel.
- Tokarski, W./ Karl, F. (1989): Die „neuen“ Alten. Zur Einordnung eines ambivalenten Begriffes. In: Karl, F./ Tokarski, W. (Hrsg.): *Die „neuen“ Alten. Beiträge der XVII. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie Kassel 22.-24.09.1988*. Kassel. 9-14.
- Tönnies, F. (2005/1887): *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*. Darmstadt.
- Van der Poel, M.G.M. (1993): Delineating personal support networks. In: *Social Networks* 15 (1), 49-70.

- Van Groenou, M.B. /Hoogendijk, E.O./ Van Tilburg, T.G. (2013). Continued and new personal relationships in later life: Differential effects of health. In: *Journal of Aging and Health* 25 (2), 274 – 295.
- Van Tilburg, T.G. (1998): Losing and gaining in old age: Changes in personal network size and social support in a four-year longitudinal study. In: *Journals of Gerontology, Series B: Psychological Sciences and Social Sciences* 53 (6), 313-323.
- Verband Wohneigentum e.V. (2016): Verbandsgeschichte. Online unter www.verband-wohneigentum.de/bv/on23305. Abruf am 23.05.2016.
- Vogt, L. (2005): *Das Kapital der Bürger. Theorie und Praxis zivilgesellschaftlichen Engagements*. Frankfurt a.M./New York.
- Vösgen, H. (1989): Stunden der Nähe – Tage der Distanz. In: Brech, J. (Hrsg.): *Neue Wohnformen in Europa*. Darmstadt. 94–107.
- Vierecke, K.D. (1972): *Nachbarschaft. Ein Beitrag zur Stadtsoziologie*. Köln.
- Wasel, W./ Schiele, G. (2009): Netzwerk aus Selbst- und Nachbarschaftshilfe: Stiftung Liebenau. In: *Altenheim* 48 (4), 16-20.
- Wagner, M./ Wolf, C. (2001): Altern, Familie und soziales Netzwerk. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 4 (4), 529-554
- Weber, M. (1922): *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen.
- Weichhart, P. (1990): *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Weichhart, P./ Weiske, C./ Werlen, B. (Hrsg., 2006): *Place Identity und Images. Das Beispiel Eisenhüttenstadt*. Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der WU Wien.
- Weinhart, T. (2007): *Handlungskompetenzen sozialer Altenarbeit*. Regensburg.
- Wellman, B. (1979): The community question: The intimate networks of East Yorkers. In: *American Journal of Sociology* 84 (5), 1201-1231.

- Wellman, B. (1981): Applying network analysis to the study of social support. In: Gottlieb, B.H. (Hrsg.): Social networks and social support. Thousand Oaks. 171-200.
- Wellman, B./ Wortley, S. (1990): Different strokes from different folks. Community ties and social support. In: American Journal of Sociology 96 (3), 558 – 588.
- Wentowski, G.J. (1981): Reciprocity and the coping strategies of older people: Cultural dimensions of network building. In: Gerontologist 21 (6), 600-609.
- Weltgesundheitsorganisation (WHO) (2002): Aktiv Altern. Rahmenbedingungen und Vorschläge für politisches Handeln. Wien.
- Wirth, L. (1938): Urbanism as a way of life. In: American Journal of Sociology 44 (1), 1-24.
- Witterstätter, K. (2003): Soziologie für die Altenarbeit - Soziale Gerontologie. 13. Aufl. Freiburg im Breisgau.
- Witzel, A. (1985): Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, G. (Hrsg.), Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Heidelberg. 227-256.
- Witzel, A. (2000): Das problemzentrierte Interview. In: Forum Qualitative Sozialforschung 1 (1).
- Wrzus, C./ Hänel, M./ Wagner, J./ Neyer, F.J. (2013). Social network change and life events across the lifespan: A meta-analysis. In: Psychological Bulletin 139 (1), 53-80.
- Wurzbacher, G. (1954): Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Stuttgart.
- Zimmer, A./ Priller, E. (2007): Gemeinnützige Organisationen im gesellschaftlichen Wandel. Ergebnisse der Dritte-Sektor-Forschung. 2. Aufl. Wiesbaden.
- Zapf, K./ Heil, K./ Rudolph, J. (1969): Stadt am Stadtrand. Frankfurt a.M.

13 Anhang

Tab. 14: Bestimmungsfaktoren der Enge des Kontakts zu Nachbarn bei allen Altersgruppen

	Koeffizient	Standardfehler	Beta
Alter	,004*	,002	,057
Geschlecht (1=männlich)	-,013	,030	-,007
Bildungsniveau, 3-stufig (1=niedrig)	-,027	,027	-,017
Einkommen (logarithmiert)	-,036	,029	-,022
Erwerbsstatus (1=erwerbstätig, 2=im Ruhestand / sonstige nicht Erwerbstätige)	,039	,046	,022
durchschnittliche Stundenzahl werktags außer Haus	-,003	,005	-,013
Bewertung Gesundheitszustand (1=„sehr schlecht“ bis 5=„sehr gut“)	,029	,017	,028
Gemeindegrößenklasse	-,060**	,008	-,131
Art der Wohnens (1=Eigentumsverhältnis, 2=Mietverhältnis)	-,124**	,030	-,069
Ich fühle mich mit der Wohngegend verbunden (1=„trifft genau zu“ bis 4=„trifft gar nicht zu“)	-,307**	,018	-,271
Anzahl wichtiger Personen mit regelmäßigem Kontakt	,011*	,005	,037
Beeinflussung Denken und Handeln:			
Faktor 1: eigene Fähigkeiten & soziales Miteinander	,067**	,014	,075
Faktor 2: Erfolg & Abenteuer	,023	,017	,026
Faktor 3: Gesundheit & Ausgeglichenheit	-,008	,014	-,009
Faktor 4: Partnerschaft & Familie	,053**	,015	,060
Faktor 5: Engagement & Glaube	,086**	,013	,100
(Konstante)	4,233**	,258	
erklärte Varianz (R ²)	0,161		

Quelle: Deutscher Alterssurvey 2008; n = 3.556; eigene Berechnung; lineare Regression; abhängige Variable: Kontakt zu Nachbarn (von 1= Gar kein Kontakt bis 5 = Sehr eng); * p<0,05, ** p<0,01.

[Die einbezogenen Faktoren zur Beeinflussung von Denken und Handeln weichen ab von den auf Abschnitt 6.1.1 dargestellten. Die zugehörigen Faktorladungen sind hier nicht dargestellt.]

LEBENS LAUF

Pia Gerhards (geb. Krickel)

pia.gerhards@gmx.de

Berufserfahrung

- 05/2007 - 08/2007 Praktikum bei KoRiS (Kommunikative Stadt- und Regionalentwicklung) in Hannover
- 12/2008- 08/2015 Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Lehrgebiet Stadtsoziologie der Technischen Universität Kaiserslautern
- 12/2008 - 12/2009 Mitarbeit bei der Umsetzung des Bundesmodellprogramms „Aktiv im Alter“ in der Freiwilligen Agentur der Stadt Kaiserslautern
- 11/2011 - 09/2012 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut Wohnen und Entwerfen der Universität Stuttgart im Projekt „ready - vorbereitet für altengerechtes Wohnen“
- 01/2013 - 09/2013 Evaluation von Zukunftswerkstätten zum Thema „Gut leben im Alter“ im Auftrag der Landeszentrale für Gesundheitsförderung in Rheinland-Pfalz e.V. (Honorarvertrag)
- 03/2013 - 04/2013 Vorbereitung, Durchführung und Auswertung von Erhebungen für das Kuratorium Deutsche Altershilfe, Köln (Honorarvertrag)

Ausbildung

- 1999 - 2002 Gymnasiale Oberstufe am Berufskolleg für Wirtschaft und Verwaltung Aachen, Abschluss: Abitur
- 09/2002 - 05/2008 Studium der Soziologie an der Universität Trier
- 09/2004 - 04/2005 Auslandssemester an der Universidad de Sevilla, Spanien